

Weiner Geschichtsfreund



Aus der Wiener Geschichte

Weiner Geschichtsfrönn

aus der Wiener Geschicht

Nr. 32

2014

Herausgeber: Veiner Geschichtsfrënn
Redaktion: Jean Milmeister 1, rue de Brouch L-7481 Tuntange
Redaktionsvorstand: Jean Milmeister, Josy Bassing, Ton Eggen
Druck: UNIJEP 19, rue de l'industrie L-8096 Bertrange
Deckel: Zeichnung von Martinus Kuytenbrouwer (1854)
Für den Inhalt der einzelnen Beiträge, die nicht unbedingt die Meinung der
Schriftleitung wiedergeben, sind die Verfasser verantwortlich
Nachdruck der Artikel, ganz oder teilweise, nur mit Erlaubnis

VIRWUERT

Vrua 40 Jor, de 14. Dezember 1974, hott de Wéisse Pater Hoffmann an der Humass an der Veiner Trinitarierkierch dem Dechen Albert Gricius feierlech dee leetzten stirfliche Rest, de Kop vuam Yolanda vua Veinen, feierlich iwwerrecht, deen du an em Reliquar vruan der Sakristei ousgestallt gouf.

Dat gung esu: wei ech 1970 op Téinten koum, sen ech am Märjendall (Marienthal), dään an derselwichter Gemään ass, no Spure vuam Yolanda vua Veinen, dat vuan 1248 bis 1283 do am Dominikanerinnenkluster war, kucke gaangen.

Ech sen direkt op de Yolanda-Tur gestuuss, vuan dääm d'Leit erzielt hon, d'Yolanda wier do agespoort gewääst. Ma dat konnt net sänn, well ischtens war d'Yolanda an em Tur vuam Veiner Schlooss agespoort, fir dass et net kënnt fortlafen, fir an d'Kluster ze goen, an zweetens hott et de Yolanda-Tur ni geséien, well dään erischt ous dem 19. Jorhonnert staamt.

Vuam Dominikanerinnenkluster an der Kierch war kääm Spuer méi ze séien, a seiner Plaz stung e kläänt Kluster an en Kierch, déi d'Wéiss Patren am 19. Jorhonnert gebaut haten. Erischt vruan e Jor er zwanzig hott de Professor Linden am Goort d'Fëllementer vuan der Dominikanerinnenkierch ousegruawen, déi nooch ënnert dem Priorat vuam Yolanda geloocht gi waren.

Grad wéi d'Veiner Trinitarierkluster war d'Dominikanerinnenkluster am Märjendall 1783 duerch en Dekret vuam iisteréichische Käser Jouseph II. opgeliist gään.

De Mobiliar ass direkt verkaaft gään: den Haaptaltor ous schwoorzem Marber kum op Jonglénster, dei zwee gruss Séitenaltär sen op Steesel verkaaft gään, vuan den zwee klänen Seitenaltär koum een op Téinten, deen aneren an d'Abtei Neumünster an d'Chouergestéill krut d'Par Braneburg. De Vincent Légier hott 1800 d'Klustergebai kauft.

Am Jor 1823 sen d'Dominikanerinnenkluster an d'Kierch ofgerappt gään a mat de Steen hott den holleenische Kinnik zu Walfer a Päerdsstall baue geloss ous deem méi spitt e Schlooss gouf.

Am Chuer vuan der Klusterkierch am Märjendall gouf d'Yolanda, wéi et de 17. Dezember 1283 gestuerwen ass, op der Evangelienséit ënnert em einfache bloe Steen mat der Schrëft „SOROR IOLANDIS DE VIENNA, HVIVS DOMI PRIORISSA, DEFUNCTA IN DNO AO 1283. RIP“begruawen.

Méi spitt war dese Steen den Dominikanerinnen ze einfach an se hon am Chuer een zwee Fouss hi Grafplack mat em Relief vuam Yolanda an eener laanger Schrëft, déi ronderëm de Steen gelaf ass, maache geloss.

Ma wat ass mat dem Yolanda seinem Graf geschéit, wéi d'Kluster 1823 ofgerappt gouf?

Den Dr. Auguste Neyen (1809-1882), Dokter an Historiker, hott behaapt, d'Yolanda wir ni ous dem ale Graf an dat neit emgebeet gään. En hott di blo Grafplack ophiewe geloss an se hon e Skelett fond. Den Auguste Neyen sot, dat wiren déi stirflich Iwerrester vuam Yolanda. En hott den Duddekop vuam Yolanda matgeholl a no seinem Dudd koum en den 12. Dezember 1882 op Epernay, bei e Member vun der Famill. Den 12. Juni 1883 koum de Kop an de Besëtz vua seiner Niesse Anne Malvine Virginie Letellier-Neyen (1837-1909). Duerno kruten Dominikanerinnen zu Lëtzebuerg de Kop an den 23. Februar 1932 koum en zeréck an de Märjendall bei d'Wéiss Patren.

Am Jor 1974 waren nooch e poor Wéiss Patren iwregbliwen, déi de Märjendall verlooss haten. Ech hon 4 Wéiss Patren zu Bouneweg an em Appartement fond.

Wéi ech nom Kop vuam Yolanda gefrot hon, hott de Pater Hoffmann een hëlze Këst, déi d'Form vuan em Wiirfel hat, uewen vuan em Schaf erofgeholl. En hott e Schlämpchen opgemat an den Deekel opgeklappt. Do loug - op rudder Seid wann ech mech gutt erënneren - en Duddekop dääm sein Hirschual opgeseet war. Dobéi loug en Ziädel, dass et de Kop vuam Yolanda wir. Ech hon en Photo vuam Duddekop gemat an zum Pater Hoffmann gesot:

"Dee leetzten Iwerrest vuan der silliger Yolanda häät awer méi een wiirdeg Plaz verdéint, wéi an er Kest uewen op em Schaf!"

"A wou wir dat?" hot de Pater Hoffmann gefrot.

"Ma...vléicht zu Veinen an der Trinitarierkierch, déi 1248 gebaut gouf, wéi d'Yolanda an de Märjendall an d'Kluster gung."

De Pater Hoffmann war domat averstanen a wéi ech dem Dechen Albert Gricius dovuon erzielt hon, war dään hellop begeistert.

Su koum dee leetzten stierflichen Rest vuam Yolanda, 726 Jor nodeem et vua Veinen an d'Kluster am Märjendall gaange war, nees heem op Veinen.

Jean Milmeister



De Yolanda-Tur am Märjendall



J. P. Scholtes, der letzte Viandener Scherenschleifer (1962)
(Foto: P. Dimmer)

Jean Milmeister

VOR 100 JAHREN, AM 22. AUGUST 1914, BESUCHTE GROSSHERZOGIN MARIE ADELHEID VIANDEN



Am 22. Juli 1914 weilte die junge Großherzogin Marie Adelheid zu Besuch in Vianden. Neben ihr haben die Prinzessinnen Charlotte und Hilda platzgenommen, dahinter stehen Generaldirektor (Minister) Braun, Distriktskommissar Schiltz, der Kammerherr Graf von Stolberg, der Flügeladjutant Hauptmann Speller, Bürgermeister Henri Petges und die Schöffen Hess und Fox.

"Am Nachmittage des 22. Juli 1914 beehrte I.K.H. die Großherzogin Maria Adelheid die Stadt Vianden mit ihrem Besuche. Die Landesfürstin war begleitet von den Prinzessinnen Charlotte und Hilda, einer Hofdame, dem Kammerherrn Grafen von Stollberg und dem Flügeladjutanten Hauptmann Speller. Herr Generaldirektor Braun war bereits eine Stunde früher mit dem Herrn Distriktskommissar von Diekirch erschienen, um die notwendigen Anordnungen zu treffen. Längs der Straße bildeten die Feuerwehren von Vianden und Weiler sowie die Schuljugend des Kantons Spalier; die Knaben trugen Fähnchen, die Mädchen Blumen in der Hand. Von allen Seiten waren Fremde herbeigeeilt, um Zeuge zu sein, wie die Viandener ihre Landesfürstin begrüßen würden. Die Stadt war festlich geschmückt und reich beflaggt. Punkt 4 Uhr verkündete der von der Musikgesellschaft „Concordia“, die bei dem am

obern Ende der Stadt errichteten Triumphbogen Aufstellung genommen hatte, intonierte „Wilhelmus“ und der weithin schallende Jubelruf der Schulkinder die Ankunft des hohen Besuches. Zwei Minuten später langten die fürstlichen Herrschaften bei dem festlich geschmückten „Maisgarten“ unterhalb der Pfarrkirche an, wo sie mit lauten und begeisterten Vivatrufen aus den dichten Scharen der Bevölkerung und den Klängen des „Wilhelmus“, welchen die Philharmonische Gesellschaft anstimmte, begrüßt wurden. Vorne auf dem Maisgarten hatten der Herr General-Direktor des Innern, Herr Bürgermeister Petges, die HH. Schöffen Heß und Fox, Herr Dechant Zieser, Herr Deputierter Klees, Herr Distriktskommissar Schiltz, die Herren Gemeinderäte und Herr Stadtsekretär Bassing Aufstellung genommen. Als I.K.H. die Großherzogin mit den Prinzessinnen aus dem Automobil gestiegen und die Treppe zum Maisgarten heraufgekommen war, trat Herr Bürgermeister Petges vor und hielt an Allerhöchstdieselbe eine tiefgefühlte Ansprache, die mit brausenden Hochrufen aufgenommen wurde. Hierauf wurden I.K.H. der Großherzogin Maria Adelheid und den Prinzessinnen Charlotte und Hilda überaus prachtvolle Blumensträuße durch fünf weißgekleidete Mädchen überreicht. Nachdem I.K.H. die Großherzogin in huldvollsten Ausdrücken die Ansprache des Herrn Bürgermeisters beantwortet, und allen vorhin genannten Herren, welche ihr vom Herrn General-Direktor Braun einzeln vorgestellt wurden, freundlichst die Hand gereicht hatte, begaben sich die fürstlichen Herrschaften mit ihrem Gefolge und den Honoratioren auf den mit Tannen, Blumen und Fähnchen reich geschmückten Musikkiosk. Nachdem sie dort Platz genommen, defilierte die gesamte Schuljugend des Kantons mit dem Lehrpersonal an Ihnen vorbei, worauf Herr Oberprimarlehrer Probst mit seinen Schülern, unter den Klängen der Philharmonischen Gesellschaft, Freiübungen ausführte. Dann folgten Vorführungen einer Abteilung des Turnvereins. Eine halbe Stunde mochte verflossen gewesen sein, als die höchsten Herrschaften sich mit Gefolge zum Besuche der altehrwürdigen Stadtpfarrkirche, der ehemaligen Trinitarierkirche aufmachten. An dem großen Portale der Kirche wurden I.K.H. die Großherzogin und die Prinzessinnen von dem Klerus des Kantons empfangen und von dem hochw. Dechanten Herrn Zieser mit einer warmen Ansprache begrüßt, die huldvollst erwidert wurde. Geleitet vom Herren Dechanten, besichtigten die Fürstlichkeiten das Innere der Kirche, die in ihr sich befindlichen historischen Denkmäler, und nahmen u. a. auch ein aus der Burg Vianden herstammendes gesticktes, sehr kostbares Meßgewand mit vielem Interesse in Augenschein. Am Portale wieder angelangt, sprach I.K.H. die Großherzogin dem Herrn Bürgermeister Petges für den schönen Empfang und dem Herrn Dechanten für seine interessanten Erklärungen, den herzlichsten Dank aus. Dann bestiegen die fürstlichen Herrschaften das Automobil und verließen von den Segenswünschen der Bürgerschaft begleitet, die Stadt. Die Volkshymne, die patriotischen Weisen der beiden Musikgesellschaften und die begeisterten Vivatrufe der Schuljugend und der Volksmenge, die sich von der jugendlichen Anmut und Liebenswürdigkeit der Landesfürstin und ihrer Prinzessinnen Schwestern angezogen fühlte und sich dicht herandrängte, klangen den Wagen nach, die den hohen Besuch wieder entführten. Die freudige Aufregung unserer Bevölkerung, das laute und stürmische Vivatrufen, die herrliche Beflagung der Häuser und die festliche Ausschmückung des Maisgartens, gaben sicher der Landesfürstin die Überzeugung, daß ihr hoher Besuch alle Viandener hochbeglückt hatte. " schreibt Theodor Bassing in der "Chronik der Stadt Vianden vom Jahre 1815-1925"

Erst zwei Jahre zuvor, am 18. Juni 1912, hatte Marie Adelheid nach einigen Schwierigkeiten und Streitigkeiten mit 18 Jahren als Großherzogin den Eid auf die Verfassung geleistet.



Am 21. Juli 1893 wurde Erbgroßherzog Wilhelm IV. von Luxemburg mit Maria- Anna von Braganza, der Tochter des ehemaligen Königs Miguel I. von Portugal, auf dem fürstlich- lichtensteinischem Schloss Fischhorn bei Zell am See verheiratet. Das junge Paar nahm seinen Wohnsitz in Schloss Berg.



I. K. H. Großherzogin Maria-Anna
von Luxemburg.

S. K. H. Großherzog Wilhelm
von Luxemburg.



Prinzessin Hilda. Prinzessin Marie Adelheid. Prinzessin Charlotte. Prinzessin Sophie.
Prinzessin Elisabeth. Prinzessin Antonia.

Da Großherzog Wilhelm IV. nur sechs Töchter hatte
(v.l.n.r.: Hilda, Marie Adelheid, Charlotte, Sophie, Elisabeth und Antonia)
und keinen männlichen Nachfolger, erhob sein Cousin, Graf Georg von Merenberg,
1907 Ansprüche auf den Luxemburger Thron

(Karte Ch. Bernhoeft - Collection Jean Milmeister)

Als 1868 Nikolaus von Nassau-Weilburg, der Halbbruder von Herzog Adolph von Nassau, diesem mitteilte, er werde Natalia Puschkin, die Tochter des russischen Dichters Alexander S. Puschkin heiraten, verweigerte Adolph von Nassau seine Zustimmung als Chef des Hauses Nassau-Weilburg, weil die Braut nicht ebenbürtig und geschieden war. Alexander Puschkin gehörte dem altrussischen Erbadel an, aber nicht dem Hochadel. Die geplante Hochzeit verzögerte sich und am 1. Juni 1868 brachte Natalia Puschkin in Genf eine Tochter zur Welt, die den Namen Sophia erhielt. Erst einen Monat später, am 1. Juli 1868, heiratete Prinz Nicolas von Nassau-Weilburg in London Natalia Puschkin in einer morganatischen Ehe (vom althochdeutschen „morgan“, Morgen), bei der die unebenbürtige Braut nur das Recht auf eine Morgengabe hatte, das Geschenk des Adligen an die Ehefrau am Morgen nach der Brautnacht, um sie für den Fall der Verwitwung abzusichern, denn sie und ihre Kinder waren nicht erbberechtigt. Einen Monat später, am 29. Juli 1868, verlieh Fürst Georg von Waldeck-Pyrmont (1831-1893), der Gatte von Helena von Nassau-Weilburg (1831-1888), der Schwester von Prinz Nikolaus, der neu vermählten Natalia Puschkin den Titel einer Gräfin von Merenberg, den auch ihre Nachkommen tragen durften.

Prinz Nikolaus von Nassau-Weilburg und Natalia Alexandrowna Puschkin, Gräfin von Merenberg, hatten drei Kinder: Sophia, Alexandra und Georg.

Die Thronansprüche des Grafen von Merenberg

Großherzog Adolph starb am 17. November 1905 in Hohenburg im Alter von 88 Jahren und wurde am 22. November 1905 dort beigesetzt. Noch am selben Tag leistete sein Sohn Wilhelm IV., den er schon am 4. April 1902 als Statthalter eingesetzt hatte, vor der nach Hohenburg zur Bestattung gereisten Kammerdeputation den Eid auf die Verfassung.

In Luxemburg wartete man vergebens auf die Ankunft des neuen Großherzogs, denn er hatte im Januar 1906 einen Schlaganfall erlitten, von dem er sich nie wieder erholen sollte.

Als in seinem Gesundheitszustand eine leichte Besserung eintrat, so dass er sich wieder mit Regierungsgeschäften befassen konnte, bemühte er sich, seine Nachfolge zu sichern.

Eigentlich war es nach den Bestimmungen des nassauischen Erbvertrags von 1783 klar, dass nach seinem Tod und dem Aussterben aller männlichen Mitglieder des Hauses Nassau die weibliche Erbfolge gelten würde, so dass seine älteste Tochter, die Prinzessin Marie Adelheid, den Thron erben würde. Doch um sicher zu gehen, erließ er in Santa Margherita, wo er zur Erholung weilte, ein neues Familienstatut, das festhielt, dass er der letzte Agnat des Hauses Nassau war. Das Großherzoglich-Luxemburgische und Herzoglich-Nassauische Fürstenhaus sollten fortan eine unzertrennliche Einheit bilden und das Fideikommissvermögen absolutes Hausvermögen bleiben.

Wilhelm IV. ließ das neue Familienstatut von den Regierungsmitgliedern gegenzeichnen und am 16. April 1907 der Abgeordnetenkammer unterbreiten. Das rief nicht nur den Grafen von Merenberg, sondern auch die neu gegründete sozialistische Partei auf den Plan.

Graf Georg von Merenberg wurde am 13. Februar 1871 als Sohn von Prinz Nikolaus von Nassau (1832-1905) und Natalia Puschkin (1836-1913) geboren. Da sie in einer morganatischen Ehe verheiratet waren, war er nicht erbberechtigt. Als er nach dem Schlaganfall Wilhelms IV. die Regierungsunfähigkeit des Großherzogs voraussah, ließ er am 5. Februar 1907 von Dr. Max Silberstein folgendes Gutachten ausstellen:

„Ich gebe mein Gutachten dahin ab, dass Graf Merenberg als männlicher Abkömmling des Hauses Nassau den Cognaten vorgeht, dass dies sowohl durch die positiven Satzungen des Hauses als durch das Reichsherkommen betätigt wird und die Sukzessionsrechte des Grafen Merenberg weder durch die Erklärungen seines Vaters noch andere rechtlich erhebliche

Umstände ausgeschlossen werden. Mithin steht dem Grafen Merenberg mit dem Aussterben des fürstlichen Agnatenhauses die volle Sukzessionsfähigkeit im Hause Nassau und damit das Recht auf den Thron des Großherzogtums zu."

Dieses Rechtsgutachten überbrachten im April 1907 drei Abgesandte Merenbergs dem Kammerpräsidenten Auguste Laval mit folgendem Brief:

„A Monsieur le Président de la Chambre des Députés.

En ma qualité de fils de Son Altesse feu le Prince Nicolas de Nassau et comme le plus proche agnat du Souverain, je suis désigné à la succession, conformément à la Constitution du Grand-Duché et au Pacte de Famille de la Maison de Nassau du 30 juin 1783.

Il n'y a pas besoin de nouvelle loi et je m'attends à ce que la Chambre des Députés respecte mes droits bien acquis. J'ajoute une expertise juridique du Conseiller de Justice Docteur Silberstein, qui sera suivi dans quelques jours de celle de Monsieur Hans de Frisch, professeur de droit à l'Université de Bâle.

La communication suivante a été reçue par moi en réponse à ma demande adressée par télégraphe au Conseiller intime de justice, professeur Hänel, qui occupe à l'Université de Kiel la chaire du droit public et qui est considéré comme l'une des plus grandes autorités et comme l'un des savants les plus distingués:

„Ich habe den beiden Gutachten in ihrem Resultat und in ihren wesentlichen Begründungen zugestimmt.'

„Je me joins à l'opinion exprimée dans les deux avis, autant dans son résultat final que dans ses décisions annuelles.'

Graf Georg von Merenberg"



Heftige Kammerdebatten um die Thronfolge

Sowohl Adolph wie Wilhelm IV. hatten die größte Zeit des Jahres außerhalb Luxemburgs in ihren Schlössern in Bayern verbracht. Adolph war zu alt und in den Luxemburger Verhältnissen zu unerfahren, um sich aktiv an den Staatsgeschäften zu beteiligen, Wilhelm IV. der schon 1898 einen Schlaganfall erlitten hatte, war bereits bei der Thronbesteigung vom Tode gezeichnet, so dass Staatsminister Paul Eyschen, sich den Kräfteverhältnissen in der Kammer anpassend, frei schaltete und waltete.¹⁾

Graf Georg von Merenberg (1871-1948), der Sohn von Nikolaus von Nassau und Natalia Alexandrowna Puschkin, erhob 1907 Ansprüche auf die Luxemburger Thronfolge

1) Gilbert Trausch. Du Particularisme à la Nation. Luxembourg 1989, S. 250

Nun drohte das zu ändern.

„La Grande-Duchesse Marie-Anne était une catholique fervente et avait veillé à l'éducation religieuse des princesses. Ce fait troublait l'équilibre qui s'était établi entre cléricaux et anticléricaux...“²⁾

Bei den Kammerdebatten um das neue Familienstatut des Hauses Nassau, das Prinzessin Marie Adelheid die Nachfolge sichern würde, griff Dr. Michel Welter (1859-1924), der Gründer der sozialistischen Partei, die Monarchie vehement an. Léon Metzler erklärte, er sehne den Tag herbei, wo man diese „vieilloteries“ über Bord werfen könne.

Doch der Jurist Joseph Brincour setzte sich mit tiefgründiger Überzeugungskraft für das Fürstenhaus ein.

Nach langwierigen Wortgefechten, die sich über die Sitzungen vom 4. Juni bis 5. Juli 1907 hinstreckten und im Sitzungsbericht der Kammer 510 Seiten einnehmen, wurde das nassauische Familienstatut schließlich mit 41 gegen 7 Stimmen angenommen. Damit wurde Prinzessin Marie Adelheid zur Erbin der Luxemburger Krone und des nassauischen Fideikommissvermögens.

Graf Georg von Merenberg reichte daraufhin vor dem Gericht in Wiesbaden eine Klage zur Erlangung der Rechte am nassauischen Vermögen ein, die in erster Instanz abgewiesen wurde.

Schließlich kam es zu einem Vergleich, bei dem der Graf von Merenberg gegen eine Jahresrente von 40 000 Mark für sich und seine Nachkommen auf alle Rechte verzichtete.

Graf Georg Nikolaus von Merenberg hatte am 12. Mai 1895 in Nice die Prinzessin Olga Juriewsky geheiratet, die am 9. Oktober 1873 in St. Petersburg geborene Tochter des Zaren Alexander II. (1818-1881) aus seiner zweiten, morganatischen Ehe mit Prinzessin Katharina Dolgoruky. Nachdem seine Gattin Olga am 10. August 1925 in Wiesbaden gestorben war, hatte Georg von Merenberg am 2. Januar 1930 in zweiter Ehe Ada Moran geheiratet, die am 12. Mai 1942 in Zürich starb.

Aus seiner ersten Ehe mit der Zarentochter Olga Juriewsky hatte Georg von Merenberg zwei Kinder: Georg und Olga.

Georg Michael von Merenberg wurde am 16. Oktober 1897 in Hannover geboren. Er heiratete am 7. Januar 1926 in Budapest Paulette de Köver de Gyergyos, von der er am 13. Juli 1928 geschieden wurde. Er heiratete am 27. Juli 1940 in Wiesbaden in zweiter Ehe Elisabeth Müller. Aus dieser Ehe hatte er eine Tochter, Elisabeth Clotilde von Merenberg, die am 14. Mai 1941 geboren wurde und 1965 Enno von Rintelen heiratete.

Olga Katharina von Merenberg wurde am 3. Oktober 1898 in Wiesbaden geboren. Sie heiratete am 14. November 1923 Michail Tarielowitsch, Graf Loris-Melikoff. Ihr Sohn Alexander, Graf Loris-Melikoff, heiratete Michèle Prunier aus Düdelingen. Sie hatten vier Kinder: Anne (* 1959), Dominique (* 1961), Nathalie (* 1962) und Michel (1964)

²⁾ Christian Calmes - Danielle Bossaert. L'Histoire du Grand-Duché de Luxembourg de 1815 à nos jours. Luxembourg 1994, S. 293

Thronwechsel

Schon 1907 hatte der todkranke Großherzog Wilhelm IV. einen Familienrat eingesetzt, dem sein Schwager, Friedrich II. von Baden, der Gatte seiner Schwester Hilda von Nassau-Weilburg, sowie Alois von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, der Cousin seiner Gattin Maria Anna, und Fürst Friedrich von Waldeck-Pyrmont, der Cousin des Großherzogs angehörten.

Am 19 März 1908 setzte er seine Gattin Maria Anna als Statthalterin ein. Nachdem die Ärzte im November 1908 die Regierungsunfähigkeit des Großherzogs festgestellt hatten, bestimmte die Kammer am 13. November 1908 die Großherzogin-Statthalterin Maria Anna als Regentin bis zur Volljährigkeit ihrer Tochter Marie Adelheid.



Marie Adelheid

Nach langer Krankheit starb Großherzog Wilhelm IV. am 25. Februar 1912 auf Schloss Berg. Die Großherzogin Maria Anna führte die Regentschaft bis zum 18. Geburtstag ihrer Tochter Marie Adelheid am 14. Juni 1912. Vier Tage danach leistete, umjubelt von der Bevölkerung, die erste seit Jahrhunderten im Lande geborene Fürstin den Verfassungseid.

Die junge Großherzogin hatte vor die verfassungsmäßigen Rechte, die ihr Großvater Adolph und ihr Vater Wilhelm IV. nicht voll ausüben wollten oder konnten, wahrzunehmen. Doch als die energische, aber unerfahrene achtzehnjährige Marie Adelheid die Zügel des Staates übernehmen wollte, hatten die Zeiten geändert und es war zu spät. Das parlamentarische System hatte sich gefestigt und die Wahlen von 1908 hatten den von Dr Michel Welter geleiteten Linksblock an die Macht gebracht.

Da Marie Adelheid aufgrund ihrer Erziehung tief religiös und mit der katholischen Kirche verbunden war, wurde sie verdächtigt, in ihrer Politik von klerikaler Seite beeinflusst zu sein. Marie-Adelheid war schlecht beraten, als sie 1912 die Unterschreibung des Schulgesetzes, das von Bischof Koppes heftig bekämpft wurde, hinausgab, und als sie den früheren Abgeordneten Joseph Brincour, der eine Hauptstütze der Krone in der Merenberg-Affäre war, als Mitglied des Staatsrates, und Professor Edouard Oster, ihren langjährigen Privatlehrer, als Direktor der Lehrernormalschule ablehnte, weil beide als Freidenker galten. Als sie unter dem Einfluss ihrer Ratgeber die Kammer auflöste, wurde sie in den Wahlkampf gezerrt.

Großherzog Adolph war mit seiner ganzen deutschen Hofhaltung nach Luxemburg gekommen und auch Wilhelm IV. und Marie Adelheid hatten diese beibehalten. So fand die Bevölkerung während des Ersten Weltkriegs Marie Adelheids Umgebung sei zu stark mit Deutschen durchsetzt. Als sie auf Anraten von Staatsminister Paul Eyschen den bei seinen Truppen in Luxemburg weilenden deutschen Kaiser empfing, warf man ihr Deutschfreundlichkeit vor. Auch die Alliierten nahmen nach dem Krieg eine ablehnende Haltung gegenüber der Großherzogin ein.

Zar Nikolaus II., der Neffe des Grafen Georg von Merenberg, der 1917 abgedankt hatte, wurde am 16. Juli 1918 in Jekaterinburg mit seiner Familie ermordet. Die revolutionäre Bewegung, die in Deutschland den Kaiser und alle andern Monarchen zur Abdankung zwang, erfasste bald auch Luxemburg.

Nachdem die Kammer am 12. November 1918 knapp mit 21 gegen 19 Stimmen bei drei Enthaltungen die Absetzung der Großherzogin Marie Adelheid abgelehnt hatte, dankte diese nach neuen Tumulten am 10. Januar 1919 ab und überließ ihrer Schwester Charlotte den Thron.

Am 14. September 1920 trat Marie Adelheid in das Karmeliterinnenkloster zu Modena ein. Doch die strengen Klosterregeln überforderten ihre schwächliche Gesundheit. Sie musste das Kloster verlassen und zog sich schließlich zu ihrer Mutter Maria Anna auf Schloss Hohenburg zurück. Am 24. Januar 1924 verschied sie dort nach längerer Krankheit im Alter von 29 Jahren.

Graf Georg von Merenberg, der ihr 1907 den Thron streitig gemacht hatte, starb ein Vierteljahrhundert nach ihr, am 31. Mai 1948, in Wiesbaden im Alter von 77 Jahren.

Heute ist die Merenberg-Affäre in Luxemburg weitgehend in Vergessenheit geraten, doch an Alexander Sergejewitsch Puschkin erinnert das russische „Centre Culturel A. S. Pouchkine“, das 1974 diesen Namen erhielt, weil ich in einem Zeitungsbeitrag³⁾ hervorgehoben hatte, dass der Thronprätendant Georg von Merenberg der Enkel Puschkins war.⁴⁾

³⁾ Jean Milmeister. Lorsque le petit-fils de Pouchkine élevait des prétentions sur le trône grand-ducal. Luxemburger Wort 6.7.1972

⁴⁾ H(enri) B(laise). L'inauguration du Centre culturel Pouchkine. Luxemburger Wort 19.11.1974

VIANDENER WEINBERGE

Seit dem Jahre 1925 wächst in Vianden kein Wein mehr. Unser Bild, aus dem Jahre 1907, zeigt die Weingartenanlagen unterhalb der Oranienburg bis zum Hockelsturm noch in ziemlicher Pflege. Manche Zeitgenossen der älteren Jahrgänge erinnern sich, daß sie von dem Wehrgang der Burg herunter diese Rebstöcke in Augenschein nahmen. Bekannt sind auch die spöttischen Anekdoten über den Viandener Wein, der ein Kniebrecher gewesen sein soll, da er, im Übermaß getrunken, nicht so sehr den Kopf verwirrte als vielmehr die Beine dienstuntauglich machte. Oder es wird auf den Viandener Wein die allerorten bekannte Flause vom Dreimännerwein bezogen, gemäß welcher einer trinkt, ein zweiter den Trinker festhält, damit er nicht entwischen kann, und ein dritter den Trank dem gemarterten Trinker in die Gurgel schüttet. Oder es geht die Sage von der Notwendigkeit, daß ein Viandener, der vom dortigen Gewächs über Gebühr getrunken, von der bekümmerten Ehegattin gegen Mitternacht von einer Seite auf die andere gewendet werden müsse, da ihm sonst das ätzende Getränk die Magenwand zersetzt.

Solcherlei Geschichten werden in allen Weingegenden gleicherweise erzählt. Sie kommen dem Viandener Wein zu Unrecht zugeflogen. Denn wenn dieser ein gar so himmelschlechtes Produkt gewesen wäre, dann hätten ihn die Viandener nicht in solcher Fülle angebaut, wie dies ehemals der Fall war. In der Katasteraufstellung unter der Herrschaft der Kaiserin Maria Theresia, also kurz nach 1766, wies Vianden ein Weinbergareal auf, das sich auf etwa 40 ha belief. Zum Vergleich ziehen wir die Katastererklärung des Hofes Lenningen heran, der die Orte Ehnlen, Lenningen und Canach umfaßte und 113 Morgen Weingärten besaß, also weniger als Vianden.

Diese, verblüffende Tatsache fordert zur Frage auf, wieso damals auf ungünstigem Gelände der Weinbau in hoher Blüte stehen konnte.

Vianden war eine Stadt, Mittelpunkt einer weit ausgedehnten Grafschaft, ein Handelszentrum, sowie Gerichts- und Verwaltungsort für ein Gebiet, das an Flächeninhalt den heutigen Kanton Diekirch weit hinter sich ließ. Reiche Einkünfte flossen den Gerichtsherren, den Kaufhändlern, den Handwerkern usw. zu, die sich deshalb den Luxus des Weintrinkens leisten konnten. Von 286 Deklaranten der Katastertabelle besitzen 173 einen Weingarten, also nahezu zwei Drittel. Der Eimer (Ohm), etwa 130 Liter, wird laut Schätzung der Taxatoren auf einen Wert von 5 Gulden und zwölf Stüber veranschlagt. Von auswärts bezogen, hätte sich der Weinpreis auf ein Vielfaches dieser Summe gestellt; dies wegen der Transportkosten. Von allen Fronlasten waren die Weintransporte für den Fronherrn am meisten gehaßt. Mann und Pferde konnten in den schluchtenähnlichen Wegen von damals draufgehen. Man brauchte Tage und Wochen, um die gewichtigen Fässer auf der Achse zu den Herrschaftssitzen zu befördern. Also bequemten sich die Weinliebhaber, in nächster Nähe einen zwar geringeren, aber doch leicht faßbaren Wein zu ziehen. Daher kam es, daß besonders in der Nähe der Burgen und Klöster, wie auch der Landstädtchen, Weinberge angelegt waren, deren Erinnerung heute noch in dem Flurnamen „Wangert“ (direkt hergeleitet von dem ehemals üblichen Namen Weingarten) fortlebt.

Bis ins Ösling hinauf läßt sich dieses Namenrelikt ermitteln. Johannes Kalbersch zitiert in dem ersten Band seiner Abhandlung über „Brauch und Mißbrauch geistiger Getränke“, (Diekirch, 1854) eine Menge solcher Wangersorte; nennen wir Rodenborn, Mensdorf, Steinbrücken, Kayl, Esch a. d. Alzette, Bissen (bis 1854), Hovelingen, Wiltz, Küntzig, Bour bei Ansemburg, Führen, Heisdorf und Rollingergrund. (Unter einem Felshang am Kéibierg, beim Fetschenhof bei Luxemburg, wurde erst vor etwa fünfzehn Jahren ein Miniaturweinberg angesetzt). Sogar in Mecher faßte die Rebe Fuß in einem Hang, der mit dem möglicherweise lateinischen Namen Präcollisbiereg bedacht war. Die Diekircher Weinberge werden von dem Italiener Guiccardini in seiner Reisebeschreibung 1567 erwähnt. Mehrere Lagenamen blieben erhalten; so Heimrich, uff dem Bellefloss, uff Faulert, bei dem Bastendorfer Weegh, in den Laachen. 1621 wird ein „rode Weingardt im Groff“ namhaft gemacht. Der Niedergang scheint schon im 17. Jahrhundert begonnen zu haben; ein „verfallener Weingard“ wird erwähnt 1653, ein anderer, „so nunmehr Driesch“, 1693. Wollte man Forschungen anstellen, so ergäbe sich für Diekirch wie für Vianden ein ansehnliches Areal, in dem Weinbau betrieben wurde.



Weingartenanlagen unterhalb der Oranienburg (1907)

„In Vianden gehört zum Besitz des Fürstenhauses von Oranien und Nassau ein Kelterhaus samt Instrumenten und Zubehör“ so zu lesen im Kataster von 1766. Eine besondere Taxe wird den Rentherren für die jährliche Besichtigung der Weingärten gezahlt; sie macht zusammen 6 Reichsthaler und 7 Schilling aus.

Wenn sich 40 ha auf 173 Deklaranten verteilen, so bleibt für einige Kleinwinzer recht wenig übrig. Die Zerstückelung ist unglaublich. Theodor Eltz, Leyendecker seines Handwerks, hat nur 3 Ruthen, die Ruthe zu etwa 2 Quadratmeter gerechnet, also 6 Quadratmeter. Wilhelm Rau, „Wollschinder“ (was Wollkammer oder cardeur de laine bedeuten soll), hat einen Weingarten von 10 Ruthen lang und anderthalb Ruthen breit, was 48 Meter Länge und 5 Meter Breite ausmacht. Hans Adam Kintgen

hat einen verfallenen Weinberg von 10 Ruthen, also 2 Ares, der in zwanzig Jahren nichts getragen hat. Die einzige Ortsangabe finden wir für einen winzigen Weingarten von einem Ar, der in der Obersten Kinzbach liegt.

Die Abgaben waren hoch und vielfältiger Art. Den Zehnten, vereinzelt auch die Neunte oder das Neuntel, zahlten alle. Daneben müssen einzelne den vierten Krug an den Grundherrn abgeben, was für Pachtland stets der Fall war; oder ein Quantum Trauben, oder Wein im Most an das Schloß, oder an die Pfarrkirche in Vianden, an die von Roth, an die Kommanderie von Roth, an die Schloßkirche entrichten. Von dem Ertrag der Weingärten waren weiter abzuführen: Oel an die Gotteshäuser, Käse für die Esser bei den Gerichtssitzungen, Wachs ebenfalls an die Kirchen. Die Lasten waren ungleich verteilt; doch war gewöhnlich der Oelzins gering, wenn der Zehnte oder die sechzehnte Maß geschuldet war. Diese Belastung rührt daher von alten Kaufverträgen, in denen manchmal ein Stück Land gratis abgegeben wurde gegen Zinsentrichtung bis in alle fernen Zeiten.

Namen tauchen auf, deren Träger die Vorfahren von höchst achtbaren Familien des Landes waren. Ausgewanderte Viandener brachten sich oftmals hoch; es ist, wie wenn Wildlinge aus kargen Heckenböden in fruchtbares Erdreich verpflanzt werden, wo es für sie ein Leichtes ist, üppig zu gedeihen. Führen wir einige dieser Namen an, in denen viele aus Vianden stammende Familien ihre Ahnherren erkennen:

Jean Falize, Scheffen der Hochgerichtsbarkeit Vianden; Johannes Michel Roderich, Hochgerichtsrichter; Joh. Wilh. Feyder, ebenfalls Scheffen; Mathias Goldschmit, Rotgerber; Francois Wiroth, Zimmermann; Antonius Eydt. (viele dieses Namens lebten in Vianden); Nicolas Bettendorf, Wollenweber; Anton Bassing, Schumacher; Johannes Kliess oder Klees, Maurer; Heinrich Roger; Carl Bock; Paulus Poncing, Hutmacher; Peter Lauff, Rotgerber; Johannes Eiwes (Eiffes); Petrus Engelmann, Schuhmacher; Jacobus Schaller (soll aus Siebenbürgen stammen); Damianus Colling, Leyendecker; Dietz Dauffenbach, Bäcker; Carl Felsenhard, Goldschmied; Johannes Henges (Hentges?), Ackermann; Johannes Claudius Daleyden, Schreiner; Wittib Margaretha Staud (Staud?); Mathias Gallé; Sebastian Dosburg, Wollenweber; Wenzel Demuth, Lauer (-Gerber); Michel Metz, Ackersmann; Joseph Münster, Schlosser; Gerardus Gottlieb Wunderlich, Goldschmied; Peter Wolster, Zimmermann, dessen Sohn als napoleonischer Soldat in Polen die seltsamsten Abenteuer erlebte. (S. Schaack: Les Luxembourgeois au Service de la France); Andreas Arent, Kaufhändler; Marx Bettendorf, Faßbinder, Joachim Zwang (Zuang?), Bäcker; Nicolas Hanff; Ackersmann; Nicolas Pickart, Wollenweber; Damianus Andre, Notarius; Damianus Tesch, „Jungergesell“; Johann Peter Fallize, Wundarzt, u. a. m.

Auffallenderweise sind in dem Güterverzeichnis des Jahres V der Republik unter den Gütern des Prinzen von Oranien keinerlei Weingärten vermerkt, wo doch anzunehmen ist, daß zumindest diejenigen im Burgberg am Hockelsturm zum prinzlichen Besitz gehörten, und auch im Kataster von 1766 prinzlicher Weinbergbesitz aufgeführt wird. Das Gotteshaus Sanctae Trinitatis de redemptione captivorum „im Barbarenland“ (bei den Berbern in Nordafrika) steht mit rund 9 Morgen Weingärten und einem eigenen Kelterhaus obenan.

Heute sind die ehemaligen Weinberge an den Hängen des Ourtals teils überwaldet, teils zu Ackerland geworden oder gar mit Gestrüpp bestanden. Auch der Burgbering liegt pfleglos und verlassen da.

Burgen und Burgherren des Ourtals in den Notizen des französischen Dichters Victor Hugo

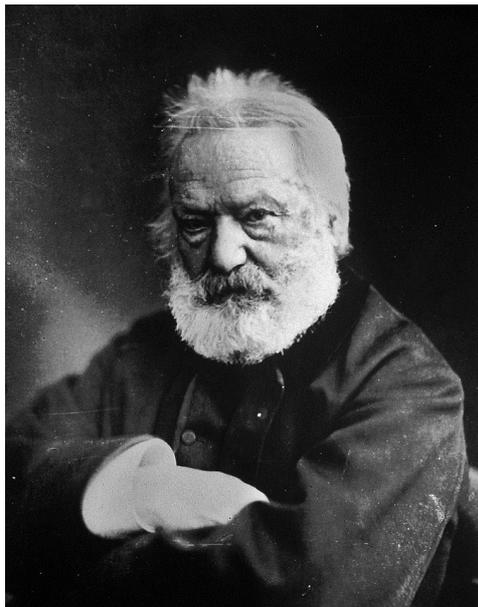
Am 5. Juni 1905 berichtete die „Trierische Zeitung“:

„Zum ersten Male seit seinem Bestehen hat der Eifelverein seine Frühjahrs-
hauptversammlung außerhalb der Grenzen des preußischen Staates im benachbarten
Luxemburg abgehalten. Seine Wahl fiel auf Vianden, die Perle des Luxemburger
Landes, die leider, namentlich von Trier aus, noch viel zu wenig besucht wird ...
Natur und Romantik reichen sich in Vianden die Hand, und den Hauptreiz des
Städtchens bilden die mächtigen Ruinen des Schlosses der Grafen von Vianden ... ”

Nun war die Wahl des Tagungsortes für die erste Auslandsversammlung des Ei-
felvereins nicht von ungefähr auf Vianden gefallen, denn nachdem 1889 die Ei-
senbahnlinie Diekirch-Vianden eröffnet und 1893 der Verschönerungsverein ge-
gründet worden waren, befand sich der Viandener Tourismus in vollem Aufschwung.

Zu diesem Aufschwung hatte der große französische Dichter Victor Hugo (1802-
1885), der viermal, 1862, 1863, 1865 und 1871, nach Vianden gekommen war, we-
sentlich beigetragen.

Von der Kanalinsel Guernesey aus, wo Victor Hugo damals im Exil lebte, war er
am 6. August 1862 von Clerf her durch das Ourtal nach Vianden gekommen und im
„Hôtel de Luxembourg“ abgestiegen.



Der französische Dichter Victor Hugo (1802-1885)
besuchte Vianden
in den Jahren 1862, 1863, 1865 und 1871.

Am folgenden Morgen besuchte er die
Burg und reiste am Nachmittag mit seinen
Begleitern in Richtung Echternach ab. Doch
die herrliche Landschaft und die Burgruine
hatten einen bleibenden Eindruck auf ihn
gemacht.

Am 25. September 1863 traf Victor Hugo
zu seinem zweiten Besuch in Vianden ein. Die
Viandener Musikgesellschaft brachte ihm ein
Ständchen dar. Bei seiner Ansprache an die
Musikgesellschaft sagte der Dichter:

„Ich liebe dieses reizende Land, ich bin zum
zweiten Male hier, ich werde nochmals
zurückkehren. Eure Stadt ist nicht bekannt genug,
sie ist nicht so bekannt, wie sie es sein sollte. Ich
werde alles tun, was in meiner Macht steht, um sie
besser bekannt zu machen und zu ihrem Wohlstand
beizutragen.“

Am folgenden Tag unternahm Victor Hugo mit dem Viandener Bürgermeister Adolphe Pauly eine Wanderung nach Falkenstein und notierte in seinem Tagebuch:

„Um 2 Uhr bei der Burg. Ein wilder Ort. Ein Turm und eine verfallene Brücke auf einer Kuppe mit Heidekraut. Ein Ochsenkarren kommt den Hohlweg herab. Die Burg ist wild, sie ist verlassen. Unter der Burg ein kleines armes Haus, wo die Witwe des letzten Barons wohnt...“

Es handelte sich um Marguerite de la Gardelle-Theis (1802-1884), die Witwe des Besitzers von Burg Falkenstein Jean-Jacques de la Gardelle (1777-1853), der jedoch kein Baron war.

Am 19. September 1865 kam Victor Hugo auf der Rückreise aus Deutschland zum dritten Mal nach Vianden, wo er sich für die Restaurierungsarbeiten an der Burgruine interessierte. Am folgenden Tag besuchte er die Burgen von Brandenburg und Bourscheid.

Am 30. Mai 1871 wurde Victor Hugo, der jetzt in Brüssel lebte, von der belgischen Regierung ausgewiesen, da er französischen Kommunisten bei sich Asyl angeboten hatte. Mit seiner Freundin Juliette Drouet, mit Alice, der Witwe seines Sohnes Charles, mit seinen Enkelkindern Georges und Jeanne sowie den Dienstmädchen Mariette, Louise und Suzanne kam er nach Vianden, wo er im ersten Stock des Hauses an der Brücke wohnte, in dem sich heute das Victor-Hugo-Museum befindet, während sein Gefolge gegenüber im „Hôtel Koch“ untergebracht war. In Vianden schrieb der Dichter einen Teil von „L'Année Terrible“, von seinem Fenster aus beobachtete er die mächtige Silhouette der Burgruine und das bunte Treiben der Viandener:

„Vianden, in dieser herrlichen Landschaft gelegen, die einst ganz Europa besuchen wird, besteht aus zweierlei, gleichermaßen ermutigend und eindrucksvoll: eine unheimliche Ruine und eine heitere Bevölkerung.“

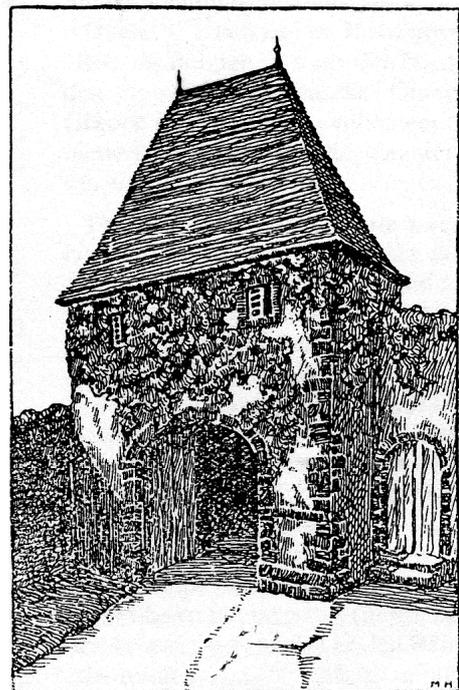
Am 17. Juni 1871 unternahm Victor Hugo mit Juliette, Alice und Georges einen Ausflug nach Falkenstein in der Kutsche von Bürgermeister Adolphe Pauly:

„Um 6 Uhr erreichten wir Falkenstein, nachdem wir die Our in einer Furt überquert hatten . . . Ich habe die alte Burg gezeichnet. Sie wird noch immer von den alten Herren bewohnt, die Bauern geworden sind.“

Am 12. Juli 1871 unternahm der Dichter eine Wanderung, auf der er Philipp André (1817-1892), dem Schloßherrn von Roth, und Jean Thomé-de la Gardelle, dem Burgbesitzer von Falkenstein, begegnete:

„Regen. Nasse Wanderung über die Höhe auf dem Waldweg. Oben auf dem Berg kommt ein Bauer in blauem Kittel vorbei, der mit einem Ast drei Schweine vor sich hertreibt. Es ist der Graf von Falkenstein. H. André, der preußische Gentleman und Schloßherr von Roth, redete ihn mit den Worten an. „Guten Tag, Graf von Falkenstein!“

Doch Jean Thomé-de la Gardelle, der Schwiegersohn von Marguerite de la Gardelle-Theis, die Hugo 1863 getroffen hatte, war weder Graf noch Baron.



Das Torhaus von Schloss Roth.

(Zeichnung M. Haagen)

Victor Hugo hatte Philipp André für den 13. Juli 1871 zum Abendessen eingeladen.

Die Familie André stammte aus Frankreich. Claude André aus Dijon, der 1684 mit den Truppen Ludwigs XIV. nach Luxemburg gekommen war, hatte Anne Velter aus Vianden geheiratet und sich dort niedergelassen. Ihr Sohn Damien André war Notar in Vianden. Er hatte zwei Söhne: Joseph André, Chirurg in Vianden, und Julien-Louis André, der dort als Notar tätig war. Als Schloß Roth 1797 zur Zeit der Französischen Revolution für 200 000 Livres veräußert wurde, faßte Julien-Louis André die Gelegenheit beim Schopf und erwarb den Herrnsitz, wo er sich mit seiner Gattin und seinen vierzehn Kindern niederließ.

Drei der Söhne, François-Julien André, Gerber und Besitzer des Rother Schlosses, Louis-Joseph André, Notar und Bürgermeister von Vianden, und Jean-Michel André, Gerber in Vianden und Steuereinnnehmer in Bettendorf, bildeten während der belgischen Revolution von 1830, als Belgien sich von den Niederlanden lossagte, eine starke Orangisten-Gruppe in Vianden, die vehement für die niederländische Dynastie Oranien-Nassau eintrat.

François-Julien André hatte zwei Söhne: Philipp André (1817-1892), Besitzer des Rother Schlosses, Mitglied der deutschen Fortschrittspartei und Landtagsabgeordneter, Ersatzdeputierter des Landkreises Bitburg für die Frankfurter Nationalversammlung, und Karl-Theodor André (1822-1883), Rechtsanwalt, Arbeiterführer und linksradikaler Politiker, Abgeordneter der Luxemburger Kammer von 1848 bis 1854 und von 1860 bis 1875. Karl-Theodor André war eine zwiespältige Figur: der Sohn des Rother Schloßherrn trat lautstark für die Belange der Arbeiter auf, so daß er den Beinamen „de rouden André“ erhielt, er verfaßte flammende, vehemente Arbeitermanifeste und veröffentlichte in Berlin zwei Büchlein mit spätromantischen Gedichten, und setzte sich 1867, nach der Auflösung des Deutschen Bundes, dem Luxemburg angehört hatte, für dessen Eintritt in den Norddeutschen Bund ein.

Am 4. August 1871 notiert Victor Hugo in seinem Tagebuch:

„Wir haben einen Spaziergang mit der kleinen Jeanne in ihrem Kinderwagen gemacht. Wir lösten uns ab, um sie zu ziehen. An der preußischen Grenze sahen wir H. André von Roth, der uns entgegenkam. Er lud uns ein, mit ihm nach Hause zu kommen. Ich habe Roth gesehen. Eine alte romanische Kirche mit einer sehr merkwürdigen Apsis aus dem neunten Jahrhundert, mit Rundnischen, die übereinander angebracht sind. Hier ist das Romanische noch fast römisch. Daneben, in der Außenmauer ein Grabstein des elften Jahrhunderts. Der Kirchturm stammt aus dem zwölften. Der Herrnsitz von Roth ist eine alte Kommende der Templer, dann der Malteser. Er sieht noch sehr gut aus. Im Innern einige Spuren (der Vergangenheit), steinerne Kamine, eine Wendeltreppe mit Skulpturen, außen einige Inschriften. An dem Torhaus sind noch Einschläge aus der Zeit zu sehen, als Marschall de Bouffiers eine Batterie auf der gegenüberliegenden Höhe in Stellung gebracht hatte. Von Roth aus sieht man zwei Täler, wo die Our fließt. Es ist sehr schön. Ich habe H. André zum Abendessen mitgebracht. Er ist geistreich und redet gut. Er stammt aus einer französischen Familie, die deutsch geworden ist, so wie ich aus einer deutschen Familie stamme, die französisch geworden ist. Es regnete. Er brachte uns mit seiner Jagdkutsche nach Vianden zurück. Im „Hôtel Koch“ erwartete uns der Bürgermeister. Wir haben alle vier zusammen gegessen. H. André hat uns von der merkwürdigen Hochzeit des letzten Grafen von Falkenstein erzählt, der Bauer geworden ist.“

Victor Hugo liefert keine weiteren Einzelheiten über die von Philipp André erzählte Geschichte, doch Juliette Drouet machte am Tage nach dem Abendessen Notizen darüber:

„H. André (von Roth) erzählte gestern H. Victor Hugo, daß sein Vater sich erinnerte, zu der Zeit, als er Bürgermeister von Vianden war, den letzten Grafen von Falkenstein mit einer Verwandten verheiratet zu haben, die adelig wie er und ebenso arm wie er war. Es war im

Winter. Der Weg, der zur Burgruine führt, war mit Schnee bedeckt, und die Braut setzte ihr Leben aufs Spiel, um die Burg zu erreichen, wo sie von einer umfangreichen, wilden Gesellschaft erwartet wurde. Das junge Mädchen, das bei dem Gouverneur von Prag aufgewachsen war, war etwas enttäuscht von ihrem Zukünftigen und dessen Schloßherrschaft, doch die Hochzeit war angesagt und mußte durchgeführt werden. Die Zivilheirat fand in dem mittelalterlichen Gemäuer und die kirchliche Trauung in der angrenzenden Kirche statt. Der Erzähler berichtete, die drei Brüder des Bräutigams hätten die Kirchengesänge mit schrecklichem Eifer gebrüllt. Nach der Messe ergriff der Graf von Falkenstein seine Frau, um mit ihr den Hochzeitstanz vor der Kirche aufzuführen. Als der Bürgermeister bemerkte, der Schnee sei ein schlechter Tanzboden für die kleinen weißen Schuhe der Braut, erwiderte der Bräutigam, es wäre besser, die Gräfin laufe Gefahr, die Füße zu erfrieren, als die Musikanten zu enttäuschen, die gekommen waren, um zum gewohnten Walzer aufzuspielen. Nach dem Tanz begab man sich zum Essen. Als der Bürgermeister sich zu Tisch setzte, bemerkte er, daß die Gräfinwitwe von Falkenstein, statt am Festessen teilzunehmen, in einer Ecke des Saales auf einem Holzstapel saß, wobei sie ohne Unterlaß eine riesige Pfeife schmauchte. Er ging zu ihr hin und lud sie ein, Platz zu nehmen, doch sie erwiderte, sie würde dem ganzen Schmaus den vorzüglichen Tabak vorziehen, den besten, den sie in ihrem ganzen Leben geraucht hätte, den sie eben von ihrem Vetter erhalten hätte."

Wahrscheinlich kam Jean de la Gardelle aus Toulouse, der um 1685 Anna Maria von Everlingen heiratete und Herr von Falkenstein wurde, genau wie Claude André, der Vorfahre der Familie André, im Gefolge Ludwigs XIV. nach Luxemburg. Er hatte die ehemaligen Dienstwohnungen zu einem Herrensitz ausbauen lassen und sich dort niedergelassen, denn die französischen Truppen unter Marschall Bouffiers hatten 1679 Burg Falkenstein zerstört.

Adam-Henri de la Gardelle (1750-1814), der letzte Herr von Falkenstein vor der Französischen Revolution, und seine Gattin Elisabeth Watlet (1751-1822) hatten sechs Söhne: Jean-Jacques, Nicolas, Jean, Jacques-Benedict, Jean-Gérard und Charles. Bei der von Philipp André erwähnten Hochzeit scheint es sich um die Heirat von Jean-Gérard de la Gardelle (1791-1838) zu handeln, der am 7. Januar 1817, mitten im Winter, Marie-Leopoldine-Raymonde de Waha (1799-1856) heiratete, die Tochter des Baron Francois-Joseph de Waha, des Schloßherrn von Berburg. Die Pfeife schmauchende Gräfinwitwe war Elisabeth de la Gardelle-Watlet.

Die Tatsache, daß Victor Hugo immer wieder auf die Berichte über die letzten verarmten Besitzer von Burg Falkenstein einging, zeigt, daß ihn die Geschichte vom Untergang der adligen Burgherren stark beeindruckt hatte, da sie für ihn den Untergang der Feudalherrschaft und den Aufschwung der Freiheit und Demokratie symbolisierte.

Am 14. August 1871 war Victor Hugo mit seiner Schwiegertochter Alice, der Witwe seines Sohnes Charles Hugo, und mit seinem Sohn Francis-Victor Hugo zum Abendessen bei der Familie André in Roth eingeladen:

„Beim Essen waren ein Rechtsanwalt aus Trier und seine Frau dabei, beide Republikaner. Die zwei Brüder André sind sehr vornehm und sehr liberal. Frau (Philipp) André ist eine sehr schöne junge Frau, sehr geistreich und äußerst charmant. Sie hat zwei kleine Zwillinge, zwei Mädchen von sieben Jahren, allerliebste.“

Es ist verständlich, daß es weitgehende Meinungsübereinstimmungen zwischen Victor Hugo und den linksgerichteten Politikern Philipp und Karl-Theodor André gab. Bei dem „republikanischen“ Rechtsanwalt aus Trier handelte es sich um Joseph Schönbrod (1821-1893) und seine Gattin Mathilde Baumüller.

Victor Hugo, der unverbesserliche neunundsechzigjährige Schürzenjäger, machte der zweiunddreißigjährigen Augusta-Wilhelmina Milzner-Rollin, der Gattin des Schloßbesitzers

Philipp André und Mutter der Zwillinge Victorine-Marguerite und Marthe-Charlotte, den Hof. Es ist schon die Ironie des Schicksals, daß Victorine André, die Tochter von Philipp André, der sich bei Victor Hugo über die verarmten Burgbesitzer von Falkenstein lustig gemacht hatte, am 23. Dezember 1919 mit vierundfünfzig Jahren Ernst Schmitz heiratete, den verarmten Besitzer der Burg von Falkenstein, die er von den Erben der Familie Thome-de la Gardelle erstanden hatte. Er verkaufte schleunigst Burg Falkenstein und zog nach Schloß Roth.

Das Ehepaar Philipp André mit seinen beiden Zwillingen, das Ehepaar Adolphe Pauly mit seinen beiden Kindern, das Ehepaar Schönbrod mit seinen zwei Töchtern, Karl-Theodor André und Leon Dommartin waren am 18. August die Gäste Victor Hugos in Vianden. Léon Dommartin (1839-1919) war ein belgischer Journalist und Schriftsteller, der unter dem Pseudonym „Jean d'Ardenne" Reiseberichte veröffentlichte.

Am 21. August 1871 notierte Victor Hugo in seinem Tagebuch:

„Heute abend, 21. August, haben wir zum letzten Mal im Garten des ‚Hotel Koch', wo wir zweieinhalb Monate gelebt haben, zu Abend gegessen. Die Herren Theodor und Philipp André und Frau Philipp André nahmen am Essen teil. Ein sanfter und bezaubernder Abend. Werden wir Vianden wiedersehen? Morgen reisen wir nach Diekirch ab." *)

*) Die Zitate aus dem Tagebuch Victor Hugos wurden nach „Tony Bourg-Frank Wilhelm: Le Grand-Duché de Luxembourg dans les Carnets de Victor Hugo" übersetzt.

Sieben Viandener in der Königlich-Niederländisch-Indischen Kolonialarmee

Geschichtliches

Holland, wohl nicht eines der größten Länder Europas, war im 17. Jahrhundert eine Weltmacht, weil es geschickt die Handelsströme seiner Konkurrenten Portugal und Spanien unterlief. Nicht weniger als 2 000 Schiffe unter holländischer Flagge waren damals auf den Weltmeeren unterwegs.

Niederländisch-Indien oder Niederländisch-Ostindien war die Vorläuferkolonie der heutigen Republik Indonesien.

Seit dem frühen 17. Jahrhundert war die 1602 gegründete *Verenigde Oostindische Compagnie* (VOC) die dominierende Handelsmacht nicht nur auf dem Archipel, sondern auf der Welt. Die Vorherrschaft in dieser Region hatte sie von den bis dahin dominierenden Portugiesen übernommen. Sitz der VOC war Batavia, das heutige Jakarta. Das wirtschaftliche Rückgrat der Kolonie waren die Gewürze.

Im späten 18. Jahrhundert, als die VOC längst ein Staat im Staate geworden war, übernahm der niederländische Staat, nach Auflösung der VOC in 1799, die Verwaltungshoheit auf der Insel.

Nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbour am 7. Dezember 1941, erklärte die niederländische Regierung zusammen mit den USA, Großbritannien und weiteren Ländern dem Kaiserreich Japan den Krieg. In der Folge eroberte Letzteres die Insel, welche bis Kriegsende 1945 in japanischer Hand blieb.

Die von der indonesischen Nationalbewegung unter Sukarno am 17. August 1945 erklärte Unabhängigkeit wurde bis zum 27. Dezember 1949 von den Niederlanden nicht anerkannt.

Die Königlich-Niederländisch-Indische Kolonialarmee

Die *Koninklijk-Nederlandsch-Indisch Leger*, kurz KNIL, war die Königlich-Niederländisch-Indische Kolonialarmee. Sie wurde am 10. März 1830 auf Antrag des Generalgouverneurs Jan van den Bosch und einem folgenden Erlass des ersten Königs der Niederlande Wilhelm I. gegründet. Anfangs bestand die KNIL zur Hälfte aus indonesischen Freiwilligen und der Anteil der Nicht-Holländer unter den europäischen Mannschaften lag vor 1900 deutlich über 50%. Zwischen 1831 und 1872 wurden auch etwa 3 000 Afrikaner aus der damaligen niederländischen Kolonie Elmina an der Goldküste (heute Ghana) für die KNIL rekrutiert, die später als „Schwarze Holländer“ bezeichnet wurden.

Den ersten Einsatz hatte die KNIL auf West-Sumatra im Krieg gegen die Padri, in den sie direkt nach der Gründung bis zu seinem Ende 1837 eingriff. Weitere Kämpfe fanden auf Bali (1849) und der Aceh-Provinz im Norden Sumatras (1873-1901) statt.



Offizier der Kolonialarmee

Die KNIL wurde 1950 aufgelöst.

Die Viandener in der Kolonialarmee

Johann Baptiste COLLING (1869-1886)

Johann Baptiste Colling wurde am 11. Januar 1869 in Vianden geboren. Er entstammte der bekannten Metzger-, Bäcker- und Tüncher-Familie. Sein Vater Damian (1828-1895) war in erster Ehe mit der Catharina Schmitz (1829-1875) verheiratet. Sein Urgroßvater Damian (1767-1827) heiratete 1794 die Anna Maria Barbara Gibel, Tochter des Viandener Notars Christian Friedrich Josephus Gibel (1735-1789), ein gebürtiger Viandener.

Johann Baptiste Colling trat im März 1887 in die niederländische Kolonialarmee ein und starb am 28. März 1889 als Soldat in Panteh-Perak auf Sumatra.

Nicolas Gustave COSTER (1821-1873)

Nicolas Gustav Coster wurde am 29. Oktober 1821 in Vianden als Sohn der Eheleute Johann Mathias Coster (1793-1842) und Catharina Daleyden (1795-1868) geboren. Sein Vater diente von 1812 bis 1814 unter Napoleon. Von 1830 bis 1839 war er Leutnant der noch jungen belgischen Armee. Sein Großvater Wenceslaus Josephus Coster (1758-1835), ein Hutmacher, war u.a. Bürgermeister der Stadt Vianden und Besitzer des Viandener Schlosses, das er gewinnbringend abtragen ließ, um es dann dem Verfall zu überlassen.

Nicolas Gustave Coster, ein Berufssoldat, trat mit 16 Jahren als Tambur ins 12. belgische Infanterie-Regiment ein, aus dem er im Juli 1842 als Sergeant entlassen wurde. Anschließend diente er als Sergeant im 2. Luxemburger Jägerbataillon (1843-1848) und in der Fremdenlegion (1853-1858) mit welcher er am Krimkrieg (1855-1856) teilnahm. Er trat im Mai 1858 in die KNIL. 1859 wurde er zum Korporal befördert, 1862 zum Sergeant, 1863 zum Sergeant-Major und 1869 zum Adjutant-Schreiber. Er starb am 17. September 1873 als Adjutant-Kavalleriemeister im Dienst in Willem I (Java).

Mathias FABER (1850-1922)

Mathias Faber wurde am 26. Juni 1850 in Vianden geboren. Er war zuerst Dekorationsmaler und Musiker. Später, nach seiner Entlassung aus der Kolonialarmee wurde er Mitglied der Militärkapelle. Sein Vater Philippe (1811-1866), ein Tüncher, war mit der Marguerite Heintz (1813-1864) verheiratet.

Mathias Faber diente von Dezember 1876 bis zum 4. Januar 1879 in der KNIL. Er wurde aufgrund einer Kriegswunde gegen die Atchinesen als dienstuntauglich am 4. Januar 1879 mit 100 Gulden Pension entlassen. Er heiratete 1880 in Vianden die Agatha Schu (1857-1916) mit welcher er neun Kinder zeugte, welche alle in jungen Jahren verstarben.

Mathias HIERTZ (1854-?)

Mathias Hiertz wurde am 5. Oktober 1854 in Vianden geboren. Sein Vater Johann Gaspar Hiertz (1820-1869), ein Tüncher und Krämer, war mit der Catharina Daleyden (1826-1888) aus der bekannten Schreinerfamilie verheiratet. Sowohl der Vater als auch der Großvater, der Urgroßvater und der Ururgroßvater waren Kunstschreiner oder Schreiner. Sein Vetter Joseph Hiertz (1885-1946), ein Ackerer, Fuhrmann und Obsthändler, war der Vater u.a. der bekannten, ehelosen Geschwister Jeng (1909-1965), Hein (1915-1981) und Julie (1922-1989), Ackerleute und Pferdeleichenwagenführer „Op der Bach“ heute „Impasse Léon Roger“ gegenüber dem „Stadhous“.

Nachdem Mathis Hiertz im Winter 1872 eine provisorische Lehrerstelle in Hoscheid-Dickt bekleidete, trat er 1872 in die KNIL ein und starb in einem Militärhospital in Ostindien an einer Art von Hirnentzündung. Datum und Ort des Ablebens sind leider unbekannt.

Ignatius Ferdinand NEUENS (1849-1892)

Ignatius Ferdinand Neuens wurde am 20. September 1849 als Siebentes von 9 Kindern in Vianden geboren. Sein Vater Nicolas Neuens (1800-1858), Arzt in Vianden, stammte aus Grosbous und war mit Julienne Bock (1810-1887) aus einer Viandener Gerber-Familie verheiratet. Ignatius Ferdinands Bruder Emile (*1852 in Vianden) war Capitaine in der belgischen Armee und sein Bruder Frantz Carl Leonardus (1842-1906) war Kolonialwarenhändler in Brüssel, wo er 1905 verstarb. Sein Onkel Carl Bock (1818-1893) war Pfarrer in Cruchten, wo er 1893 starb.

Ignatius Ferdinand Neuens diente von 1865-1872 im 8. Linienregiment der belgischen Armee und trat dann im Juni 1877 in die KNIL. Hier folgten die Ernennungen zum Korporal (1878), Sergeant (1879) und Sergeant-Major (1882). Am 9. September 1887 kehrte er wegen Dienstuntauglichkeit nach Europa zurück. Ignatius Neuens wurde 1890 Bahnhofvorsteher der Viandener Schmalspurbahn. Er starb 2 Jahre später am 15. April 1892.

Ferdinand WAHL (1845-1908)

Ferdinand Wahl wurde am 23. August 1845 als jüngstes von 10 Kindern in Vianden geboren. Sein Vater Mathias Wahl (1802-1870) war Bauer, Tuchmacher und Brenner. Er war mit der Maria Barbara Giebel (1804-1872), eine Tochter von Alexander Josephus Giebel (1768-1846), einer der bekannten Viandener Goldschmiede, verheiratet. Ferdinands Bruder Alexander Joseph (1828-1903) war Priester und seine Schwester Marie Barbe (1834-1888) war Ordensschwester.

Ferdinand Wahl diente von 1867 bis 1872 im belgischen 8. Linien-Infanterie-Regiment. Nach einer kurzen Dienstzeit als Polizeiagent in Brüssel, ließ er sich als Volontär in die französische Hilfsarmee in Italien anwerben, um im November 1867 an der Belagerung Roms durch Garibaldi teilzunehmen. Er trat im September 1876 in die KNIL, wo er 1877 zum Korporal und 1879 zum Sergeant befördert wurde. Er wurde am 7. Oktober 1892 mit einer Pension von 300 Gulden entlassen. Nach seiner Rückkehr in die Heimat war er zwei Jahre lang Privatförster beim Baron de Tornaco in Sassenheim. Anschließend betrieb er die Gastwirtschaft „Le Tour du Monde“ neben der Eisenbahnstation Bascharage-Sanem. Er starb am 5. Februar 1908 im Spital zu Grevenmacher, wo er sich zurückgezogen hatte, an den Folgen eines Schlaganfalls.

Johann Joseph WALLENDORF (1862-1901)

Johann Joseph Wallendorf wurde am 9. Dezember 1862 in Vianden geboren. Sein Vater Adam (1838-1910), ein Schuster, lebte größtenteils in Lüttich, wo er dreimal heiratete. Johann Joseph entsprang der ersten Ehe mit der Catharina Virginie Huberty (1833-1880) aus Grevenmacher. Die sieben Kinder aus dieser ersten Ehe kamen in Vianden, Clerf, Diekirch und Lüttich zur Welt.

Johann Joseph Wallendorf diente ab November 1886 in der Kolonialarmee als Krankenpfleger. Er starb am 12. Juni 1901 in Magelang (Java) durch Ertrinken. Er hinterließ ein „Vermögen“ von 56,08 holländischen Gulden.

Quellennachweis :

1 Ons Hémecht (1913-1931)

2 Wikipedia

3 Troes Johann Peter :Die Luxemburger in der Niederländisch-Indischen Kolonialarmee

4 Thomas Kolnbereger , Forscher an der UNI Luxemburg : Luxemburger Söldner in Indonesien (Vortrag am 20. Februar 2014 bei luxracines asbl)

5 Jos Kaldenbach :Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde

DEN ALAIN ATTEN IWWER DEM DICKS SENG WESSENSCHAFTLECH AARBECHT ZU VEIANEN

Hie gët de gelleche *Quellefuerscher*. Op séng **Luxemburger Sagen und Legenden** (1882) däerf en ewell houfreg sin: Aus enger Dose Schrëften huet en dër 371 zesummegebroen an domat dem N. STEFFEN séng **Märchen und Sagen des Luxemburger Landes** (1853: 33 Steck) wäit iwwertrompt. Hien hat och ferm wëlles, um liewege Bur ze schaffen, ënnert de Leit ze sammelen, — iwwer d'Historesch Sektioun hat en eng Emfro bei de Schoulmeeschtreu ugekuurbelt (am **Luxemburger Schulbote** 1877) — awer do suergen anerer derfir, datt en nët zum Zock kënnt; dat héiere mer elo gaangs, well Sträit gët ët eréischt beim drëtte Buch. Am Ablack geheit nach keen em vill Steng, an hie fënnt och séier de Middel fir säin nächste Worf, e ganz uerdentlecht klengt Wierk aus der Noperschaft, dem J. H. SCHMITZ séng *Sitten und Sagen, Lieder, Sprichwörter und Rätsel des Eifeler Volkes* (1856/58). Vlächicht war et ewell säi Katjessem an de fofzeger Joren, ma well en et do néierens nennt, wësse mer et nët. Elo ernimmt en et jiddefalls mat Genoss, absëns a séngem leschte Sammelband:

Dat Joer drop läit e vir, 't si séng **Luxemburger Sitten und Bräuche** (1883), eis éischt komplett Iwwersiicht iwwert *eis Gebräicher*. Dem Paschtouer C. D. MÜNCHEN séng vun 1815 (**Versuch einer kurzgefaßten Statistisch-Bürgerlichen Geschichte des Herzogthums Lützelburg** erausgi vum M. BLUM, 1898) kann en handgeschriwwe kannt hun (iwwert d'Historesch Sektioun), ma alles gehollef huet s'em nët, well vu Gebräicher geet do jhust zwanzeg Säite Rieds. Den ENGLING huet em séng Notize gin, dat steet fest; ma dat allermeescht kënnt aus dem DICKS séngem Gaart. Am Geleetwuert seet en, watt e wëlles as, «den Usaz ze gi fir eng Lëtzebuurger Kulturgeschicht». T as em décken Eesch. Fir déi Mëttele, déi hien huet, schleeft en do e Quascht beieneen, deen sech weise kann. Ouni säi Buch wir nach dem Jos. HESS séng **Luxemburger Volkskunde** (1929) en décke Batz méi aarm. Eng Dose Kapiteln op d'mannst sin em groussaarteg geroden: d'Fuesend, Buurgsonndeg, Halleffaaschten, de Mee, d'Päischten, Gehaansdag, Léiffrakrautdag, den Hunn, Mäertesdag, Krëschttag, an dann d'Kiirmes, d'Houchzäit an op alle Fall d'Lëtzebuurger Bauerenhelleg. Duerfir huet en uechter d'Land déi geeschtlech Hären eng Grëtz gepéngecht, an déi sin nët schlecht op der Mol gewiescht. E Gléck vlächicht fir d'Buch, datt säi Mann dun ewell zu Veiane sëtzt; um Friddensgeriicht huet en do séng Eislecker Konnen, an hie fiirt vum selwe méi héich uewenaus. Bis bei den «hellege Krëscher» (Zënt Pantaleon) op Mierschend odder bis bei d'«Maiswässerchen» (Zënt Gertraudewaasser) op Roudersen hätt en et vu Briedemes aus knaps gepackt. Ma och seng Musel vergësst en nët. Ier den N. GONNER an Amerika geet (an do d'**Luxemburger Gazette** erausgët) huet en dem DICKS séng Ziedelen an de Grapp gedréckt, an dee fänkt eppes dermat un. Wann eent vum DICKS sénge Bicher säi Karschnatz ausmécht, dann as et dat elei. 'T gët dee schéinste Weeweiser, deen en eisern Folklore hanerléisst. Domat klëmmt e wäit iwwert dat ewech, wat den N. STEFFEN vun em duecht: Duerstellen as e Stéck weider, wéi d'Leit laachen din. Ma dee Merci wäert grad séng geléiert Noperschaft em schëlleg bleiwen.

N ä i d a S t r ä i t ë m säi beseht Buch muss den DICKS nawell schlécken; an dobäi huet e kees besser säin Tirang ausgeraumt. 'T bräicht een et nët z'ernimmen, ma well et sou gär iwvergaang gët, huet et säi Gutts. Déi koppegst Hor an der Zopp fënt gemenkerhand d'Konkurrenz, an déi as grad am Folklore zanter 1882 do: Eng gutt opgematen Zäitschreft, **Das Luxemburger Land** (1882-85) kënnt deemools op d'Been. 'T hätt een er honnert Joër gewënscht, sou huet s'äis gefeelt, an sou e Respekt kritt e vrun denen zwëin dichtege Käpp, dei s'erausgin. Journaliste wéi de Karl MERSCH an de J. Nik. MOES verdengen och als Fuerscher hir Eiereplaz. An da gët et nach e Mann, deen sech e puer Joër drop erëischt z'erkenne gët, de spéidere Kolleischsdirekter Nik. GREDT, den Dixonärsman vum 1906. Mam J. Nik. MOES kéim den DICKS nawell zuwee, well deen huet em bei sénge «Seërcher» ewell gehollef, ma fir déi aner zwëin schéngt en e klengen Hellegen ze sin. Zemools well si zwéi jhust dohi wëllen, wou hien ewell erem as: De Karl MERSCH kennt 1884 mat **Luxemburger Kinderreime** (wou dem DICKS séng 258 all rengelech dra stin), den Nik. GREDT bringt 1883 säi **Sagenschatz des Luxemburger Landes** (mat de Schoulmeeschteschbäidreeg, déi d'Sektion dem DICKS nët wollt gin). Si zwéi kréien natiirlech Gloscht, fir dee Friddensriichter ze kämmen, deen ewell alles gemaach huet wéi nach keng Mass gelies. Si klammen em emol gehéierig op d'Fiischt: Huet deen sech jo ënnerstan, dem Här GREDT säin Numm nët ze nennen (grad wéi wann de GREDT dem DICKS merci gesot hätt), an da geet e jhust bei dee Patrong drécken, wou si Kaméidi hun (bei de P. BÜCK), da waart! Enner engem geléinten Numm — wien as dat, den Dr. JOHN vu London? — kritt en elo eng Rafecht, déi hir dräi Méint dauert; den DICKS gët zerpléckt, datt d'Fatze fueren: Vu sengen 168 Säite Gebräicher sollen der emol d'ëischt 68 zevill sin. As dee Mann geléiert odder mengt en et nëmmen? (Lux. Land, II, Nr. 29:22.VII.1883.) Wat geet deen un, fir hei mam J. GRIMM, mam SIMROCK a mam MANNHARDT geschäert ze kommen?

E soll zu Lëtzebuerg bliwien an domat fäerdeg. Déi e soll nennen, déi ernimmt en nët. Da's secher express. An en as och nach nët dem Här GREDT sénger Menong, da's jo ganz dernieft! (Nr. 30:29.VII.1883.) Doropshin muss den Dr. JOHN séng eng Gretz raschten, e fiirt bei de Karl MERSCH op Blankenberghe an d'Vakanz (schreift en), vun do bréngt en erëm neie Mutt mat a séng «doftig City» fir weider ze krégéilen. Elo kommen d'Drockfeler un d'Rei, 26 mol kuckt en no, wéi «Schmitz» geschriwwen as. «Hardt steet eng Kéier mat «d» do an eng Kéier mat «dt»; da's ee jo fir en Eefalt gehal. Séng ege Schreifweis kann den DICKS emol nët richtig. (Nr. 33:19.VIII.1883.) Pur Noleissegkeet. Onverzeilech Iwwerflächlechkeet. Fir de SEPP (en däitsche Folklorist) ze zitieren, do muss ee selwer bal iwverspaant sin. (Nr. 36:19.IX.1883.) A wat den DICKS sech soss nach iirt, tjëft nammol! Seet dee jo net, (wéi en d'Sprangpressioun erduurchhëlt), den Uedem hätt dräi Jonge gehat e keng siwwen! Wann e séng Biwwel géif kennen, da wéisst en, datt deen dër nom Seth nach eng ganz Rëtsch krut. (Nr. 37:16.IX.1883.) An dees schappeweis.

Den DICKS as bis elo roueg bliwwe wéi e Steen, ma ewell rässt em d'Gedold. Wou d'Lëtzebuenger Wort ausgerechent (duurch den ENGLING) gutt Wieder fir en hat, do deet dat Getornéiers em duebel déck. Elo gët hie grad esou ongehuwwelt. Den 20.IX.1883 schéckt en dem K. MERSCH e gudden tockege Breif: «Aärt Blat bringt do e Geplättels iwver mäi Buch, wat hallef Gemengheten an hallef Lige sin a gehässege Beschass derbäi. Um Enn kënnt weider näischt eraus wéi Gegranz a Gefiederméichels. Wann dee Kärel, deen do als 'Dr. John' Fuesbok spillt, nët amstand as, säin Numm ze soën, dann halen ech e fir e gellege Bedréier.» Eeriicht as natiirlech d'Redaktioun um héije Päärd: «Dir fëmmt starken Tubak, Här de la Fontaine! Den Här Dr. John wäert iech op d'Fangere klappen, dot ganz gutt uecht!» (Lux. Land II. Nr. 40:7.X.1883.) Nëmme jhust — zu London bleift et roueg ewéi eng Maischen. Huet do op eng Kéier een den Dadder? T ka gutt sin, ma eent as sécher:

Wat den DICKS do ze spire kritt, da's nëmmen déi a l T r a n t : Wann dër zwéin dat selwecht man (wéi hien an den Här GREDT), dann as dat nach laang nët Speck a Schwéngfleesch. Ma wann een haut dem GREDT séng Opsätz liesst, z. B. iwwer d'«Amecht» (wou grad beim DICKS de Sträit drëm gOUNG, wie vun hinnen zwéin déi richtig Mythologie dragehxt hat), da verdréit een och méi wéi eemol d'Aën. Wann den DICKS och schons en etlech Nimm krommenalesch explizéiert, dat deet kee vill méi schmunzen, wéi wann de GREDT ugeréit, Huldang an Hollerech, déi kéime vun der Fra Holle hier. (N. GREDT, **Das Amecht, eine mythologische Studie**, Programme de l'Athenée, 1870/71, SS. 3-44.) Ma deen hannerwännegste Virwurf, deen dem GREDT säi Stréimann dem DICKS an d'Gesicht geheit, da's datt en erëm nët genuch aus dem Vollek schäfft. Dat muss hie grad soën: Datt jhust hien em de Schmand vun der Mëllech geschäfft huet, dat hält e fir sech. Dem DICKS geet déi Schänhellegkeet därmoosse géint de Stréch, datt en an der Hist. Sektion séng Demissioun gët; déi gët natiirlech nët ugeholl. Ma 't huet en esou gefochst, datt en dem Batty WEBER 1889 zu Veianen nach de Mëssel opdëscht. (Dat wir emol guer nët néideg, well dee weess vläicht e Batz weider, wéi en séngem ale Frënd wëllt weisen: Hie selwer war jo déi Zäit dem K. MERSCH säi Redakter.)

Den DICKS bedenkt jhust eppes nët, wann en do an d'Luucht geet. E kann dräimol am Recht sin, odder och nët, dat Gedeessesems schuet em vill manner, wéi e mengt. Séng meescht Frënn huet e glat nët do. wou en se vläicht gär hätt. Vu sénge Leit kréien dër knaps e puer dat do mat. Déi waarden op séng nei Lidder. All Gesankveräin ging em zu Veiane gär e Steck sangen um Ausfluch. Dat spiirt e geschwënn. Säin nächst Steck heescht wuel ausgerechent **En as rosen** (aus dem Franséischen iwwerdroën, 1885), ma hie selwer huet säi Spunnes erem. Schued, datt dat lescht Stéck, wat zu sénge Liefzäiten erauskënnt, am allermannste gespillt gët. 'T versteet een et awer, well 't huet keng apaart Musek kritt.

Z u V e i a n e n huet den DICKS sech séier agelieft. Eenzock gët en sech nees dru mat sichen; geschwë kennt en de ganze Streech ewéi séng Täsch. Säi **Vianden et ses environs** (1885) gët eent vun eisen éischten a beschten Touristebicher. Déi Veianer kënnen en allenne gutt brauchen, hiren Här Riichter aus der Groussgaass, a Pétiges bei der Kiirch; wann se en och schons d'«gebrachent Rad» nennen, hie mécht sech näischt draus. Datt en e Liewen laang «kromm» war «a roud derbäi», doriwwer as e laang ewech. Hie gefällt sech douewen, esouguer als Grënner vum Veianer Wënzersyndikat. Fir de Wënzer geet en nach ëmmer durch d'Feier, do as och keen Dräimännerwäin em ze deierlech. Am Wengert kennt e séng Saach, a wéi 1886 d'Wäibaukommissioun agesat gët, do nenne se hie gläich mat dran. Un Iddi huet et him jo néierens gefeelt; all Veräiner paakt e gär eng Hand un, a wann et och nëmmen Theaterprouwe wiren.

Bei all séngem Pech huet en sech nach eng Kéier erkrabbelt, seng zwéi Jongen gin op Dickerech an de Kolléisch, ma hien as och nët méi vun haut a gëscht, an d'Ongléck wëllt, datt et nët méi fir laang as. Enges Daags kritt en e Schwier an den Hals, an an dräi Deeg Zäit as et gedoen. De 26.VI.1891 laut séng Péis, nëmme bis aachtasiechzeg huet en et gepackt. De 27. VI. 1891 as d'Begriefnë zu Veianen; de 6. IX. 1893 eréischt huelen se n en op Briedemes an d'Familjgraf.

S ä i S c h r e i f d e s c h as nach ëmmer nët eidel, streng geholl bis haut nët. Wat se vun Theater nach bei em ausgruewen, dat dréckt de STOMPS bis 1903 no an no: **Eng Stëmmong, Nondikass, Um Friddensgeriicht, De Veianer Wäissert**. Säi **Schouster Boubou** schreift den N. S. PIERRET fäerdeg. An da fanne se séng Gedichter, wou s'all säi Liewen drop gewaart hun; hätt e keng Lidder draus gemaach, 't hätt keen e Vers vun em kannt (**Allerhand**, 1903 beim WORRE-MERTENS; 1916 fir d'zweet). Ma de Folklorist war och alt rëm nët méisseg. **Die Luxemburger Volkslieder älterer Zeit** gët de STOMPS nach eraus

(1904), a säi lescht Wierk kritt déi Eier, déi senge 'Soen' a 'Gebräicher' versot blouf: **Die deutsche Götterwelt im Luxemburger Lande** mécht de Band LIII vun der Historescher Sektioon (PSH 1906). Dat nämlecht Joëer gin nach méi Proufstécker vun him an den Drock, ouni datt ee vill gewuer gët. Säi **Lexikon** geet an den zweten Dixionär mat eran. Eng lescht Kéier sin se Lëtzebuergesch bei hie léine komm. A wann s' eng Kéier musse spiren, wat séng Aarbecht wäert as, all eis Sprochmatësse vun deemols, mam GREDT un der Spëtzt, dann as et do, an hiren 200 Kommissiounssëtzone vun 1897-1906. Him hätt een et gewënscht, fir derbäi ze sin. Nach deen drëtten Dixionär (zanter 1950) wir nët esou dran ouni hien. T kënnt haut nach kee laanscht en, dee sech an d'Lëtzebuergesch knéit, an 't wäert kees där ee gin.

W i e w a r d e n D I C K S ? Wat war en nu méi, de Volleksdichter odder de Geléierten? D'Fro soll hei beileiwen nët verdréit gin; jidderee weess, woumat e séng Leit am meeschte frou mécht. De Papa SPOO huet dat op séngem Graf ganz féx gesot: Duurch hien hun eis Lëtzebuurger sech kenne léieren. Vill besser froë mer äis dët: Wéi huet hien sech selwer am léifste gesinn? Zum éischte vläicht méi dat eent, herno méi dat anert, ma néierewou nëmmen eent vu béiden. Wien eng Halschecht vun em kuckt, gesäit den halwe Mann. Bei him as eent duurch d'anert gewuess, an duerfir kënnt e vun en allenzwee nët lass. Hie war nët blannemännches Lëtzebuurger, hie war et mam klore Kapp, kloër genuch, fir och op séng Grenzen ze topen. Hie gët engem wiirkelech d'A fir d'egent Geblitt. Wa mer op senger Bühn mengen, mer héilen äis selwer drop an uecht, dann traue mer sénger Gof. Dee Wee, deen en duerfir gaang as, dee weist genuch. Bei him gleeft een, wat ee gesäit, an dem Batty WEBER säi Sprach soll Tromp hei bleiwen: «Grad esou wouer wéi séng Spréch, sou sin och séng Leit.»

(Alain Atten: Eisen Dicks, Sprochmates a Folklorist. In: 1823-1973 - 150 Joer Dicks.)

Quellen zu dësem Liewesbild:

Dem DICKS séng Wierker; Schrëften iwwert hien = am Carlo HURY sénger Lëscht enner A, C an D. — DICKS-Handschrëften am Familienarchiv vun der Madame Jean de la FONTAINE, Munneref an an der Letzebuurger Nationalbibliothek. — Zeitongen an Zäitschreften: Das Luxemburger Land; Luxemburger Wort; Luxemburger Zeitung; Das Vaterland; Der Volksfreund. — Etat-Civil vu Réimech a vu Stadbrédemes. — Minutier vum Notär Martin Jacques ULVELING, Réimech. — Vollekszielongen.

Edmond de la Fontaine

L U X E M B U R G E R
S I T T E N
U N D B R Ä U C H E

(geschrieben in Vianden)

1884

Erster Theil

Advent

Das christliche Kirchenjahr, an dessen Feste, der erste Theil dieses Werkchens sich anschließt, zerfällt in drei Hauptperioden: die Weihnachtszeit, die Osterzeit und die Pfingstzeit. Eine Vorfeier der Weihnachtszeit ist der Advent. - Die katholische Kirche betrachtet denselben als Vorbereitungszeit auf die sichtbare Ankunft des Herrn, (*adventus*, woher Advent) d. h. dessen Menschwerdung durch die Geburt und dessen Erscheinung als Weltrichter am Ende der Tage. Die vier Wochen der Adventszeit versinnbildeten die vier Tausend Jahre, die von Erschaffung der Welt bis zur wirklichen Geburt des Heilandes im Stalle zu Bethlehem verflossen waren. Sie sollen uns deshalb auch erinnern an die Sehnsucht, womit einst im alten Bunde der Heiland erwartet wurde.

Der Advent beginnt immer mit dem ersten Sonntag nach dem 26. November, zählt stets vier Sonntage und dauert bis Weihnachten.

Dem heidnischen Julfeste, unserer Weihnacht entsprechend, ging ebenfalls eine Vorbereitung voraus, welche mit dem Beginne des Winters, Ende September oder Anfang November anhub. - Weil am Jahresende die ganze schaffende Natur gleichsam in Erstarrung liegt und zur Unfruchtbarkeit verdammt ist, so hielt man es nach Ovid, schon bei den alten Römern für rathsam, im November und Dezember, wo zugleich die lebendsfeindlichen Lemuren umgehen, also fast wie nach unserer kirchlichen Vorschrift, während der Adventszeit und bis Dreikönigstag nicht in die Ehe zu treten. (*Sepp, 1., 444.*)

Noch heute läßt der Aberglaube vorzugsweise im Advent die bösen Geister spuken.

St. Andreas (30. November)

Das Fest des Apostels Andreas wird seit den frühesten Zeiten gefeiert und war sonst auch ein gebotener Feiertag. Die einstige Wichtigkeit dieses Tages, der am Eingang des Kirchenjahres steht, geht noch daraus hervor, daß derselbe ehemals, wie dieses unsere Weisthümer darlegen, häufig, als Zahl- oder Lieferungstermin bestimmend war. Auch nahm man um diese Zeit Richterwahlen vor, so z. B. in der Fels. (*Hardt, 254.*)

St. Barbara (4. Dezember)

An diesem Tage lassen die Frauen von Hassel, wo St. Barbara verehrt wird, eine Messe lesen, während welcher sie beim Opfergang um den Altar gehen und ein Gebund Flachs oder Werg, gewöhnlich das feinste, auf dem Muttergottesaltar als Opfer niederlegen. Diese Gaben und Geschenke für den dienstthuenden Geistlichen.

St. Barbara zählt unter die 14 Nothhelfer, ist Patronin des Metzger Landes und figurirt in der Zahl der Heiligen der Diözese Luxemburg. Sie vertritt vielfach die Erd- oder Mondgöttin.

St. Nikolaus (6. Dezember)

Mit sehnsüchtigem Herzen und banger Erwartung wünschen sich die Kinder den 6. Dezember herbei. Hat man ihnen ja das ganze Jahr hindurch versprochen, daß, wenn sie immer artig, ihren Eltern und Lehrern stets gehorsam seien, der hl. Nikolaus ihnen die schönsten Sachen brächte.

Rückt nun dieser Zeitpunkt heran, so beten die Kinder jeden Abend, der gute Heilige möge ihnen doch recht viel bescheeren, und der Rhein, die Mosel oder sonst ein in der Nähe sich befindlicher Wasserlauf möge doch nicht austreten, damit St. Nikolaus und sein mit den zu verabreichenden Gaben bepacktes, weißes Eselchen hinübersetzen könnten. Wollen die Kinder in ihre früheren Fehler zurückfallen, so wird ihnen gedroht, daß sie statt schöner Geschenke, eine in Pfeffer und Salz oder in Essig getunkte, zu ihrer Züchtigung bestimmte Ruthe erhielten. Hilft auch diese Drohung nicht, so pocht der Begleiter des Heiligen an die Thüre oder an's Fenster. Dieser gefürchtete Begleiter ist eine untergeordnete, dienstbare Persönlichkeit, in Luxemburg *Kibo*, und auf dem Lande *Höséker* oder *hösécher Bock* genannt. An einigen Abenden vor dem Feste öffnet sich, nach vorherigem Schellen, plötzlich die Thüre oder das Fenster der Stube von selbst, und draußen fragt eine geheimnißvolle Stimme: „Sind die Kinder weis‘?“. Auf die bejahende Antwort wirft St. Nikolaus ungesehen Äpfel, Birnen, gebackene Zwetschen, Nüsse und dergleichen den zitternden Kleinen zu. Diesen Vorgang nennt man: „Das Hereinwerfen“. Am Vorabend des Festtages hält nun der hl. Nikolaus seinen Umzug. Er tritt in die Häuser, im Bischofsornate, mit Hut und Stab und einer Schelle in der Hand. Hinter ihm steht, mit geschwärztem Gesicht, eine zum Rasseln bestimmte Kette und eine Hechel tragend, der *Höséker*. Seine Schultern umgibt ein Sack, in welchen die bösen Kinder gesteckt werden sollen; doch hängt am Arme ein Körbchen, woraus der hl. Bischof den Kleinen, nachdem er sich überzeugt, daß sie beten können und er vernommen hat, daß sie nicht unartig sind, verschiedenes Obst reicht.

Ehe die Kinder zu Bette gehen, stellt jedes derselben einen Teller auf den Stubentisch, oder ein Körbchen in den Hausflur, oder auch seine Schuhe in's Kamin, und legt als Futter für das Lastthier des Heiligen Heu oder Hafer dazu. Am folgenden Morgen, am eigentlichen Festtag, finden nun die Kleinen statt des dargebrachten Futters, welches der Esel sauber weggefressen, nützliche Sachen neben Spielzeug und kleinen Leckerbissen. Ein St. Nikolaus aus Lebkuchen oder aus Backwerk fehlt gewöhnlich ebensowenig, als ein Pferdchen, ein Hase, ein Hahn u. dgl. Zu bemerken ist, daß die Hechel, welche der *Höséker* trägt, weniger den Kindern - für die ja der Sack oder die Ruthe bestimmt ist - als den Spinnerinnen gilt; denn alle diejenigen Frauenzimmer, welche zu dieser Zeit noch keine sechs Spulen voll gesponnen haben, werden unsanft auf die Hechel gesetzt.

Der Hergang bei diesem so volksthümlichen Feste erleidet örtlich verschiedene Abweichungen. In dem Dorfe Helsem, z. B., versammeln sich am Nikolausabend die erwachsenen Burschen. Derjenige, welcher den *Höséker* aufführen soll, schlägt ein Leintuch um, setzt einen Pferdeschädel auf und sucht, so gut wie möglich, ein weißes Roß vorzustellen. Ein Führer leitet ihn an einer Kette, während ein zweiter die Peitsche schwingt. Neben dem *Höséker* schreitet im bischöflichen Ornate, eine Schelle in der Hand, der hl. Nikolaus. Anderwärts reitet der *Höséker* auf einem als Schimmel verkleideten Kameraden, oder er trachtet durch entsprechende Vermummung als Schimmelreiter zu erscheinen. Auch wird manchmal der *Höséker* in Stroh eingekleidet und trägt selbst die Schelle.

Die Kinder schreiben nicht selten Briefe mit der Adresse: „An den hl. Nikolaus im Himmel“. Ein sehr naives Schriftstück dieser Art veröffentlichte die Zeitung „Luxemburger Wort“ in ihrer Nummer vom 16. Dezember 1871.

Noch ist zu erwähnen, daß am Vorabend dieses Festes, ein sehr besuchter St. Nikolausmarkt in Luxemburg abgehalten wird. Mit dem 6. Dezember beginnt die Weihnachtszeit im engeren Sinne und dauert bis zum 6. Januar. St. Nikolaustag ist das Vorfest der Wintersonnenwende. In diesem Heiligen, wie in seinem Begleiter verstecken sich mythische Wesen, ein Gegenstand, den ich anderwärts behandeln werde.

St. Thomas (21. Dezember)

„Nach der Apokalypse des deutschen Volkes stößt, am Ende der Tage, Heimdallr, der in Himinbiorg (Himmelsburg) oder auf dem Berge des Firmamentes sitzt, in's Giallarhorn oder in die gellende Posaune des Weltgerichtes. Heimdallr ist der Todtenführer, Forsete aber heißt der Weltrichter, der im Monat der Waage herrscht, und einst das große Alting oder Michelhing abhalten wird. Übrigens lehrt das Gedächtniß der Vorfahren für den Glauben unseres altdeutschen Volkes uns auch noch den weiteren Tag der Entscheidung kennen; es ist der Thomastag, an welchem das Gericht vollzogen wird, der jüngste Tag, wie auch der kürzeste im Jahre, indem er der Weihnacht und dem neuen Jahre vorangeht; tuomestag selbst heißt außerdem wie engl. *doomsday*, der Gerichtstag.“ (Sepp, 510.)

Es ist hier eine bloße Namensähnlichkeit, welche die lateinische Kirche bewog den Thomastag auf den *tuomestag* zu verlegen. Dies erhellt besonders aus dem Umstände, daß, nach Alban Butler, die Indier den hl. Thomas am 1. Juli und die Griechen am 6. Oktober feiern.

Der Name „Thomas“ wird im Luxemburger Dialekt mit „*Tommes*“ wiedergegeben. Daß das Wort *Tommes* auch bei uns mit der Bedeutung von Gericht vorkam, bezeugen noch mehrere Flurnamen. So haben wir auf dem Banne von Stadtbredimus den „*Tommesgronn*“, der ganz sprechend am Fuße des „Galgenberges“ liegt. Wie man weiß* wurden früher alle Gerichtssitzungen unter freiem Himmel gehalten, und der Tommesgrund ist der Platz, wo man einst hier Recht sprach. In den Gemarkungen der ehemaligen Herrschaft Wincheringen, Wormeldingen gegenüber, befindet sich ebenfalls die *Tommeslëlhéck*, wie zu Stadtbredimus, in einer gegen alle Winde geschützten Lage und bei einem „Galgenberg“, *Lëlhéck* oder *Héxestrank* ist die einheimische Benennung des Teufelszwirns (*Clematis vitalba*); einer Pflanze, in deren Schlingen man sich gern verstrickt, und die deshalb der Volkswitz wählte, um seine Gerichtsstätte zu charakterisieren. Auch in der Gemeinde Bous, bei Remich, ist eine „*Tommesgewann*“, und ähnliche Flurnamen werden wohl noch mehrere in unserem Lande vorkommen.

Der Aberglaube hatte sich diesen Tag besonders ausgewählt, um durch Teufelsbeschwörungen und Loose die Zukunft zu erfahren.

Weihnachten (25. Dezember)

An diesem Tage feiert die katholische Kirche die Geburt Jesu Christi, die in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember, um Mitternacht, in einem Stalle zu Bethlehem, durch die hl. Jungfrau Maria, erfolgt ist. Diese Feier dauerte früher vier Tage.

Heiliger Abend (hêleger Owent) heißt die Vigilie vor Weihnachten. Sie ist die einzige Vigilie, die sich in ihrer ursprünglichen Form mit nächtlichem Gottesdienst, die Mitternachtsmesse oder Metten, lange Zeit hindurch erhielt. Um dem Unfug, welcher bei dieser Gelegenheit vorkam, zu steuern, verlegte man die Metten auf den Frühmorgen. Wer auf Christabend die Ställe mistet, mistet im Laufe des Jahres eine Kuh oder ein Pferd heraus.

In den ersten christlichen Zeiten kannte man keine Weihnachten. Im Orient fing man an am 6. Januar, d. h. auf Epiphanie, ein Fest zu feiern, das zugleich an die Geburt und an die Taufe des Heilandes erinnern sollte. Gegen das vierte Jahrhundert zeigen sich die ersten Spuren des Weihnachtsfestes und im fünften Jahrhundert wird diese Feier in ihrer jetzigen Form durch die Kirche auf den 25. Dezember festgesetzt.

Die Vorstellung von der Heiligkeit der Weihnacht fällt nicht erst mit dem Christenthum zusammen. Alle Völker des Alterthums feierten in der Mutternacht, d. h. in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember, um Mitternacht, die Geburt des Sohnes einer jungfräulichen Göttin, und dieser Sohn war die Sonne des neuen Jahres.

Zwölf Tage unterscheiden das Sonnenjahr von dem Mondjahre, und weil vom 25. Dezember bis zum 26. Januar der Durchbruch des Sonnenlichtes unentschieden ist, nahm die Heidenwelt zu dieser Zeit als Zusatz zwölf heilige Nächte an, die festlich begangen wurden. Bei uns heißen diese zwölf Nächte Loostage, d. h. weissagende Tage; in der Eifel, Laß- und Laustertage. Noch heute gründet das Volk Wetterprophezeihungen darauf, daher das Sprichwort: „*Wie sich das Wetter von Christtag bis Dreikönig verhält, So ist es das ganze Jahr bestellt*“.

Die Witterung des Christtages bestimmt nämlich die des März, die Witterung des folgenden Tages die des April u. s. w. Fällt Weihnachten auf einen Sonntag, so gibt es einen lieblichen Frühling, heißen Sommer, feuchten Herbst und milden Winter. Fernere Witterungsregeln sind hier: „Grüne Weihnachten, weiße Ostern“. - „Helle Metten, dunkle Scheunen“.

Die alten Deutschen nannten die Weihnachtszeit das Julfest, und nebst den Loostagen, knüpfen sich noch manche andere Erinnerungen an die Mittwinterfeier unserer Vorfahren.

Zu Ehren ihrer Gottheiten, und um sich ihrer Segnungen theilhaftig zu machen, ließen die Heiden hauptsächlich an den 4 Cardinalpunkten des Jahres, den Sonnenwenden und den Tag- und Nachtgleichen, helle Feuer auflodern. Ein Überbleibsel der Weihnachtsfeier ist der Julklotz, bei uns Christbrand genannt, d. i. der Untertheil eines Eichen- oder Buchenstammes, welcher am Abend vor Weihnachten auf den Herd gelegt, angezündet wurde und bis zum gänzlichen Verbrennen flammen mußte. Da Kohlen überhaupt ein Schutzmittel gegen Zauber abgaben, so wurden die erloschenen Kohlen des Christbrandes nach Dreikönig sorgfältig gesammelt, in die Kornbahr gelegt und auf die Felder gestreut, um den Mäusefraß zu verhüten. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt sich in dem Dorfe Schoos die Sitte des Anzündens eines Christbrandes, den man *Schnëkuôscht* nannte, und den man mit drei Pferden aus dem Walde schleppte. Die Nachbarn dieser Ortschaft erzählen noch, daß sich in diesem Holzklotz stets ein Kuckuck versteckt hielt. Diesen Vogel, der zu singen begann, sobald der Klotz warm zu werden anfang, nahmen die Schooser dann heraus und verbargen ihn sorgfältig bis zum Frühjahr, wo sie ihn in Freiheit setzten. Diese kleine Erzählung ist ein weiterer Beleg für die Ansicht, daß das Julfest eine anticipirte Frühlingsfeier war.

Der Christbrand diente besonders zur Herrichtung des Christbratens, d. h. der Mahlzeit, welche man sofort nach der Mitternachtsmesse genoß. Dieser Brand hieß auch deßwegen Mettenblock, weil Met noch heute im Niedersächsischen das Fleisch, besonders das vom Schweine bedeutet. Nach dem Weisthum von Tawern war es den dortigen Einwohnern ausdrücklich erlaubt, am Christabend eine Buche für den Christbraten zu fällen.

An die zur Julzeit stattfindenden Eberopfer erinnert noch bei uns das Schlachten eines Mastschweines zu Weihnachten, so wie die an diesem Tage beliebte Kost von Grünkohl mit Schweinefleisch, ein Gericht, das sich auch in der Uckermark zu dieser Zeit wiederfindet und, wie es scheint, allgemein üblich war. Der Grünkohl hatte wohl dieselbe Bedeutung wie die Tannenzweige, deren ich nachfolgend erwähnen werde.

Als Andeutung der wiedernahenden Macht des Frühlingsgottes wurden zur Julzeit Tannen und Fichten aufgepflanzt oder kreuzweis vor die Wohnungen gestellt. Aus diesem Gebrauch stammt der Weihnachtsbaum her. Die Gaben an Äpfeln, Nüssen u. s. w., die jetzt den Kindern bestimmt sind, galten ursprünglich der Gottheit, waren Fruchtopfer und zugleich symbolische Zeichen der zeugenden Naturkräfte. Die Vergoldung der Früchte ist ebenfalls heidnische Opferzier. Bis in unsere Tage hat sich hierlands örtlich der Brauch erhalten auf Weihnachten die Kirche mit immergrünen Pflanzen, so z. B. mit Walddisteln, Tannenzweigen u. s. w. auszuschnücken.

Die Krippenvorstellungen (*Kreppchen*) zu Weihnachten sind an die Stelle der früher üblichen Narrenfeste getreten und wurden im 13ten Jahrhundert durch den hl. Franz von Assisi eingeführt. Heute zu Tage verschwinden sie immer mehr und mehr. Schon bei den alten Ägyptern war es Brauch, alljährlich das frohe Ereigniß der Niederkunft einer göttlichen Jungfrau festlich zu begehen und ihren Neugeborenen, in einer Krippe liegend, den Andächtigen zu zeigen. Ein ähnlicher Kult bestand auch in Griechenland mit dem Bachuskindlein. (*Sepp, I, 414*). Bei den Deutschen wurde das Bild des neugeborenen Sonnengottes auf einem Wagen herumgeführt; eine schöne junge Priesterin, welche seine Gattin vorstellte, begleitete das Bild. Unter dem Schalle musikalischer Instrumente rief man den Julfrieden aus, und aller Streit mußte sofort ruhen. Das Kind empfing man mit brennenden Wachskerzen und Jubelliedern; Festspiele und Schmause vergnügten das Volk die ganze Julzeit hindurch. (*Sepp, I., 435.*)

Auf Weihnachten schenken Pathe und Pathin dem Täufling das *Kendel* (Kindel), das ist ein Backwerk von unförmlicher Kindleingestalt. Der Täufling erhält das *Kendel*, auch *Kreschtjong* (Christjunge) genannt, bis zum zwölften Jahre. In das zuletzt verabreichte Backwerk wird ein Holzspan eingebacken, um anzudeuten, daß der Beschenkte von nun an verspänt ist, d. h. nichts mehr erhalten wird. Das letzte *Kendel* heißt darum auch *de Spön* (der Span). Dies Verspänen ist eine scherzhafte Anspielung auf das luxemburgische *ferspënen* „das Entwöhnen von der Mutterbrust“. *Spenn* heißt bei uns die Muttermilch. Das *Kendel* vertritt den Jullagalt, d. h. die aus Teig gebackene Ebergestalt. Solche Geschenke machte man sich also schon in der Heidenzeit. Die Skandinavier nennen die Weihnacht „Kyndelmesse“.

Aus den religiösen Ansichten der heidnischen Mittwinterfeste erhielt sich in unserem Lande, wie überhaupt in allen Gauen Deutschlands, der verschiedenartigste Aberglaube, denn die ganze Weihnachtszeit wurde für die Geister-, Thier- und Pflanzenwelt als geheimnißvoll-bedeutend angesehen.

Die auf Weihnacht geborenen Leute besitzen die Gabe, Quellen zu entdecken. Nach der christlichen Legende entsprangen bei der Geburt des Gottessohnes nicht nur im Stalle zu Bethlehem, sondern auch an vielen andern Orten, in entfernten Gegenden, Quellen, und der Volksglaube läßt zu Weihnachten in der Mitternachtsstunde Wasser in Wein sich verwandeln. So floß schon, nach hellenischer Mythe, aus der Quelle des Bachus auf Andros jährlich am 9. Januar, oder an bestimmten 7 Tagen des Jahres Wein, anstatt des Wassers. (*Sepp, I., 224.*)

Zu Weihnachten sollen, wenn junge Burschen oder Mädchen mit Lichtern stillschweigend in die Brunnen schauen, sie im Wasserspiegel das Bild der zukünftigen Braut oder des zgedachten Bräutigams erblicken. Daher rührt die Redensart: „*En huöt an de gischer Petz gekuckt*“, (Er hat in den Girster Brunnen geschaut), mit welcher Redensart man einen närrischen Menschen bezeichnen will. Dieser Gebrauch erinnert an die Quellenverehrung der Alemannen und Franken, wobei man dem Flußgott Lichte anzündete und Opfergaben hinstellte. (*Sepp, I, 244.*) In den zwölf Nächten soll man keine Erbsen, Linsen oder Bohnen, überhaupt keine Hülsenfrüchte essen, sonst bekommt man Geschwüre, die Krätze oder selbst den Aussatz. Die Hülsenfrüchte, die schon den Pythagoräern verboten waren, sind das Sinnbild der Leiblichkeit, in die der Geist in dieser Nachtwelt gesunken ist. (*Sepp, II, 337.*)

Weil am Christtag, um Mitternacht, das Wasser sich in Wein verwandelt, soll man dem Vieh in dieser Stunde nicht zu saufen geben. Auch reden dann die Thiere miteinander, und der Hund, der in dieser Nacht bellt, wird in demselben Jahre toll.

Am Christabend soll man den Herd kehren, weil des Nachts Frucht vom Himmel fällt; eine Allegorie auf Christus, das himmlische Weizenkorn. Der Hopfen wächst einen Fuß hoch in dieser Nacht, die Apfelbäume blühen und tragen Obst, weil Christus geboren ward. Der Apfelbaum ist hier der Lebensbaum, der bei der Erscheinung des Gottmenschen wieder ausschlägt. (*Sepp, I, 261.*) Die Obstbäume sind mit Strohseilen zu umwickeln, damit deren Fruchtbarkeit befördert werde, u. s. w.

St. Stephan (26. Dezember)

Der heilige Stephan war einer der 72 Jünger Jesu Christi. Er besaß in hohem Grade die Macht, Wunder zu wirken, und starb als erster Martyrer. Sein Name, auf französisch „*St. Etienne*“ bedeutet nach Alban Butler in griechischer Sprache „*die Krone*“.

Die Capitularien vom Jahre 789 verbieten das Laster der Trunkenheit und jene Beschwörungen, welche zu Ehren des hl. Stephan geschahen. Die alten Deutschen tranken nämlich besonders in der Julzeit, wozu ja der Stephanstag gehört, die Minne, d. h. das Gedächtniß, das Andenken ihrer Hauptgottheiten.

Statt dessen ward später Christi-, Mariä-, Gertrudens-, Michaels-, Martins- und Stephans-Minne, und noch heutzutage St. Johannes-Segen getrunken.

Am Stephanstag wechselt bei uns das Gesinde den Dienst. Hierüber besteht noch folgender Volksreim:

*Den heilige Stêfen,
Dêt se d'Lompe rêfen;
Sankt Johann,
En anere Mann.*

Beim Dingen erhält der Knecht oder die Magd ein Handgeld; als Lohn aber eine bestimmte Geldsumme und auf dem Lande noch gewisse Kleidungsstücke. Die Dienstzeit wird beim Ackerbautreibenden auf ein Jahr, sonst aber auf einen Monat festgesetzt. Die Kündigung muß 14 Tage vor Ablauf der Dienstzeit erfolgen.

St. Johannes (27. Dezember)

St. Johannes, der Evangelist, war der Lieblingsjünger des Heilandes und ist noch der Repräsentant der innigsten Gottesliebe. Gewöhnlich wird er vorgestellt mit einem Becher in der Hand, aus dem sich eine Schlange windet. Die Legende erzählt hierüber, daß, um die Macht des Christengottes zu erproben, der Götzenpriester Christodemus dem Heiligen einen Trank vergifteten Weines gereicht habe. St. Johannes machte das Zeichen des Kreuzes über denselben, eine Schlange kroch heraus, und er leerte die Trinkschale ohne jede Gefahr. Der Adler, der diesen Heiligen begleitet, ist das Sinnbild der Allgegenwart Gottes.

Das beim Abschied unter Freunden getrunkene letzte Glas nannte man früher Johannes-Minne oder Johannes-Segen, weil der Heilige den Giftwein in Segenswein umgewandelt hat. Unser Volk trinkt noch das „*Schêtméschen*“ (Scheidemäßchen), allein ohne jeden Bezug auf den in Rede stehenden Heiligen.

Noch heute besteht in unserm Lande der Brauch, daß an diesem Tage der Familienvater einen Krug Wein, mitunter auch zwei, - letzteren als Geschenk für den Pfarrer, - in die Kirche trägt. Nachdem dieser Krug durch den Priester gesegnet worden ist, erhalten alle Hausgenossen einen Trunk davon, als Schutzmittel gegen schädliche Getränke und Speisen. Einige Tropfen werden in die Weinfässer gegossen, und den Rest hebt man sorgfältig auf, um bei gewissen Krankheiten verwendet zu werden. So wie die Stephansminne, ist auch der Johannissegens heidnischen Ursprungs.

Unschuldige Kindlein (28. Dezember)

Seit dem neunten Jahrhundert begeht die katholische Kirche am 28. Dezember den Tod oder den geistigen Geburtstag der unschuldigen Kinder, welche Herodes hat ermorden lassen, in der Meinung durch diese Maßregel das Christkindlein aus dem Wege zu räumen.

Es war früher allgemeine Sitte, und dieser Gebrauch kommt noch vereinzelt vor, daß an diesem Tage Eltern und Kinder ihre Rollen vertauschen, und letzteren der Befehl im Hause zusteht. Als Zeichen ihrer Eintagswürde hängt die Mutter dem jüngsten Kinde das Schlüsselbund um und fügt sich willig dem Kommando der Kleinen, hinsichtlich der Mahlzeiten, welche dann immer aus den beliebtesten Gerichten des lieben Naschvölkchens bestehen.

Dieses Fest der vorübergehenden Erniedrigung der Herrn und Erhöhung der Untergebenen, welches immer in die Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönig fällt, kommt auch schon bei den Völkern des Alterthums vor. In Rom waren es die Saturnalien. Dieses Fest der Saturnalien wurde jährlich im Dezember gefeiert, an welchem, zur Erinnerung an das goldene Zeitalter, die Sklaven in Herrenkleidern erschienen und von ihren Herren bedient wurden.

Am 28. Dezember wird in Luxemburg ein Gesindemarkt abgehalten. Junge, kräftige Landleute beiderlei Geschlechtes kommen dann in Menge zur Stadt und bieten ihre Dienste gegen angemessenen Lohn und einige Kleidungsstücke an.

Solche Märkte kommen noch vor im Großherzogthum Luxemburg: am 24. Juni zu Clerf; am 6. Dezember zu Hosingen; am 26. Dezember zu Wiltz und zu Trintingen; am 27. Dezember zu Diekirch und am 30. desselben Monats zu Ulflingen. In einer kleinen manuskriptlichen Skizze über unsere Sitten und Bräuche schreibt Herr Professor Engling: „Man hat diesen Märkten oft den Vorwurf gemacht, daß es Menschen- oder Sklavenmärkte seien. Doch wie unbegründet ist derselbe? Die jungen Leute, welche einen Herrn oder Meister suchen, bieten ja weder ihre Freiheit, noch ihre Menschenwürde feil, sondern

verdingen einzig und allein ihre Dienste. Diese Märkte sind demnach keine Schande, sondern vielmehr ein Vonheil für die Menschheit.“

Die Gesindemärkte sind übrigens nicht auf unser Land beschränkt, sondern über ganz Deutschland verbreitet. Wir finden dieselben in der Eifel, in Elsaß-Lothringen, so wie in den äußersten Nordmarken bis herab zum Bodensee. Daß diese Märkte von früheren eigentlichen Sklavenmärkten, wie solche wirklich einst in Deutschland abgehalten wurden, herzuleiten sind, ist sehr wahrscheinlich.

St. Sylvester (31. Dezember)

Am Sylvesterabend beschäftigte man sich mit einer besondern Art Weissagung. Flüssiges Blei wurde in Wasser gegossen, und aus den hieraus entstandenen Bleifiguren zog man Schlüsse auf die Zukunft. Wenn z. B. ein Mädchen eine Figur erhielt, die einem Krieger glich, so war es sicher, daß ihr zukünftiger Mann ein Soldat sein mußte.

J. Grimm (D. M. 1072) gibt diesem Bleigießen eine griechische Herkunft.

An manchen Orten wird am Sylvester-Abend um die Mitternachtsstunde das anbrechende Neujahr durch ein gegenseitiges „Prosit Neujahr“, oder auch wohl durch ein passendes Gesang- und Musikstück begrüßt.

Neujahr (1. Januar)

Nachdem das Fest der Geburt des Heilandes auf den 25. Dezember verlegt worden war, wurde der erste Januar als Octave von Weihnachten gefeiert und erhielt gegen 660 den Namen *Circumcisio*, oder Fest der Beschneidung Christi.

In vaterländischen Urkunden trifft man mehrmals den ersten Januar als heiliger Neujahrstag angemerkt. In neuerer Zeit ist das religiöse Fest vor dem weltlichen ganz in den Hintergrund getreten.

Wie sonst überall, ist es auch im Luxemburgischen altherkömmliche Landessitte, daß sich Verwandte und Bekannte zum neuen Jahr begrüßen und Geschenke geben. Der hierbei übliche Volksspruch lautet: „Ich wünsche Euch ein glückseliges Neujahr, lang zu leben und selig zu sterben; einige setzen hinzu: und den Himmel für euren Kranz! Andere schließen auch wohl mit dem Zusätze „und mir ein Neujährchen“. Als Regel gilt, daß derjenige von den sich begegnenden Freunden, der zuerst seinen Spruch anbringt von dem andern ein Neujahrsgeschenk zu beanspruchen hat.

Das Neujährchen oder Geschenk, welches Pathe und Pathin dem Täufling verabreichen, besteht gewöhnlich in einem Weck. Die Dienstboten erhalten ein Trinkgeld Örtlich, z. B. in Düdelingen, geben die Mädchen den Burschen, wie zu Weihnachten, ein Backwerk, *Kendel*“ genannt.

Offizielle Neujahrswünsche und Geschenke verzeichnen unsere Weisthümer. (*Hardt, LIX, 654.*) Zu Luxemburg schenkte die Stadt den Mitgliedern der Regierung und des Magistrats ein gewisses Quantum holländischen Käses. Heute befreit man sich von allen officiellen Besuchen durch eine Gabe an die Armenverwaltung.

Die ältesten Deutschen kannten schon die aus dem Orient stammende Sitte der Neujahrsgeschenke. Die dargereichten Backwerke waren einst Segensbrode, und die Besenkung mit denselben ein religiös-heidnischer Brauch. (*Sepp, II, 335.*)

Nach der Austheilung dieser Julgaben erfolgten Maskenauszüge in Thier-, besonders in Hirsch-, Kalbs- und Bocksgestalt. Hieraus entstanden die späteren Narrenfeste, ein unglaubliches Gemisch dessen, was das Heidenthum an Widerwärtigem, und die christlichen Mysterien an Heiligem besaßen. Die Schauplätze dieser Feste waren die Kirchen, und sie grassirten am meisten in den Klöstern zur Zeit, wo in diesen jede Disciplin sich aufzulösen schien.

Unter der ersten Dynastie der fränkischen Könige war der Neujahrstag der 1. März; unter den Karolingern, der 25. Dezember oder Christtag, und unter der dritten Herrscher-Race der 25. März oder Mariä Verkündigung. Auch im Trierischen fing das Jahr mit diesem Datum an. Von der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts besaß nicht allein jedes Land, sondern sogar fast jede Diözese eine besondere Zeitrechnung, die selbst oft wiederum mancherlei Wechsel unterworfen war.

Das luxemburger Land befand sich damals unter sieben verschiedenen Diöcesen, *dont à peine y a l'une conforme à l'autre quant au fait des dates de l'année* sagt unser Provinzialrath in einem Bericht vom 20. April 1575. In demselben Jahre wurde der Gregorianische Kalender bei uns eingeführt und der erste Januar als der erste Tag des Civiljahres bestimmt.

Mit *Peifennejoeschdâch* bezeichnet das Volk eine Zeit, die niemals eintreffen wird. Dieser Ausdruck entspricht dem hochdeutschen *Nimmer tag* oder auf *St. Nimmerleinstag*, sowie den *calendes grecques* oder der *semaine des trois jeudis* der Franzosen.

Dreikönig (6. Januar)

Die *Epiphania Domini*, oder die Erscheinung des Herrn ist der dreizehnte Tag nach Weihnachten. An demselben erinnert uns die katholische Kirche an drei Offenbarungen Gottes. Die erste geschah durch den Stern, welcher den h. drei Königen den Weg, nach Bethlehem zeigte; die zweite durch die Taufe, welche der h. Johannes dem Heilande im Jordanflusse spendete, und die dritte durch die von Christus bewirkte Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Kanaa.

Dieses ist eines der ältesten Kirchenfeste; denn es soll durch die Apostel selbst eingesetzt worden sein; auch war es einst mit das erhabenste, denn man nannte es der oberste Tag oder das große Neujahr. (*Sepp, I., 222.*)

Am Vorabende dieses Tages pflegte man sonst in jedem Hause eine Mannsperson zum König und einer Frauensperson zur Königin durch das Loos zu bestimmen. Die erwählten Herrscher waren hierdurch verpflichtet ihre Unterthanen zu bewirthen. Die gewöhnlichste Art der Wahl wurde durch einen Kuchen vermittelt, in welchem eine schwarze und eine weiße Bohne, mitunter auch statt dieser eine Erbse eingebacken waren. Das Kuchenstück, in welchem sich die schwarze Bohne befand, bezeichnete den König, das mit der weißen Bohne oder der Erbse die Königin.

Wie solches in der vordem luxemburgischen Eifel geschah, so schritt man auch hierlands zu dieser Wahl durch Namensschreibung der zukünftigen Majestäten unter zwei der zu vertheilenden Teller, oder auf zwei zu verloosende Zettel. Die ärmeren Leute begnügten sich denjenigen zum König auszurufen, der bei dem Abendessen zuerst in die Schüssel langte.

In dem Heidenthume wurde zu Weihnacht der junge Sonnengott geboren; in den zwölf Nächten ist seine Macht unentschieden, aber am dreizehnten Tag offenbart sich durch das Längerwerden der Tage diese Macht der ganzen Menschheit. Bei allen alten Völkern war daher der 6. Januar ein großes Sonnenfest. Auch faßt die Kirche Christus hier ganz besonders als geistige Sonne auf, denn die Gebete dieses Tages enthalten Anspielungen in Menge auf

das neue Licht der Welt. Die Tradition bezüglich des früheren Sonnengottes der Griechen, *Phoebus (Apollo)*, hat sich so fest erhalten, daß bis in nicht sehr entfernte Zeiten im wallonischen Luxemburg, wie im welschen Theile Belgiens und in Frankreich der Vertheiler des Königkuchens die sakramentalen Worte sprach: *Phoebe Domine!*

Dieser Kuchen war ursprünglich ein Opfergebäck und wurde nicht bloß dem Sonnengotte, sondern auch der Mondgöttin als den Gottheiten des neuen Jahres dargebracht. In dem König und der Königin sind ebenfalls diese beiden Gottheiten gemeint.

Die Vorabende oder Vigilien von Dreikönig, St. Michael und St. Martin heißen bei uns Hofabende oder Gutnächte; sie wurden durch einen besondern Schmaus - das Überbleibsel alter Opferfeste - ausgezeichnet. Über das Hauptgericht oder die ehemaligen Opferthiere, welche bei denselben vorkamen, gibt uns nachstehende Redensart Aufschluß: „Dreikönig, ein Schwein, St. Michael, ein Huhn, St. Martin, eine Gans“.

Die Umzüge der hl. drei Könige mit ihrem Stern sind an die Stelle heidnischer Götterumzüge getreten. (*Simrock, D. M., 573.*)

Ein hiesiges Sprichwort, das auch am Rhein, in den Niederlanden und in Schweden bekannt ist, sagt: „Auf Dreikönig sind die Tage einen Hahnenschritt länger“. Statt Hahnenschritt hört man auch Hahnenschrei, ein Ausdruck, der wohl aus Irrthum entsprang, denn Hahnenschritt ist der Name eines schwedischen Maaßes, das einer Spanne entspricht und dem Volke zu astronomischen Messungen diene. (*Rudbeck, Atlantika.*)

Der zwanzigste Tag (14. Januar)

In unseren Weisthümern, wie auch anderswo in luxemburger Urkunden, wird oft das Datum angegeben mit der Zahl der Tage, die seit Weihnachten verflossen sind. So entspricht z. B. der 12. Tag dem 5. Januar, der 13. dem 6., der dritte Tag nach dem 12. dem 9., der 18. Tag dem 12. und endlich der 20. Tag dem 14. Januar, oder St. Hilarius. Weiter als der 20. Tag, der die Octave von Dreikönig angibt und bei uns den Cyclus der Weihnachtszeit abschließt, wird nicht gezählt.

Im heidnischen Alterthum wurde zur Julzeit ein zwanzigtägiger Landfrieden angesagt, und unsere 20 Tage sind, wie ich glaube, eine Erinnerung an diese h. Friedenszeit.

St. Sebastian (20. Januar)

Der h. Sebastian war Hauptmann in der pretorianischen Garde. Wegen seines Glaubens zum Tode verurtheilt, wurde er mit Pfeilen durchbohrt, kam aber damals noch mit dem Leben davon, um im Jahre 288 zu Rom im Cirkus auf kaiserlichen Befehl durch Stockschläge als Martyrer zu sterben.

Alle Kriege, welche die katholische Kirche gegen die Ungläubigen unternahm, geschahen unter der besonderen Anrufung der hh. Georg, Moritz und Sebastian, weil alle drei sich der Soldatenlaufbahn gewidmet hatten. Nach dem Verfall des Ritterthums, welches den h. Georg zum Patron gewählt hatte, stellte sich das zur Vertheidigung seiner Mauern militärisch organisirte Bürgerthum unter den Schutz des letzten dieser drei Heiligen und bildete so die Sebastians-Bruderschaften. In

neuerer Zeit entstanden aus jenen Bruderschaften die jetzigen Schützengesellschaften, die sich meist nur mehr mit Schießübungen und gesellschaftlichen Vergnügungen abgeben.

Solche Corporationen bestanden im alten Luxemburgischen historisch nachweisbar zu Luxemburg (*Notice sur la confrérie armée de St. Sébastian à Luxembourg, par Ch. Gemen*), zu Bastnach (*Prat, histoire d'Arlon, II., 540*) zu Diedenhofen, zu St. Vith (*Hecking, Geschichte der Stadt St. Vith, 130, 242*) und zu Diekirch (*Glaesener, Diekirch et ses environs, 19*). In Bastnach und in St. Vith schoß man nach einem Vogel „Papagei“ genannt, und in letzterer Stadt gab es einen Schützenkönig. Solches Vogelschießen kommt noch mehrfach in der Eifel vor. (*Schmitz, I, 49.*) Die Schützenfeste fanden gewöhnlich im Mai statt, und der Schützenkönig entspricht dem Maikönig.

Über einen Hahnenkampf, in Kylburg, am Sebastianstag, s. *Schmitz, I., 11.*

Mit dem Pestsymbol, dem Pfeil, ist der religiöse Glaube von Apollo, dem Pestpatron der alten Zeit, auf den mit Pfeilen durchschossenen h. Sebastian übergegangen. (*Sepp, II., 129.*) In Verbindung mit den heiligen Adrianus und Rochus wird auch der h. Sebastian seit 1636 in unserem Lande gegen die Pest angefleht. Am 20. Januar geht noch jährlich in Echternach eine uralte Sebastiansprozession. In seinem Werke „*Echternach in seinen religiösen Alterthümern*“, gibt A. Reiners eine ausführliche Beschreibung dieser Feier.

Fabian, Sebastian,

Läßt den Saft in die Bäume gah'n.

Die Knaben fangen jetzt an sich Weidenflöten anzufertigen, wobei sie, damit der Bast sich löse, Zaubersprüchen verwandte Lieder singen.

Maria Lichtmeß (2. Februar)

Das Fest Maria Lichtmeß, früher ein gebotener Feiertag, wurde im 6. Jahrhundert eingesetzt zum Gedächtniß, daß die h. Jungfrau sich an diesem Tage im Tempel zu Jerusalem der religiösen Ceremonie der Reinigung unterwarf und ihren Sohn Jesus Gott aufopferte. Als Marienfest schließt es den kirchlichen Cyclus von Weihnachten ab, und als Fest des Herrn eröffnet es den Kreis der österlichen Feierlichkeiten.

Die Benennung Lichtmeß, in welcher Zusammensetzung das Wort „meß“, wie in Kirmeß, so viel wie „Fest“ bedeutet, bezieht sich auf die Kerzen oder Lichter, welche der Priester an diesem Tage segnet. Diese Weihe geschieht namentlich, damit diejenigen, die diese Lichter bei sich tragen, an **L e i b u n d S e e l e** beschützt werden, und damit aus den Orten, in welchen sie angezündet werden, die Mächte der Finsterniß weichen müsseh. Nachstehende Volksgebräuche, die an diesem Tage stattfinden, erklären sich nun von selbst:

Kinder unter 12 Jahren läßt man auf den Knien bei einem angezündeten kleinen Stück Wachlicht beten, bis dasselbe verbrannt ist; in Kreuzform kleben die Landleute das Wachlicht auf ihre Hüte, über die Hausthüren, an die Decken der Stuben, auf die Pflüge und Wagen, an die Obstbäume, in den Stallungen und lassen einige Wachstropfen auf jedes Stück Vieh fallen. Auf dem Muttergottesaltar in der Kirche werden gesegnete Wachslichter geopfert. In Ellingen, wie früher zu Palzem, gehen die Mädchen des Dorfes mit einer weißgekleideten Puppe um und sammeln Gaben für die Muttergottes. In Schönfels erleuchten die Kinder die dortigen Felsengrotten. Vor den an den Häuserfronten angebrachten Heiligenbildern war es bis an's Ende des vorigen Jahrhunderts Sitte, Lichter zu brennen. Am 15. Februar 1799 wurde dieser auch in Trier übliche Brauch, bei namhafter Geldbuße, im Falle der Übertretung, all dort untersagt.

In lateinischer Sprache heißt *Februare*, reinigen; auch galt bei den Römern der Februar für den eigentlichen Sühn- und Reinigungsmonat.

„In Griechenland und Rom wurden zu Ehren der *Juno Februa*, oder zum Andenken an die vom Pluto *Februus* geraubten *Persephone* und dem Umstand, daß *Ceres* ihre Tochter mit der Fackel suchte, Fackelzüge veranstaltet, und wer immer daran theilnahm, hoffte das Jahr hindurch von Fiebern frei zu bleiben. Dieses *Festum calendarum* ging mit seinen Gebräuchen in die christliche Lichtmeß über; besonders aber hat sich die Feuerläuterung am Tage Mariä Reinigung, wo die Hauptkerzenweihe für das ganze Jahr stattfindet, erhalten.“ (*Sepp, L., 221, 222.*)

Laut einem alten Sprichworte kriecht der Bär wieder für sechs Wochen in seine Höhle, wenn er auf Lichtmeß seinen Schatten erblickt. Es ist demgemäß von schlechter Vorbedeutung, wenn an diesem Tage die Sonne scheint, weil alsdann der Winter noch sechs Wochen dauern wird, d. h. bis zu St. Gertrud, der ersten wirklichen Sommerbraut.

St. Blasius (3. Februar)

Der h. Blasius, einer der 14 Nothhelfer, war Bischof von Sebaste in Armenien. Er starb als Märtyrer gegen das Jahr 316. Man nimmt seine Zuflucht zu ihm in Halskrankheiten, weil er ein Kind von einem gefährlichen Übel dieser Art wunderbar befreit hat.

Am Vorabend seines Festes, also auf Lichtmeß, ziehen Schaaren von Kindern, brennende Wachlichter tragend, durch die Straßen Luxemburgs, singen ein in meinen *Kinderreimen, S. 42*, veröffentlichtes Lied, in welchem dieser Heilige gleich anfangs angerufen wird und sammeln kleine Gaben. Dieser Kinderumzug kommt noch in der Umgegend von Luxemburg, wie in einigen entfernteren Ortschaften des Landes vor, z. B. in Betzdorf, Manternach, Mersch, Wormeldingen, und scheint früher allgemein gewesen zu sein. Er erinnert an die religiösen Fackelzüge, welche die Römer einst auch in unseren Gauen zu dieser Zeit vornahmen.

In dem angeführten Liede fordern die Kinder, statt dieser oder jener Gabe, ein Stückchen Wachlicht, nehmen aber wie bei andern Gelegenheiten Alles, was man ihnen gibt. Eine Erläuterung hierzu finde ich bei *Simrock (D. M. 569.)*, wo es heißt: „So hergebracht, ja selbstverständlich scheint aber die Verbindung des Opfers mit den angezündeten Lichtern gewesen zu sein, daß man sich gewöhnt hatte, jede Gabe, jedes Geschenk ein Licht, eine Kerze zu nennen“. Das Stückchen Wachlicht des Kinderliedes ist daher gleichbedeutend mit jeder beliebigen kleinen Gabe. Die abschlägige Antwort auf das Verlangen nach einem Geschenke lautet in stehender Redensart: *Ech léen dîr et op d'Trâp mat énger Lûcht derbei* (Ich lege dir es auf die Treppe mit einem Licht dazu). Also hier wieder das Licht unzertrennlich von dem Geschenk, was die Erklärung *Simrock's* ganz bestätigt.

Die kirchliche Halssegnung gegen Halskrankheiten, die auf dem Lande zu Lichtmeß geschieht, erfolgt in Luxemburg, so wie an andern Orten des Landes an dem St. Blasiustage. Zu Vianden wird alljährlich in der vor der Stadt liegenden Neukirche nach Vollendung des Gottesdienstes, an dem früher eine große Menge Wallfahrer aus den umliegenden Ortschaften Theil nahmen, die Halssegnung vorgenommen.

Fastnachtszeit

Mit Lichtmeß beginnt bei uns die Fastnachtszeit, die anderwärts schon mit Dreikönig ihren Anfang nimmt.

Der Name Fastnacht, luxemburgisch Fûosent, galt früher bloß dem Dienstag vor Aschermittwoch, d. h. der *N a c h t v o r F a s t e n*. Fûosent, eigentlich Fûoshent, ist ganz dasselbe wie Fastnacht, da *hent* im Luxemburger Dialekt noch heute Nacht bedeutet. Faß leitet man von *f a s e l n* ab (*Simrock, D. M., 370*), wie Fûos bei uns von einem verloren gegangenen Wurzelverb *fûoselen* = *faseln* herkommt. Durch Erweiterung des Begriffes dieser Eintagszeit bezeichnet man jetzt mit Fastnacht bald die Periode von Lichtmeß bis zum Anfang der Fasten, bald die Haupttage der Fastnacht, die drei Tage vor Aschermittwoch.

Von Lichtmeß bis zum Sonntag *Quinquagesima* feiert man auf dem platten Lande zu Ehren eines Nebenpatrons der Pfarre eine sogenannte Fûosent oder „Kleine Kirmeß“. Hiermit im Zusammenhang steht wohl die alte Benennung *N a r r e n - K i r c h w e i h* für Fastnacht.

In allen Ländern ist die Zeit der Fastnacht die Zeit der Eheabschließungen. „Der Eintritt in dieses Leben, im Frühling der Zeiten, geschieht mittelst der Einpuppung der Seele in den Leib der Materie. Der Leib ist die Maske der Seele, daher ist die Karnavalszeit auch die Heirathszeit“. (*Sepp, IL, 281.*) Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts traf man in dieser Epoche noch überall Schaaren von Kindern an, die nach dem Geschlechte in zwei Gruppen vertheilt waren. An der Spitze der Knaben befand sich ein mit Bändern geschmückter Hochzeiter, während die Mädchen eine aufgeputzte Braut mit sich führten. Sie sangen eigene Weisen, (*s. Meine Kinderreime, S. 193*), sammelten Eier, Mehl, Speck u. s. w. und verzehrten hernach gemeinschaftlich die erhaltenen Gaben. Heute ziehen noch arme Kinder, einzeln oder zu zweien oder dreien in den Dörfern umher und betteln um das, was man ihnen eben geben will. Die vorgetragenen Lieder sind meist religiösen Inhaltes. Auch der Rommelspottsänger, ist ganz im Verschwinden begriffen. Das Brumminstrument, Rommelspott (Rumpeltopf), womit dieser kleine Musiker seinen Gesang begleitet, besteht aus einem irdenen Topf, über dessen Öffnung eine Blase gespannt ist, in welcher ein Stück Schilfrohr steckt. Durch Reibung des Rohrs mit der zusammengebogenen inneren Handfläche wird ein monotones, dumpfschalendes Geräusch verursacht. Folgendes Liedchen, das nicht in meinen Kinderreimen steht, ward sonst mit Begleitung der Rommelspott gesungen.

*Rommelspott, Rommelspott!
Frèche mâcht èr Dirchen op.
Lost de Spilman eine;
Lost de Spilman streichen,
Streichen op der Rommelspott;
Frèche mâcht èr Dirchen op.
Setzt dé Léder an dé Want,
Nemt dat Messer an dé Hant,
Schneit hei, schneit do,
Schneit en décke, fette Griëf erof,
Bis de Kiërfche foll as.*

In vielen unserer deutschen, wie wallonischen Ortschaften theilen alljährlich am Dreikönigsfeste, oder in der Fastnacht, und zwar an einem Sonntag, die erwachsenen Mädchen unter die heirathsfähigen Burschen Obst, namentlich Baum- und Haselnüsse aus. Durch diese Gaben erkaufen sich die Mädchen das Recht, von den Beschenkten auf der Kirmeß zum Tanz geführt zu werden.

Die in der Fastnacht besonders vorkommenden Backwerke sind: *Nonnebrödercher* oder *Nonnepipercher* (Nonnenkrapfel), *Eisekochen* (Waffeln), *Meisercher* (Ölkrapfen), *Ferwurelt Gedanken* (Rädergebackenes) und *Stretzegebécks* (Spitzkuchen).

In Luxemburg nennt man eine Maske *Bokemaul* und eine maskierte Person *Fuosentsbok*. *Bok* für sich allein bedeutet heute nur mehr die Weibermütze, auch „Kogel“ genannt, und will man nicht einen verloren gegangenen Sinn dieses Ausdrucks annehmen, so ist es jetzt schwer zu errathen, wie die Zusammensetzungen *Bokemaul* und *Fuosentsbok* die vorerwähnten Bedeutungen erhalten konnten. Ich bin daher geneigt in *Bok* eine Entstellung von *Bock* zu sehen, zumal da wir den Kornkäfer oder Kornbock bald *Kuôrbok*, bald *Kuôrbock* nennen und die Maske auch *Bocksgesicht* heißt. In Hirsch-, Kalbs- und Bocksgestalt vermummte man sich zu Neujahr; der *Hosécker Bock* ist uns schon beim St. Nikolausfest begegnet, und ebenso wir wir den in Erbsenstroh eingehüllten Burschen, einen Bären vorstellend, und den Schimmelreiter schon dort antrafen und in der Fastnach als althergebrachte beliebte Figuren wiederfinden, so dürfen wir auch den Bock sich nochmals hier einstellen sehen.

Hinter den Maskirten herlaufend rufen die Kinder die in meinen *Kinderreimen*, S. 193, verzeichneten Worte.

Die Fastnacht, wie dieser Name es selbst bekundet, entstand erst mit den christlichen Fasten. Veranlassung hierzu gaben einige nicht ganz verschwundene, in dieser Jahreszeit gefeierte heidnische Feste, so wie die Erinnerungen an die Ausgelassenheiten, Mummereien und Schwanke der alten Mittwinterfeste, wie der römischen Lupercalien und Saturnalien; denn selbst in dem heutigen Karnaval schimmern noch in bunter Mischung die früheren Gebräuche der verschiedensten Völker durch; so ist z. B. das Dutzen der Masken echt römische Sitte. Eine eigentliche Ursache aber war der Wunsch der neubekehrten Christen, von den anfänglich allzu streng vorgeschriebenen Fasten sich noch recht mit Essen und Trinken, Scherzen und Belustigungen aller Art zu vergnügen. Das Maskiren ist uralt und religiösen Ursprungs. In der Seelenwanderung, der auch die Deutschen huldigten, findet eine fortwährend sich verändernde Maskirung der Seele in andern Leibern statt, und die Götter selbst erscheinen unter den verschiedensten Gestalten; der Sonnengott allein unter der zwölffachen Maske der Thierkreiszeichen.

Der Fette Donnerstag

Dieser Tag ist der letzte Donnerstag vor den Fasten. Bis gegen das Jahr 1830 bestand in Luxemburg der Brauch, daß die Metzger der Stadt die Fastnachtsochsen „*Danzen-Oxen*“ genannt, herumführten. Den Zug eröffnete der Stadttambour mit einem Polizisten; ihnen folgte eine Musikbande, welche den „Gigo“, einen heute noch populären, lustigen Gigentanz spielte. Darauf kamen, von Knechten geführt, prächtige Ochsen, womöglich zwölf an der Zahl. Mit Kokarden und Bändern reichlich geschmückt, trugen die schönen Thiere auf der Stirne eine papierene Goldkrone in deren Mitte sich eine Citrone befand. Die Metzgermeister, festlich gekleidet, mit scharlachrothen Westen, an denen große Silberknöpfe prangten, schlossen den Zug, den beständig Metzgergesellen, als Hanswurst verkleidet, umsprangen und mit Peitschenknall und Peitschenschlägen den zu großen Zudrang des Publikums abwehrten. So wogte der Umzug durch die Straßen und endete erst, nachdem die städtischen Honoratioren, sobald sie von den Fleischern begrüßt worden waren, allen eine kleine Erfrischung verabreicht oder ein Trinkgeld gegeben hatten. Seitdem dieser Brauch nicht mehr besteht, begnügen sich die bedeutendsten Metzger, an diesem Tage ihre schönsten Ochsen zur Schau vor ihren Läden anzubinden.

Das Alles ist das Überbleibsel einer alten Opferfeier (*Grimm, D. M. 1201*).

In der Eifel heißt der Fette Donnerstag auch „*Weiberdonnerstag*“. An diesem Tage, sagt *Schmitz, I, 13*, „hatten die Weiber nach uraltem Brauche unumschränkte Herrschaft und das Recht, in den Gemeindewald zu gehen, den schönsten Baum zu fällen, denselben zu verkaufen und von dem Erlös desselben ein gemeinschaftliches Gelage zu halten. Dieses Recht übten die Weiber an allen Orten bis in die jüngste Zeit aus, wo die Forstbehörde ihnen die Ausübung desselben untersagte“. Das Volk erklärt diesen Brauch durch eine Sage, die im Grunde dieselbe ist, wie die allbekannte „Die Weiber von Weirnberg“ und setzt hinzu, aus Dankbarkeit hätten die Männer den Frauen obiges Recht auf ewige Zeiten abgetreten. Dann fand die Lustbarkeit der Frauen am Fastnachtsmontag statt, der daher „Weibermontag“ hieß.

Gewiß fand sich diese Sitte nicht allein in der luxemburgischen Eifel vor, sondern dehnte sich über unser ganzes Land aus; denn es besteht noch heute bei uns der Volksglaube, im Monat Februar besäßen die Weiber die Herrschaft. Offenbar knüpft sich dieser Brauch auch nicht an die obige Sage, sondern vielleicht an ein heidnisches Frauenfest zu Ehren einer Naturgottheit.

Die drei Hauptfastnachtstage

Immer näher rücken nun die Fasten heran; man will sich vorher noch recht gütlich thun, und dies geschieht in reichstem Maße am Ende des Karnavals, denn seine drei letzten Tage, die sich übrigens nur örtlich durch besondere Eigenheiten unterscheiden, tragen überall den Charakter privilegirten Wohllebens und Muthwillens.

Der in Luxemburg stattfindende Maskenball mit freiem Eintritt, an welchem sich alle Stände betheiligen, nennt man *Bullsbal*, was so viel bedeutet als Polterball. *Bull schloen* (Bull schlagen) heißt in unserem Dialekt „viel Lärm machen.“

Im Jahre 1764 durfte zu Luxemburg nur im Stadthause Carnavals-Ball gehalten werden. Vierzehn Tage voraus wurde dieser Ball versteigert. (*Kalbersch, Geistige Getränke, 171.*)

Die Burschen, die ihre Mädchen zur Fastnachtszeit zum Tanz führen, erhalten von denselben die Ostereier.

Noch im Anfang dieses Jahrhunderts feierte man die Fastnacht in dem Städtchen Grevenmacher auf eine recht anziehende Art. Am Fastnachtsmontag versammelten sich die jungen Burschen des Ortes in einem Hause, um sich zu maskiren. Der größte und stärkste unter ihnen übernahm die Rolle eines wilden Mannes. Vom Kopf bis zu den Füßen in Immergrün eingehüllt, trug er eine aus einem alten Filzhute angefertigte Maske mit rothen Augen, wackelnder Nase, großem Rachen und einen Pferdeschweif als Bart; in der Hand führte er einen entwurzelten Baumstamm; um seine Lenden war eine lange Kette geschlungen, und zwei Führer, von denen jeder ein Ende derselben erfaßt hatte, hielten ihn damit in ihrer Gewalt. Alle andern jungen Leute vertheilten sich in zwei Haufen; die einen gesellten sich als Begleiter zum wilden Mann, während die andern, mit hölzernen Säbeln bewaffnet, als Gegner desselben auftreten sollten. Der Aufzug begann damit, daß die Säbelträger, die sich unter einem Anführer in der Straße aufgestellt hatten, dem wilden Manne den Ausgang aus dem Hause verwehrten. Es entspinnt sich ein Kampf, und es gelingt dem wilden Kumpan durchzubrechen; doch von zahlreichen Feinden umringt, dürfte er unterliegen, wenn seine Begleiter ihm nicht zu Hülfe eilen und ihm frischen Muth einflößen. Mit erneuerter Wuth wirft sich der Wilde auf seine Gegner; sie fliehen, und da er sie nicht mehr erreichen kann, schleudert er ihnen seine Keule nach. Beide Parteien streiten nun um den Besitz des Baumstammes, denn diejenige, welche ihn schließlich erringt, hat einen Sester

Wein gewonnen. Auf diese Art bewegte sich der Zug durch die Straßen des Städtchens, wobei der wilde Mann sich mehrmals ganz in Freiheit setzte und sich dann seinen tollsten Ausgelassenheiten so lange überließ, bis es seinen Führern gelang, die Kettenenden wieder zu ergreifen. Am Abend dieses Tages vereinigte sich die ganze Gesellschaft in einem Tanzlokal, und der gewonnene Wein wurde gemeinschaftlich getrunken.

Am Dienstag Morgen vermummtten sich zwei Burschen, der eine als hübscher, junger Schäfer mit bebändigtem Hute und einem Hirtenstab in der Hand, der andere als jugendliche, rothwangige Schäferin in ländlichem Sonntagsstaat, einen netten Hängekorb am Arm tragend. So schritten beide unter Absingen fröhlicher Lieder von Haus zu Haus und sammelten Gaben. Unerwartet erscheint plötzlich mit seinen Gesellen der wilde Mann. Er greift zuerst in den Korb und verschlingt gierig von dessen Inhalt, was ihm behagt; darauf drückt er die Schäferin an sein Herz, während er den zitternden Schäfer mit seiner Keule bedroht. Doch ebenso unerwartet treten nun die Säbelträger auf, befreien Schäfer und Schäferin und jagen den wilden Mann nebst seiner Bande in die Flucht. Abends wurden dann abermals die gesammelten Gaben beim Wein lustig verzehrt.

Am Aschermittwoch standen vor dem Hause, in welchem sich am vorigen Montag Alle verkleidet hatten, die Führer, Begleiter und Gegner des wilden Mannes und überließen sich unter Heulen und Wehklagen der größten Trauer; denn der wilde Mann lag da als Leiche, ausgestreckt auf einer Todtenbahre. In eigens für diese Gelegenheit abgefaßten Sprüchen beklagten alle sein Schicksal, und weinend luden sie die Bahre mit dem Strohmann, der in die Verkleidung des wilden Mannes eingehüllt worden war, auf, trugen ihn durch die Straßen und dann vor die Stadt. Hier ward der Todte zwischen zwei Stangen aufgerichtet und unter Absingen von Grabliedern verbrannt. In die Ortschaft zurückgekehrt, ergriffen die Burschen alle Mädchen, deren sie habhaft werden konnten, setzten dieselben auf einen zweispännigen Leiterwagen und fuhren so in dem Städtchen herum, während unter Begleitung einer Fidel das Spottlied auf alte Jungfern: „Der Wawerner Weiher“ vorgetragen wurde. Diesen letzten Aufzug nannte man „auf den Wawer-Weiher führen“, und damit war das Fest zu Ende.

Dieser ganze Vorgang ist eine recht poetische Dramatisirung des Kampfes zwischen den Jahreszeiten, des Ringens zwischen Sommer und Winter, oder in anderen Worten, der Kampf des neuen Sonnengottes mit den Winterriesen um den Besitz seiner Braut, die jungfräuliche Erdgöttin. Der wilde Mann personifizirt den Winter. Sehr richtig gewählt ist seine Kleidung mit Immergrün, das bei uns den Namen „*Wantergréng*“ (Wintergrün) führt. Die Personifikation des Sommers finden wir Montags in dem Anführer der Säbelträger, Gegner des wilden Mannes, Dienstags in dem Schäfer und der Schäferin. Am ersten Tage siegt der Winter. Diese Vorstellung gehört eigentlich dem Herbste an; sie erscheint schon in dem Begraben der Kirmeß, die sonst immer ein Herbstfest war und eigentlich das Begraben des Sommers bedeutet. Sehr sinnig ist indessen dieses Herbstfest herangezogen, denn die Auferstehung des Sommers ist nicht denkbar, ohne sich sein vorheriges Hinscheiden im Herbst oder Winter zu vergegenwärtigen. Der Kampf am zweiten Tage bildet die eigentliche Frühlingsfeier: dem siegenden, blühenden Sommer unterliegt der ausgelebte, ermattete Winter. Als der ursprüngliche Sinn dieser alten Volksfeier verloren gegangen war, personifizierte der wilde Mann am Aschermittwoch nicht mehr den Winter, sondern die Fastnacht. Wie man um die fröhliche Kirmeßzeit trauern konnte, so durfte man auch um das Ende des lustigen Karnavals sein Leid aussprechen, und deswegen finden wir beim Tode des wilden Mannes Wehklagen statt Frohlocken. Ein echter Zug aus heidnischer Zeit ist noch das Ergreifen und Herumführen der Mädchen. Die Frühlingsgottheiten sind der Ehe hold und strafen ohne Erbarmen diejenigen, welche dieselbe verschmähen. Zum Heirathen ist aber die Fastnacht die althergebrachte Zeit, und diese haben die Mädchen verstreichen lassen, ohne in

den Ehestand einzutreten. Das auf den Wawerweiherführen erscheint daher als eine Strafe für sie, und zugleich als eine Warnung, daß sie keine alte Jungfern werden sollen.

Die Fastenzeit

Unter Fasten versteht man eine freiwillige Enthaltung gewohnter Nahrungsmittel: Enthaltung, die man sich auferlegt, um der unsichtbaren, höheren Macht zu gefallen, ebenso wie dieses durch andere Büßungen, Opfer und Reinigungen geschieht. - Das Fasten und die Abstinenz von gewissen Speisen haben ihren Ursprung im Orient und sind durch die dortigen klimatischen Verhältnisse bedingt. Deshalb findet man auch diesen Brauch bei allen südlich gelegenen Völkern des Alterthums, während derselbe bei den Nordländern, die durch das kältere Klima gezwungen, größere Esser, und da selbe den Einwirkungen einer heißeren Temperatur in Bezug auf Schädlichkeit gewisser Speisen nicht in demselben Grade zugänglich sind, weniger Eingang fand.

Die christlichen Fasten haben mancherlei Veränderungen erlitten. Hinsichtlich ihrer Dauer bestand die letzte darin, daß man zu einer 36tägigen Fastenzeit noch 4 Tage hinzufügte, um eine 40tägige zu erhalten, und zwar zur Erinnerung an die vierzig tägige Fasten des Gottmenschen in der Wüste. - Die hinzugefügten Tage - von Aschermittwoch bis zum nächsten Sonntag *Quadragesima* - hießen die kleinen Fasten oder die vier Tage.

Die eigentlichen Fastenspeisen bestehen mit Ausschluß des Fleisches in Fischen, Mehlspeisen und Gemüse. Brei und Fische, namentlich Hafergrütze und Häringe, waren von Alters her der Mondgöttin, wie dem Donnergotte, höchst wohlgefällige Speisen, und diese Gottheiten zürnten sehr, wenn solche ihnen geheiligten Nahrungsmittel nicht an ihren Festtagen ausschließlich genossen wurden. Festlich nennt noch heute unser Landvolk alle Tage des Jahres, an welchen der Fleischgenuß kirchlich untersagt ist. - Der Monat Februar, in dem die Fasten gewöhnlich ihren Anfang nehmen, hat zum Thierkreiszeichen die Fische. Das Nähere über die Fastenperiode folgt in den nachstehenden Abschnitten.

Aschermittwoch

Der Name Aschermittwoch kommt von dem kirchlichen Brauch her, an diesem Tage den Gläubigen mit gesegneter Asche die Stirne in Kreuzform zu bestreichen, zur Erinnerung, daß der Mensch nur Asche ist und wiederum zu Asche werden wird, wie dieses auch das bei dieser Ceremonie gesprochene Gebet besagt: „Gedenk, o Mensch, daß du Staub und Asche bist, und wieder zu Staub und Asche wirst!“

„An den Palilien, am 21. April, als dem Stiftungstage Roms, wurde das bis dahin aufbewahrte Blut des Octoberpferdes und die Asche von den Fordicidien aus dem Vesthaeiligthum geholt, und das Volk rieb sich, zum Zeichen der Feuerläuterung und Palingenesie, die Stirne damit ein. Aus diesem Sühn- und Reinigungsfest entstand der Aschermittwoch“. (*Sepp, II, 280*). Obgleich mit dem Aschermittwoch die Fastnacht ihren rechtmäßigen Abschluß gefunden hat, so gehen dennoch die Wogen des Carnavals zu hoch, als daß plötzliche Ruhe eintreten könnte; daher als Anhang die komischen Trauerceremonien des Begrabens der Fastnacht. Wie dieses Begraben in Grevenmacher stattfand, und welches seine Bedeutung ist, habe ich in einem der vorigen Abschnitte gezeigt. Im Allgemeinen bleibt dieser Brauch sich überall ziemlich gleich.

Es sollen daher bloß noch einige andere von vorbenannten abweichenden Aufzüge dieser Art, nachfolgen.

In Echternach verfertigte man vor Zeiten eine in Lumpen gehüllte Stroh puppe, legte dieselbe auf eine Bahre und trug sie der Sauer zu. Die Knaben des Ortes, als Mädchen gekleidet, schwarze Trauertücher um den Kopf gewunden, folgten dem Zuge und stießen jämmerliche Klagetöne aus. Auf der Mitte der Sauerbrücke angelangt, warf man die Puppe in's Wasser. - In Ettelbrück stellte eine Stroh puppe ein altes Weib vor. Nachdem man dieselbe auf einen Karren gesetzt, fuhr man durch die Straßen unter Weinen und Wehklagen. Vor dem Orte zündete man die Puppe an, umtanzte dieselbe, und schleuderte schließlich die brennenden Reste in die Alzette. - In Dudlingen wurde die auf einem Karren zwischen zwei Henkersknechten aufrechtstehende weibliche Stroh puppe durch Messerstiche um's Leben gebracht. - In Ellingen endlich kam ein mit einer Maske versehener und mit Flinte und Säbel bewaffneter Strohmann in ein offenes Grab zu liegen. Unter Jammergeschrei schaufelte man vermittels eines Brodschiebers das Grab zu.

Burgsonntag

Am ersten Sonntag in den Fasten, so wie auch, doch mehr vereinzelt, auf Halbfasten, versammelt sich die männliche Jugend vieler unserer Ortschaften zu einem gemeinsamen Freudenfeuer, welches man meist mit *Bur g fe u e r*, *Bur g b r e n n e n* und *Bur g a u b* bezeichnet. Nachdem das hierzu erforderte Material, Reisig und Stroh, durch freiwillige Beiträge der Einwohner zusammengebracht ist, ziehen die jungen Burschen damit auf einen in der Nähe gelegenen Hügel oder Berg. Gewöhnlich wird dann eine mit Stroh umwickelte Stange senkrecht in die Erde gepflanzt, oder, damit sie noch höher emporrage, an einen Baum befestigt. Um den Fuß dieser Stange wird das Reisig aufgehäuft, die Umstehenden sprechen örtlich ein kurzes Gebet, und eigens hierzu bezeichnete Personen stecken die Burg in Brand. Nun umtanzt das junge Volk in lustigen Sprüngen, meist singend, die hell auflodernde Flamme, und wenn die Gluth am Erlöschen ist, zündet jeder der Anwesenden eine Fackel an derselben an und eilt in schnellem Lauf, die Brandfackel im Kreise schwingend, dem Dorfe zu. Die Jugend beschließt diese Feier mit einem gemeinsamen Schmaus, der ebenfalls aus freiwilligen Gaben der Einwohner beschafft wird.

Dies, in gedrängten Zügen, der Hergang des Festes. Einige früher vorgekommene oder jetzt noch bestehende Einzelheiten, die nicht ohne Interesse sind, mögen nun noch folgen.

Beim Einsammeln des Strohes singt man in Niederkorn:

Stiêreck, Stiêreck!
En aner Joer kri der fill Fluös an Wiêreck.

und in Lintgen auf *Laetare*:

Mir stirmen, mir stirmen dét Haûs;
Gét ons eng Bausch Stré eraûs.

Die Stange der Burg ist ein ansehnlicher Waldbaum, der auf zwei Vordergestellen von Pflügen an Ort und Stelle gebracht wird. Da ein solcher Baum nur oberflächlich verbrennt, wird er nach dem Erlöschen des Feuers versteigert, und der Erlös beim Schmause verzehrt. (Betzdorf.) Durch ein oben an der Stange angebrachtes Querholz erhält dieselbe die Form eines Kreuzes. (Betzdorf, Diekirch, Lintgen.) Auf dem Kirchhof gepflückte, sogenannten *T o d t e n b l u m e n* (*Calendula officinalis*) bindet man an die Spitze der Stange (Niederkorn.) Oder an die Spitze der Stange befestigt man einen Korb und einen Wachholderzweig, den man die Hexe nennt. (Ermsdorf.) In der Fels und Umgegend bezeichnet man das

Burgfeuer mit den Namen „die Hexe verbrennen“. Die Burg wird ohne Stange errichtet und ist nur ein einfacher Scheiterhaufen. An vielen Orten erbaut man dieselbe auf dem Stammende eines gefällten Baumes. Das Loos bestimmt die Mannsperson, welche die Burg in Brand stecken soll. (Betzdorf.) Ein als Bräutigam gekleideter Knabe zieht mit seiner hochzeitlich ausstaffirten Braut zur Burg hinauf. Beim Läuten des Angelus erhält er Feuer von der Braut und steckt darauf die Burg in Brand. (Haller.) Am verbreitetsten ist jedoch die Sitte, daß der zuletzt verheirathete Ehemann das Feuer legt. (Bissen, Ermsdorf, Eschdorf, Ettelbrück, Rollingen.) Stellenweise Unterbrechung des Rundtanzes und allgemeiner Ruf: *Baah!*- An manchen Orten wird die Burg auch durch Schießen in Brand gesteckt (Bissen), und während des Brennens knallen beständig Pistolen- und Flintenschüsse (Christnach). Während die Burg brennt, wird der Name eines jeden an der Feier theilnehmenden heirathsfähigen Burschen mit dem eines Mädchens so laut wie möglich ausgerufen. Die Jünglinge sind hierdurch verpflichtet ihren Auserwählten oder so Zubestimmten auf Halbfasten eine Bretzel zu schenken. (Schwebsingen, Wintringen, Remerschen Schengen.) Manchmal wird die Strohfackel durch einen Besen ersetzt (Echternach), wie dies auch bei dem Michaelisfeuer zu Prüm geschah. Die Fackelträger gehen dreimal um die brennende Burg (Dippach, Lintgen); statt die Fackel im Kreise zu schwingen, werden die Bewegungen, die beim Getreidesäen vorkommen, nachgeahmt. (Lintgen.) Man wirft die Fackeln alle auf einen Haufen und verbrennt sie zu Staub und Asche (Mersch.) Vereinzelt kommt es auch vor, daß sich die Burgbrenner die Gesichter schwärzen. - Die Gegend, nach welcher der Rauch des Feuers hinzieht, gilt als gesegnet (Mersch.) Auch alte Männer beobachten die Windrichtung, denn diese soll das ganze Jahr andauern. In Haller stand der vorhinerwähnte Hochzeiter mit seiner Braut an der Spitze der Jugend, welche Eier, Speck, Mehl u. s. w. sammelte. Bei dieser Gelegenheit z. B. zu Lintgen, sang man kleine Lieder folgenden oder ähnlichen Inhaltes:

*Schedder, Schedder, Schuoder,
Wât mer krëen, dât huole mer,
Bongen a Biren as gutt Speis,
Gëcken an Nare gin nét weis.
Krëe mer èrer Êer kèng.
Welle mer èrer Diêchter kèng.
Mat Hënnen a mat Fëszén
Am Himmel soll der schlëszén.*

Diejenigen, denen die Ehre des Ansteckens der Burg zu Theil geworden war, scheinen die Könige des Festes gewesen zu sein; denn ihnen fiel die größte Last der schließlich unter Belustigungen jeglicher Art stattfindenden Schmausereien zu, da selbe in ihren Häusern abgehalten wurden.

Auch in Trier, wie in der Eifel, war es früher Brauch, am ersten Sonntag in den Fasten ein brennendes Rad von einem Berge hinabrollen zu lassen. Über diese Feuerräder wird bei Gelegenheit der Johannisfeuer gesprochen werden.

Trotz aller kirchlichen und weltlichen Verbote hat das Burgbrennen, das früher allgemein war, sich noch bis heute erhalten, namentlich in den Gegenden von Diekirch, Ettelbrück, Mersch und unserer Obermosel.

Der erste Sonntag in den Fasten führt eine große Zahl Namen, die theils in Urkunden vorkommen, theils noch heute im Volke fortleben. Dieselben alle hier anzuführen und zu besprechen, läge außerhalb der Grenzen dieser Schrift. Ich muß mich daher begnügen, die einheimischen Benennungen zu erwähnen, und da diese meist nicht mehr verstanden werden, will ich einige Erläuterungen beifügen.

Zu dem zweiten Bändchen der Sitten und Bräuche des Eifeler Volkes von Schmits hat K. Simrock ein Schlußwort geschrieben, in welchem er unter andern auch den Gegenstand, der uns jetzt beschäftigen soll, bespricht.

Simrock beweist, daß der Ausdruck *Burg* hier *Scheiterhaufen* bedeutet; *Burgsonntag* hat demnach den Sinn von *Scheiterhaufensonntag*. *Burgaub* ist eine Zusammensetzung von *Burg* und *Schaub*, und muß ursprünglich, ehe sich in *aub* das *sch*, der schwierigen Aussprache wegen, abgeschliffen hatte, *Burgschaub* gelautet haben. Wie dieser Autor angibt, bedeutet *Schaub* dasselbe wie *Schaaf*, d. h. Stroh, und dies bestätigt sich dadurch, daß im luxemburger Dialekt *schaûpéch* dem hochdeutschen *schofeilig* (gering, schlecht) entspricht, Wörter, denen beiden der Sinn von *strohig* innewohnt. Das Stroh symbolisirt in der Sprache das Kleinliche, Geringfügige. So sagen wir z. B. für etwas, was nicht gering ist: *Dât as nêt fu Strë* (das ist nicht von Stroh). So auch: „*Dât as e Strëkapp*“ (das ist ein Strohkopf), d. h. ein hohler Kopf, ein Kopf, in dem nicht viel Geist ist. - Auch das Wort *Schoof* besteht noch in unserm Dialekt in der Form *Schâf* und *Schéf*. Wir nennen *Schâfstrë*, dasjenige Stroh, welches zu Garbenseilen, Dachdecken und zum Anbinden in den Weinbergen gestimmt ist. *Burgaub* hat demnach den Sinn eines aus Bäuschen von Stroh errichteten Strohhauens, oder kurz, den von *Strohburg*; und *Schâfsonndech* (*Vianden*) oder *Schoofsonntag* (*Eifel*), die Bedeutung von *Strohsontag*.

Um das Burgbrennen zu rechtfertigen, sagten unsere wallonischen Bauern: *Si nous n'allumons pas les petits feux, Dieu allumera les grands feux*, was auf Brandunglück, Dürre oder Blitzschlag gedeutet werden kann. Das ist wohl keltische Ansicht, denn die Wallonen sind im Luxemburgischen die direktesten Nachkömmlinge dieses Volkes. Zufolge des Liedchens, welches die Kinder zu Niederkorn beim Einsammeln des Strohes singen, soll das Burgbrennen eine gute Flachs- und Wergerte verheißen; in Mersch glaubt man, die Felder würden dadurch gesegnet, und die Nachahmung der Bewegungen des Säens mit der brennenden Fackel deutet ebenfalls auf die Fruchtbarkeit der Äcker hin. Der Name *Hal* oder *Hagelfeuer*, welche diese Brände von hier aus bis zum Rhein hinunter führen, scheint anzudeuten, daß sie wenigstens zum Schutze gegen den Hagelschlag angezündet wurden. In „*Hal*“ liegt aber noch ein anderer Sinn, den ich später erörtern werde. Daß mit dem Burgfeuer auch das *Verbrennen der Hexe* vorgenommen wird, weist darauf hin, daß diese Feuer vor Hexerei oder Zauberei schützen sollen. „Das Verbrennen der Zauberinnen ist als Volkssitte uralt, wenn auch nicht als gesetzliche Strafe. Die Hexen selbst wurden beim Verbrennen gekocht und ihr Fleisch zum Verspeisen gegeben, weil sie selbst, als Riesinnen, für Menschenfresserinnen galten. Karl der Große verbot unter Todesstrafe, als heidnischer Gebrauch, solche Grausamkeiten gegen die vermeintlichen Zauberer, dies eben zeugt für die Volkssitte.“ (*Simrock* bei *Schmitz*.)

Auch die Liebe geht beim Burgbrennen nicht leer aus: der Bräutigam steckt die Burg in Brand, nachdem er das Feuer von seiner Braut erhalten hat, oder es ist der zuletzt verheirathete Ehemann, dem diese Ehre zu theil wird; den jungen Burschen verkündet man laut die Namen ihrer Liebchen, eine Aufmerksamkeit, die sie mit einer Bretzel lohnen müssen. Anderswo kommt dieser Ausruf im Mai vor und heißt dann *Mailehen*.

Die verschiedenen Gesichtspunkte, welche bei dieser Feier vorkommen, lassen sich alle zusammenfassen in Segnungen, die man von hohen Gottheiten erwartet. Der Ruf „*Baah!*“, den man bei dieser Gelegenheit an verschiedenen Orten ausstößt, mag auf eine bestimmte Gottheit hindeuten, und der dreimalige Gang um die brennende Burg ist ein Brauch, der nur Göttern zu Ehren geschah.

Halbfasten

An diesem Tage sind die innerhalb Jahresfrist Verheiratheten verpflichtet, allen Hochzeitsgästen, die noch ein Stück des Strumpfbandes besitzen, welches der Braut während der Hochzeitsmahlzeit geraubt wurde, die sogenannten Fastenbohnen, d. h. frischgebackene Bretzeln zu verabreichen.

In Luxemburg benutzen die Kinder diese Gelegenheit, um sich haufenweise zu vereinigen und vor den Wohnungen der jungen Eheleute zu singen:

*Gutt Geléck an èrem Haus,
Gèt ons Fâschtebuonen erâus!*

Sie erhalten ebenfalls Bretzeln oder Geld.

Wegen dieses Brauches führt der Sonntag *Laetare*, den Namen *F a s t e n b o h n e n - s o n n t a g*. Auf der Mosel und Sauer heißt er hingegen *Bratzelesonndéich*, Bretzelsonntag, und zwar wegen nachstehender Sitte. Zu den bedeutenderen Ortschaften dieses Landstriches ziehen auf Halbfasten die Jünglinge mit ihren Mädchen, und beschenken diese mit einer Brezel, die je nach den Gefühlen oder Mitteln des Gebers an Größe wächst und mit mehr oder weniger Zuckerverzierungen versüßt ist. Hierdurch sind die Mädchen verpflichtet, ihren Burschen zu Ostern die Ostereier zu geben. In einem Schaltjahre steht dem weiblichen Geschlecht das Recht zu, die Männer zu freien, und deßwegen werden alsdann die Rollen vertauscht: die Mädchen schenken die Brezel und die Burschen die Ostereier.

Fast überall, ist es bei uns noch Brauch, auf Halbfasten einen Häring zu essen, um nicht im Sommer von den Mücken verzehrt zu werden. Die sogenannte Seele des verspeisten Härings wird nach der Stubendecke geworfen. Bleibt sie kleben, so muß der Werfer einen zweiten Häring erhalten, fällt sie hingegen herab, so verliert er hierauf alles Anrecht. Sonst glaubte das Volk, daß aus den herabgefallenen Häringsseelen Pferde entstünden. Wenn früher eine Kuh zum Stier geführt werden sollte, so mußte sie vorher einen Häringskopf verschlucken.

In Niederkorn segnet man an diesem Tage die Obstbäume, indem mit einem angezündeten, auf Lichtmeß geweihten Wachslight, bei jedem Baume das Kreuzzeichen gemacht wird.

Wie schon erwähnt, brannte man an verschiedenen Orten auf *Laetare* Burgfeuer ab.

Passionssonntag

Der Passionssonntag oder *Judica*, führt im luxemburger Dialekt den Namen *Èllesonndéich*, d. h. *A n g s t s o n n t a g*. Èllen ist ein uraltes Wort. Der Satz: Es wird mir *èllen*, bedeutet: es graut mir. *Dronkenèllen*, d.h. trunkene, verwirrende *Èllen*, sind Ängste, gleich der Todesangst. Als Adjektiv hat aber èllen noch den Sinn von häßlich.

Judica wird auch der *S c h w a r z e s o n n t a g* genannt. Man darf da nicht ausgehen, sonst begegnet Einem der Teufel.

St. Gertrud (17. März)

Die h. Gertrud, gestorben 653, wurde zu Landen, in Brabant geboren und stammt aus dem Geschlecht Karls des Großen. Zu 21 Jahren sehen wir sie schon als Äbtissin des Klosters zu Nivelles, unweit Namür. Ausgezeichnet an Geist und Herz, zählt sie die Kirche zu ihren hervorragendsten Heiligen. Viele Armen- und Krankenhäuser wurden früher St. Gertrud gewidmet.

Bei uns wird diese Heilige als Frühlingsbotin begrüßt; denn das Sprichwort sagt:

*Zent Gertraut,
D'éscht Summerbraut.*

Wenn hier Sommer statt Frühling steht, so beweist dieser Ausdruck das hohe Alter des Sprichwortes, denn einst unterschieden die Deutschen bloß zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter.

Aus dieser Ursache heißt es auch in einem anderen Sprichwort über den Bartholomäustag, den eigentlich Herbstanfang:

*Schuobermess,
Wanter gewess.*

Das Wort Sommerbraut bezeichnet St. Gertrud als Vertreterin der Mondgöttin, der Braut des Sonnengottes. Ihr Name, wie ich später zeigen werde, ist einer Göttin entlehnt. Selbst das Glas, aus welchem man einst ihre Minne, d. h. ihr Andenken trank hatte die Form eines Schifflens, was auf Isis oder Nehalennia hinweist.

Für unsere Ackerbau treibende Bevölkerung war der 17. März nicht ohne Wichtigkeit. Die Ackermast, die gewöhnlich auf Remigius ihren Anfang nahm, mußte nach unsern Weisthümern mit Gertrudentag aufhören. Von nun an gingen aber die Schafe wieder auf die Weide, und die Bienen begannen von Neuem ihren Flug, wie nachstehendes Sprichwort bekundet:

*Gertraut,
D'éscht Summerbraut.
Gét de Beien de Flock
An hiéft de Schof d'Krepp op.*

Sonne an diesem Tage ist von guter, Frost aber von übler Vorbedeutung.

Von nun an arbeiten die Handwerker nicht mehr bei Licht, mit Ausnahme der Schuster und Schneider, die Ostern abwarten müssen.

Am 15. November wird eine andere St. Gertrud gefeiert. Eine Verwechslung beider Heiligen ist daher in gewissen Beziehungen nicht unmöglich.

St. Joseph (19. März)

Nach dem Volksglauben paaren sich an diesem Tage alle Vögel. Darum wurde früher, besonders auf unserer Mosel, niemals unterlassen, das hierauf bezügliche Volkslied, die Vogelhochzeit, auf St. Joseph zu singen.

Dieses Lied befindet sich mit hochdeutschem Text in dem Werke von K. Simrock „Die deutschen Volkslieder“. Den einheimischen Text desselben werde ich in meiner Sammlung der „Luxemburger Volkslieder älterer Zeit“, dem Druck übergeben.

In Frankreich paart sich die Vogelwelt auf St. Valentin.

Maria Verkündigung (25. März)

An diesem Tage verkündete der Engel Gabriel der h. Jungfrau die Botschaft, daß sie den Heiland der Welt gebären werde.

In einen sinnigen Zusammenhang mit diesem Ereigniß brachte das Volk die Schwalbe, deren Ankunft heute erwartet wird. Sie ist nämlich der Engel, welcher der jungfräulichen Erde die Brautschaft des Heilandes der Natur, des goldenen Frühlings, anmeldet. Auf einem andern Muttergottesfest, auf Mariä Geburt, 8. September, soll uns die Schwalbe wieder verlassen, und deßwegen heißt dieser Tag auch „Schwalbenabschied“. Hier ist ein ähnlicher gefühlvoller Sinn nicht zu verkennen. Zur Feier der geistigen Geburt Maria am 15. August, bei ihrer Himmelfahrt, hat die Kirche die Jubelchöre inmitten wirbelnder Weihrauchwolken zu den Sternen steigen lassen; für die irdische Geburt der Mutter Gottes, ihren Eintritt in das Thal der Thränen, verstummet jeder Freudensang. Und die Schwalbe zieht von dannen; sie ahnt des Winters Eis und Stürme und sucht sich eine bessere Heimath auf.

Zur Erinnerung an das Geheimniß dieses Festes läutet dreimal täglich das Angelus, wobei das Volk jedesmal das Haupt entblößt und ein kurzes Gebet spricht. Schon die alten Deutschen begrüßten die Sonne bei ihrem Auf- und Niedergang durch Hauptentblößen; wahrscheinlich sprachen sie dabei auch ein Gebet.

Palmsontag

Der Palmsonntag erhielt diesen Namen von der Palmweihe und Palmprozession, die an diesem Tage stattfinden. Ehedem hieß dieser Tag auch *Blumensonntag* und *Blauerostertag*.

In katholischen Ländern führte man am Palmsonntag einen hölzernen Esel mit einem Christusbilde auf einem Rollwagen in Prozession herum, weil der Heiland auf einem Esel reitend in Jerusalem eingezogen war. Im Jahre 1783 wurde in Trier der Brauch abgeschafft, den Palmesel in die Domkirche einzuführen.

Die bei uns in Anwendung kommenden Palmen sind Zweige des Zwerg-Buxbaumes und heißen, wie diese Pflanze selbst, *Pèllem*.

Ungefähr dasselbe, was auf Lichtmeß mit den Wachslöchern vorgenommen wird, geschieht heute mit den Palmen, welchen man die nämlichen schützenden Wirkungen zuschreibt. Gesegnete Buxbaumzweige werden auf Hüte und Mützen, in Äcker und Weinberge gesteckt, über Stallthüren gelegt und, wo kein Ackerbau getrieben wird, neben dem Weihwasserfäßchen und über den Spiegel der Schlafkammer aufgehängt. Zum Schutz gegen den Blitzschlag wirft die Hausfrau beim Herannahen eines Gewitters ein Palmenzweiglein in das Herdfeuer.

Von dem langen Evangelium und der kurzen Mahlzeit dieses Tages rühren folgende Sprichwörter her:

Pèllemdâch, èng lang Mess, an e kûrze Brot.

Pèllemdâch d'lèngst Mass

An dé kîrzte Spass.

Mit Palmen und ähnlichem Gezweig wurde das altrömische Palmfest, die Palilien, den 21. April, gleichsam zur österlichen Feier der Auferstehung der Natur vom winterlichen Todesschlaf begangen. (*Sepp, I., 255.*)

Charwoche

Ein hiesiges Sprichwort sagt:

*Pèllemwoch,
Schèllemwoch;
Kuôrwoch,
Schuôrwoch.*

Die Palmwoche, d. h. die Woche, die mit dem Palmsonntag schließt, wird für die Frühlingsaat als sehr ungünstig betrachtet, daher ist sie eine Schelmwoche; die darauffolgende Charwoche hingegen verbürgt der darin vorgenommenen Saat das beste Gedeihen, und sie wird Scharwoche geheißen, weil die Pflugschar nun in volle Thätigkeit gesetzt werden soll. Dieser Gedanke spricht sich noch mehrmals hier und dort in den besonderen Tagen der Charwoche aus.

In mittelalterlicher Poesie erscheint Christus gern als himmlisches Weizenkorn; selbst unsere Kinder glauben noch, daß die kleine Narbe, die sich am untern Ende jedes Weizenkornes befindet, das Antlitz des Heilandes vorstelle.

Das obige Sprichwort ist nichts anderes, als eine hierauf bezügliche Allegorie. In der Palmwoche läuft die edle Saat Gefahr, nicht aufgehen zu können; aber nachdem in der Charwoche der göttliche Samen in die Erde gesenkt ist, besteht die Gewißheit, daß er bald in hundertfältigem Segen auferstehen wird.

In der Charwoche war es den Leprosen erlaubt, mit den andern Menschen zu verkehren; Büßer wurden begnadigt, Gefangene in Freiheit gesetzt, Feinde versöhnten sich und man war überhaupt nur darauf bedacht; Gott Wohlgefälliges zu thun.

Grüner Donnerstag

Der Gründonnerstag hat seinen Namen von der Sitte, an diesem Tage Kräutersuppen und grüne Gemüse zu genießen. Schon im Anfang des Christenthums pflegten die Gläubigen alsdann das erste Grüne des Frühjahrs, Kohl, Spinat u. dgl. zu essen. Im Mittelalter führten die Fasten außerordentliche Entsagungen mit sich, und Übertretungen des Fastengebotes wurden durch die härtesten weltlichen Strafen geahndet.

Sobald in der Messe das Gloria vorüber ist, schweigen die Glocken bis zum nächsten Samstag. Von nun an übernimmt es die Jugend des Ortes, die Christen zur Kirche zu rufen. Von einem Chorknaben angeführt, durchziehen die Kinder die Straßen mit hölzernen Klappern, *Klibberklaber* und *Jarr* genannt, und verkündigen rappend und schreiend die Zeit des Gottesdienstes. Für ihre Mühe haben die Kleinen das Recht am Ostertag Eier zu sammeln.

Während der religiösen Trauerzeit in Ägypten, wegen Osiris Tod, klapperte man mit dem Sistrum, dem Klapperwerkzeuge der Isis, womit der böse Geist Typhon verscheucht ward. Aus dem Nillande stammt auch diese kirchliche Sitte in den drei letzten Tagen der Charwoche. (Sepp, IL, 19.)

Charfreitag

Ist die Charwoche die günstigste Woche des Jahres zum Säen, so ist der Todestag des Heilandes der geeignetste Tag dieser Woche zum Unterbringen des Samens, besonders aber des Möhrensamens.

Das am Charfreitag gebackene Brod ist heilig; wer davon ißt, wird selig. Wieder eine Allegorie auf Christus als Himmelsbrod.

Wenn es auf Charfreitag reift, so schadet dies den Pflanzen nicht; und alle folgenden Reife sind dann ebenfalls unschädlich.

In dem Hechtskopf findet der Volksglaube alle Werkzeuge der Kreuzigung Christi. Bekanntlich sind dieselben: Säule, Geißel, Ruthe, Leiter, Hahn, Säbel, Laterne, Hammer, Zange, Nägel, Würfel, Speer, Schwamm und Krug. Der Fisch ist ein Symbol Christi. (Sepp, I, 306.)

Nach demselben Volksglauben, der jetzt noch in den Ardennen besteht, findet am Charfreitag in entlegenen Kirchen um Mitternacht eine Geistermesse statt, welche die Peineusemesse genannt wird. Alle Anwesenden sind Verstorbene, der Officiant ist ein Verstorbener; allein der Meßdiener muß ein Lebender sein. Den im Fegfeuer weilenden armen Seelen kann durch diese Messe der Himmel erschlossen werden.

In Vianden geht der klappernden Kinderbande voran ein Knabe, der einen mit farbigen Bändern geschmückten Hagebuttenzweig einherträgt. Von Zeit zu Zeit machen die Kinder halt, und Alles schreit: *Jaudes, Jaudes, Spackeldâr, iwermuor as Oschterdâch!* (Judas, Judas, Hagebuttendorn, übermorgen ist Ostertag!) In Diekirch riefen früher die Kinder bei derselben Gelegenheit:

*Zu hâf, zu hâf,
De Jékdes as entlâf!*

(zu Haufen, zu Haufen, der Judas ist entlaufen!)

Im Jahre 1785 wurden im Bisthum Trier die bei der Passionsprozession am Charfreitag von lebenden Personen gegebenen Vorstellungen aus dem alten und neuen Testamente abgeschafft, (s. *Schmitz, I, 27.*)

In dem untern Theile der holzartigen Scheidewand, welche sich in den Wallnüssen befindet, sehen die Kinder die Form der Nägel, womit Christus an's Kreuz befestigt wurde.

Charsamstag

Der Charsamstag, die Vigilie vor Ostern, war in der alten Kirche besonders feierlich wegen der Weihung des Taufwassers und der Katechumenen, so wie durch die Gewinnung des neuen heiligen Feuers aus einem Stein oder mit Hülfe eines Brennglases.

In der Nähe der Kirchen oder auf Bergen zündete das Volk an diesem Tage große Feuer an, die sich im Ganzen wenig von den andern Jahresfeuern unterschieden. Das Besondere derselben lag in der Verbrennung einer Figur, die den Judas vorstellte. Solche Feuer bestehen bei uns nicht mehr, bestanden aber einst, wie dies die Rufe der klappernden Kinderschaaren in Diekirch und Vianden beweisen. (S. oben.) Der öfter bei uns vorkommende Flurname *Osterberg* (Lenningen, Fels), soll die Stelle bezeichnen, wo diese Feuer abgebrannt wurden. Daß die kirchlichen Verbote der Jahresfeuer die Osterfeuer hierlands nicht erwähnen, rührt daher, weil dieselben entweder erst mit dem Christenthum entstanden waren, oder weil sie nach katholischer Auffassung abgebrannt wurden.

Im Harze hieß ehemals das Osterfeuer allgemein Bockshorn. In unserm Ösling besitzen wir eine Ortschaft Boxhorn genannt. Möglicherweise rührt dieser Name von den Osterfeuern her.

Ostern

Auf Ostern feiert die Kirche die Auferstehung Christi, das Hauptfest und der Mittelpunkt des ganzen Kirchenjahres. Auf dem Concil von Nizza, 325, wurde festgesetzt, daß das Osterfest allemal am Sonntag nach dem ersten Vollmonde, welcher der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings folgt, gefeiert werden sollte. Demnach fällt Ostern immer zwischen den 22. März und den 25. April. Die Osterfeierlichkeiten dauerten früher 8 Tage.

Der Name Ostern stammt von der deutschen Frühlingsgöttin *Ostara*, der Göttin der Auferstehung der Natur oder des auferstehenden Lebens, welche das Ei zum Symbol hat.

Ostern, Pfingsten, Allerheiligen und Weihnachten hießen sonst die 4 Hochzeiten, d. h. die hohen, erhabenen Zeiten. Da die Fastnacht mit zum österlichen Cyclus gehört, und diese Periode, wie wir sehen, die Hauptzeit der Eheabschlüsse war, so nannte man die bei einer Heirath stattfindenden Bräuche ebenfalls *Hochzeit*, eine Benennung, die sich bis heute erhalten hat.

Als die Fasten noch so streng gehalten wurden, und man während ihrer ganzen Dauer in den meisten Haushaltungen kein Fleisch genoß, that man sich auf Ostern, sobald die Frühmesse geendigt war, mit kräftigen Fleischgerichten recht gütlich. Vereinzelt kommt diese Sitte noch vor.

Eine Hauptrolle beanspruchen immer an diesem Tage die allbekannten Ostereier. Die Mutter vertheilt sie unter alle Familienmitglieder, wobei die Kinder besonders bevorzugt sind und das Gesinde nicht vergessen wird. Pathen und Pathinnen schenken sie den Täuflingen, wie die Mädchen ihren Burschen. Hoffnungslose Bewerber erhalten gewöhnlich gelbe, in Vianden schwarze Ostereier. Die ländliche Kunst gebraucht zum Färben der Eier höchst einfache Mittel: Zwiebelschalen geben hellgelbe Eier, eine Zuthat von Cichorie erhöht die Farbe; eine Abkochung von Veilchen macht blau; Rothholz und Blauholz, dessen sich die Färber bedienen, ist Luxus. Sollen die Eier mit Verzierungen geschmückt oder mit Sprüchen versehen werden, so geschieht dies mit Hülfe eines in Fett getauchten Pinsels. Die städtische Geschicklichkeit hingegen scheint in stets neuen Schöpfungen künstlicher Eier ihr Letztes hierin noch nicht geleistet zu haben.

Das Kippen der Eier, bei uns *Tecken* genannt, bietet an diesem Tage, wie an den folgenden, der Jugend eine willkommene Belustigung. Während ein Kind sein Ei, die Spitze nach oben gerichtet, ruhig in der Hand hält, schlägt der Partner mit der Spitze des seinigen auf das untergehaltene. Das Ei, welches hierbei nicht zerbricht, gewinnt das beschädigte. Eier, deren Spitzen zerdrückt sind, werden umgekehrt und das Spiel wiederholt sich. Über die Eierspiele in der Eifel (s. *Schmitz., I., S. 28.*)

In der österlichen Zeit hatte früher die Geistlichkeit Recht auf eine Eierlieferung, und örtlich besteht dieselbe noch als freiwillige Gabe. Ihrerseits waren die Pfarrer gehalten, von der Kanzel herab ein Ostermärchen zu erzählen, um unter ihren Zuhörern ein Ostergelächter hervorzubringen.

Nach einem alten Sprichwort soll das Korn bis auf die Sichel vergehen, wenn es am Ostertag regnet.

Ostern ist die altherkömmliche Zeit des Ballspiels.

Ostermontag

In der Stadt Luxemburg heißt der Ostermontag auch Emaus, als Erinnerung an das Evangelium dieses Tages, nach welchem Christus sich zweien seiner Jünger in dem Flecken Emaus zu erkennen gab.

Ein Emausmarkt wird in Luxemburg, ganz ausnahmsweis in dem ältesten Stadttheile, dem Fischmarktplatze, abgehalten. Der Hauptcharakter dieser kleinen Messe besteht in der Ausstellung von Kinderspielwaaren aus Thonerde, namentlich irdenen Vögeln, kleinen Fäßchen, *Leneféschen* genannt, Sprudeln u. s. w. Kein städtisches Kind darf hier leer ausgehen, ein jedes muß irgend ein Spielzeug, d. h. eine E m a u s erhalten; erwachsene Mädchen beanspruchen ebenfalls eine E m a u s von ihren Verehrern.

Dieser Markt, wie verschiedene Bräuche anderer Länder, zeigt, daß die Osterfeier auch ein Fest für die Kinder sein sollte. Auch wurde früher bei uns am Ostersonntag den Kindern die erste Kommunion gespendet, und am Ostermontag, machten die Familien, in welchem sich Kommunikanten fanden, heitere Spaziergänge und Ausflüge.

Weißer Ostertag

Die Osterzeit im engeren Sinn schließt mit dem weißen Sonntag, an welchem die weißgekleideten Katechumenen - woher der Name Weißer Sonntag - in die Gemeinschaft mit Christus und den Heiligen aufgenommen werden.

Die Ostereier, welche heute noch vertheilt werden, sollen nicht mehr farbig sein, sondern ihre natürliche weiße Farbe behalten.

Nach der österlichen Zeit wird auf dem Lande nicht mehr bei Licht gearbeitet.

Erster April

Die sonderbare Sitte des „In den April schicken“ ist hierlands, wie in ganz Europa, Spanien und Portugal ausgenommen, einheimisch. Bekanntlich besteht dieser Brauch darin, einer Person zum Scherz den Glauben an eine unmögliche Thatsache beizubringen, sie zu bewegen, lächerliche Aufträge auszuführen, unnütze Gänge zu machen u. dgl.

Über den Ursprung des Aprilschickens ist so viel geschrieben worden, daß sich mit allen hierüber gedruckten Abhandlungen ein dickes Buch füllen ließe. Die große Verbreitung dieses Brauches, und die tiefen Wurzel, die er fast bei allen europäischen Völkern geschlagen hat, weisen jedenfalls auf ein hohes Alterthum zurück, ja vielleicht selbst auf die gemeinsame Wiege dieser Nationen hin. Von diesem Gedanken ausgehend, scheint mir die glaubwürdigste Auslegung folgende zu sein:

„Nach Makrobius kommt der Name April vom griechischen Aphros = Schaum, d. h. von Venus Aphrodite, die Buhlin des Mars oder Marius. In Indien fand der Maja oder täuschenden Göttin der Sinnlichkeit (*Venus sub pisce latens*) zu Ehren ein Täuschefest statt, dessen universelle Geltung sich auch in dem Sprichwort: *Donner du poisson d'Avril* figurlich kundgibt“. (Sepp, II, 269.)

Demnach ist diese Sitte das Überbleibsel einer religiösen Feier, und die Indo-Germanen brachten sie aus ihrer Urheimath mit.

Den in den April geschickten Personen rufen die Kinder zu:

Éschten Abrelsgèck!
Stiêch déng Nuos an de Kédreëk.

Eine Erklärung dieser Redensart werde ich später geben.

St. Markus (25. April)

Das Fest des h. Markus ist viel jünger, als die an diesem Tage stattfindende Prozession, die noch alljährlich abgehalten wird, um Gott zu bitten, alle Drangsale der Natur von den Menschen abzuwenden. Diese Prozession soll von Gregor dem Großen im 6ten Jahrhundert eingeführt worden sein, oder wenigstens durch diesen Papst allgemeine Verbreitung gefunden haben. Die Veranlassung hierzu war eine Pestkrankheit, welche sich besonders dadurch ankündigte, daß die davon Befallenen häufig nießen und gähnen mußten. Daher rührt der Brauch, den Nießenden Hilfe dir Gott! bei uns *Gott sén déch!* (Gott segne dich) zuzurufen, so wie die Sitte beim Gähnen das Zeichen des Kreuzes über den Mund zu machen. Das Nießen und Gähnen wurde indessen schon im hohen Alterthum geheimnißvollen Einflüssen zugeschrieben.

Die Prozessionen oder Bittgänge großer Mengen finden sich bei allen Völkern des Alterthums. *Grimm (D. M., 1202.)* weist bei den heidnischen Deutschen das feierliche Umtragen von Götterbildern nach. Im Christenthum blieb dieser Brauch bestehen. Schon in den ersten christlichen Zeiten sehen wir die Gläubigen, ihre Priester an der Spitze, gemeinschaftlich unter Gebet und Gesang mit wallenden Fahnen nach gewissen Orten ziehen, um allda ihre Andachtsübungen zu verrichten; und diese Wallfahrten geschehen theils regelmäßig jedes Jahr, wie bei der Markusprozession, theils aus besonderen Veranlassungen, z. B. um Regen zu erflehen. Große Züge frommer Beter kamen früher viel häufiger vor, als heute. Unsere Landesgeschichte hat noch viele Prozessionen verzeichnet, welche nach weiten Fernen, unter den beschwerlichen Umständen abgehalten, mehrere Tage in Anspruch nahmen.

Im Alterthum schickten in gewissen Fällen Corporationen, Städte, selbst Staaten, Festgesandtschaften nach bestimmten heiligen Orten, um dort in ihrem Namen Bitt- oder Dankopfer zu verrichten. Auch diese Sitte erhielt sich im Christenthum, und im Jahre 1750 sehen wir noch die Stadt Arlon 3, Personen beauftragen, im Namen dieser Ortschaft einen religiösen Bittgang auszuführen. (*Prat, Hist, d'Arlon, II, 317.*)

In einer Entfernung von 3-4 Kilometer von Vianden liegt in der Gemeinde Fouhren der Marxberg. Bis zum Jahre 1794 fand hier alljährlich am 25. April zu Ehren des h. Markus eine sehr besuchte religiöse Feier statt, mit welcher ein bedeutender Jahrmarkt verbunden war. A. *Neyen* gibt in seiner *Histoire de Vianden, S. 30-f.*, einen ausführlichen Bericht hierüber. Eine Wallfahrt und ein kleiner Markt bestehen dort noch heute.

Nach unsern Bauernregeln muß am Markustage das Korn so hoch sein, daß sich eine Krähe darin verstecken kann; und so lange die Frösche vor Markustag schreien, so lange schweigen sie darnach.

Fliéderchesdâch

Der dritte Sonntag nach Ostern heißt in Luxemburg und Umgegend *Fliéderchesdâch* (Flädchentag), ein Name, der von den kleinen Eierfladen, an welchen sich das Volk alsdann vergnügt, her stammt. Namentlich sind die jungen Burschen verpflichtet, den Mädchen, welche ihnen die Ostereier geschenkt haben, ein solches Backwerk zu verehren.

Besondere Gelegenheit zu diesem Flädchenverzehr bietet eine Wallfahrt nach dem auf dem Territorium der Stadt Luxemburg, vor dem Eicher Thor, gelegenen Siechenhöfchen dar. Dort steht neben einigen Häusern eine Kapelle, in welcher sich das Bildniß des St. Erasmus befindet. Dieser Heilige wird behufs Heilung verschiedener Übel angefleht. Früher befand sich hier ein Krankenhaus für Leprose, d.h. *Sieche*, woher der Name *Siechenhöfchen*.

Wenn zwei Personen sich jede mit einer Hand fassen, um eine Dritte darauf zu tragen, so nennt man dies: „*um Sichenhéfchen droen*“. Aus dieser Redensart schließe ich, daß des Gehens unfähige Leidende in einer Zeit, wo die heutigen Transportmittel sehr selten waren, auf diese Art zu dem in Rede stehenden Spital befördert wurden. Kommt in dem Dorfe Straßen beim Gartengraben eine Arbeiterin zu spät zur Arbeit, so ruft man ihr zu: „Du mußt deinen Spaten auf den Siechenhöfchen tragen“, d. h. lasse dir durch jemand deinen Spaten tragen helfen, denn allein kommst du zu spät damit.

Der kaale Mittwoch

Über diesen Festtag, der früher auch bei uns bestanden, meldet *P. Conrad (Trierische Geschichte, 128.)*:

„Von der sogenannten Wolfs-Station, welche die zu Vienne, in Frankreich, versammelten Bischöfe, zur Abwendung der reißenden Wölfe, gemeinschaftlich festgesetzt haben, und welche sich bis auf unsere Zeit (1821) im Trierischen erhalten hat, handelt unser *Rhegino de Discipl. Eccles., Lib. I., Can. 276* und andere Schriftsteller. (*Prodro, H. D. T. T. I. p. 340.*) Sie wird jährlich am Mittwoch, in der dritten Woche nach Ostern, insgemein der Kaale-Mittwoch, von der Klerisei und dem Volke, durch eine Prozession nach Euren, oberhalb Trier, gehalten“.

In dem jetzigen Gesang- und Gebetbuch für die Diözese Trier heißt dieser Tag: „Das Fest des Rockes, der Nägel und der Lanze des Herrn“. Diese Feier fällt mit einem Hauptbettaf der Protestanten zusammen.

Den Namen *kaale Mittwoch*, unter welchem das Volk *kalter Mittwoch* versteht, erklärt man sich gemeiniglich dadurch, daß an diesem Tage einst alle Pflanzen erfroren seien. Eine andere Ableitung aus „*kalt machen*“, mit dem Sinne von „*töden*“, die auf sehr hohe Personen zielt, ist rein aus der Luft gegriffen, weil historisch falsch, und ich erwähne sie nur, um ihre Haltlosigkeit zu vermerken.

Griechen und Römer erflehten schon durch Opfer den Wolfssegen, damit die Heerden von reißenden Thieren geschützt blieben (*Sepp, II., 231.*) Bei den Deutschen war es Wodan, der den Wölfen gebot.

Woher der Name „*kaale Mittwoch*“ stammen mag, ist bis jetzt nicht bekannt.

Bannfreitag

Der Bannfreitag oder Bannfeiertag, jetzt ganz in Vergessenheit gerathen, scheint sonst eine hervorragende Stellung eingenommen zu haben. In seinem § 27 erwähnt das Schöffengewesthum von Grevenmacher diesen Tag, und bei der Besprechung der Kirche von Hamm, sagt *Bertholet* (IV. 191) darüber Folgendes:

«*On y célèbre tous les ans, le 3^e vendredi après Pâques, une fête solennelle, appelée communément Bahnfeyertag, ou fête des Bancs, à laquelle les paroisses voisines se rendent processionnellement, et y font leurs offrandes. Cette fête ou cérémonie votive, a été instituée pour la conservation des bestiaux ou des biens de la terre*».

Nach dem *Gesta Trevirorum*, wovon *P. Conrad* in seiner *trierischen Geschichte*, S. 128, einen Auszug gibt, wurde dieser Feiertag, auch *Statio bannita* genannt, durch den trierischen Erzbischof Engelbert nach einer großen Dürre zur Abwendung solcher Plagen, auf welche gewöhnlich eine Hungersnoth folgte, eingesetzt. Mehr als 25 Pfarreien aus dem Luxemburgischen wallfahrteten in Folge eines Gelübdes jedes Jahr an diesem Freitag nach Trier. Am 12. April 1128 erwirkte Folmar, Abt von Münster, vom Papst Honorius II. eine Bulle, nach welcher diese Prozessionen nach der Münsterkirche zu Luxemburg verlegt wurden. (*A. Neyen, Esquisse sur Meysenbourg.*)

Die Sylbe Bann in Bannfreitag oder Bannfeiertag scheint nur eine Verkürzung von gebanntem, gebotenen Freitag oder Feiertag zu sein. Gebannter Feiertag für gebotener Feiertag ist ein Ausdruck, den ich mehrmals in Weisthümern antraf.

Erster Mai

Auf Weihnachten wird der neue Sonnen- oder Jahresgott geboren, und bald darauf sehen wir ihn als Bräutigam der jungfräulichen Mond- oder Erdgöttin auftreten. Am ersten Mai nun, nachdem der himmlische Held die Winterriesen, welche ihm den Besitz seiner Braut streitig machten, endgültig bezwungen, erfolgt die Hochzeit des göttlichen Paares, eine Hochzeit, die 12 Tage dauerte und von den Menschen mit besonderen heiligen Festen gefeiert wurde. (*Simrock, D. M. 379.*) Einen Theil dieser Vorstellungen haben wir bereits in den bis jetzt besprochenen Gebräuchen wiedergefunden; Erinnerungen an den anderen Theil werden wir in Folgendem entdecken.

Das große heidnische Opferfest des ersten Maies ward in christlicher Zeit als dämonische Hexenfeier dargestellt, und um den bösen Einwirkungen der Hexen zu entgehen, wandte man verschiedene Mittel an. In allen Häusern, Ställen und Scheunen, verrichtete man Gebete, streute überall hin Kräuter, die auf Mariä Himmelfahrt gesegnet worden waren, sowie geweihte Palmzweige; man zeichnete große Kreuze mit Kreide auf die Thüren, besprengte die Wohnung und ihre Nebengebäude, die Gärten, ja selbst die Bäume mit Weihwasser und trank sogar dasselbe. Trinkt man heute kein Weihwasser mehr, so trinkt man aber immer noch Maiwein. Beide Sitten stammen von dem heidnischen Brauche, einen aus Kräutern bereiteten zauberkräftigen Trank zu kosten. Sobald am Vorabend dieses Tages die Nacht eingebrochen war, läutete man in allen Ortschaften des Landes die Glocken, und örtlich erstreckte sich dieses nächtliche Läuten über die Dauer des ganzen Maimonats. Wie die Inschriften unserer Glocken kund thun, besitzen ja dieselben die Macht, nebst den bösen Wettern auch die bösen Geister zu vertreiben. Am 18. Junius 1784 wurde durch bischöfliche Verordnung das Maigeläut, sowie das Läuten bei Gewittern, im Bisthum Trier wiederholt untersagt. Trotzdem dauerte dieses Läuten bis in die jüngste Zeit fort.

In manchen Dörfern zogen jetzt die Burschen auf die Kreuzwege, wo sie tüchtig mit Peitschen knallten. Auf Kreuzwegen hielten sich die Geister besonders gerne auf; der Peitschenknall verscheuchte sie.

Auf den ersten Mai setzten die alten Deutschen den Sommeranfang. An diesem Tage fand der Umzug junger Mädchen mit dem ersten Maikäfer statt. (S. *meine Kinderreime*, S. 176.)

In allen Ortschaften, wo noch nach altem Herkommen eine Dorflinde stand, wurde dieser ehrwürdige Baum am ersten Mai von den Mädchen festlich geschmückt. Stellte es sich später heraus, daß eine gefallene Dirne an dieser Arbeit theilgenommen hatte, so mußte die Linde gewaschen, und der Rasen oder das Pflaster um dieselbe erneuert werden. In Ermangelung einer solchen Linde, pflanzte die männliche Jugend einen feierlich aus dem Walde geholten, buntbewimpelten Maibaum vor die Kirche. Da der Maibaum während des ganzen Monats stehen blieb, und die Burschen der Nachbardörfer sich einen Hauptspaß daraus machten, diesen Baum umzuwerfen, oder gar wegzuschleppen, so wurde derselbe durch eine besondere Wache sorgfältig gehütet. Am Ende des Monats ward der Maibaum versteigert, und der Erlös durch die Ortsjugend lustig verzehrt.

Der Maibaum, ursprünglich ein religiöses Symbol, galt später und gilt heute nur mehr als Ehrenbezeugung. Als solche setzte man ihn am ersten Mai vor die Wohnung des Schloßherrn, des Pfarrers, überhaupt vor die Häuser der Obrigkeit, und heute noch wird allgemein dem neuernannten Bürgermeister ein reich mit Blumenkränzen und Bändern gezielter Maibaum gepflanzt. Als Ausdruck der Gefühle ihres Herzens errichteten die jungen Burschen solche Bäume oder stellten Maien, d. h. grünende Buchenzweige vor die Fenster ihrer Auserwählten.

Auch hingen an diesem Tage die Kinder den sogenannten Maikranz aus, d. h. eine Blumenkrone, unter welcher das kleine Völkchen sich die Zeit mit Singen und Tanzen vertrieb. Dieser zuletzt in Echternach und Mersch vorkommende Brauch besteht noch in der Eifel. (*Schmitz, I., 35.*)

Maibräuche

Während der ganzen Maizeit bestand früher allgemein eine der erwachsenen Jugend eigene Belustigung, die man im südlichen Theile unseres Landes *Hegen* (Erhöhen), und im nördlichen *Hiewen* (Heben) nannte. Alle Mädchen des Dorfes, deren die Burschen habhaft werden konnten, und das waren schließlich alle, wurden erhöht oder erhoben. Ein aus einem Hinterhalt hervorspringender Bursche faßte nämlich das überraschte Mädchen bei den Schultern, während ein zweiter es mit den Füßen ergriff, und beide hoben es wagerecht in die Höhe; ein dritter kroch alsdann dreimal unter der Erhöhten durch. Hatte das letzte Dorfmadchen diesen ländlichen Scherz überstanden, so versuchten die kräftigen Schönen auch die Burschen zu erhöhen, was ihnen jedoch selten gelang, weil solch ein erhöhter Bursche als Zielscheibe des allgemeinen Gespöttes diente. Im Norden unseres Landes erhielt sich lange Zeit hindurch die Sitte, im Winter, am Tage nach den unschuldigen Kindlein (Kautenbach), sonst im Mai (Bissen, Esch a. d. Sauer, Wiltz), daß die Burschen die Mädchen, welche ihnen unter die Hände fielen, mit der flachen Hand oder Ruthen peitschten. Letztere waren stets beflissen, dieses Schlagen gelegentlich zu erwidern.

Während mir der Brauch jenes Erhöhens nirgends als bei uns begegnet ist, kommt der des Schlagens oder Peitschens der jungen Leute unter sich sehr häufig in Deutschland vor.

Mit Maiblumen oder Rosen in der Hand ziehen singend am ersten Sonntag im Mai die Jungfrauen mit einem weißgekleideten kleinen Mädchen, der Maibraut, um und sammeln Gaben, welche gewöhnlich in Eiern oder Geld bestehen.

Nach Beendigung der Gabensammlung werden die Eier von den Burschen angekauft; der erzielte Erlös wird zur Verbesserung oder Anschaffung der Muttergotteskronen verwendet und die Eier von den Burschen und Mädchen gemeinschaftlich verzehrt. In meinen Kinderreimen finden sich einige Lieder, die bei dieser Gelegenheit gesungen werden; hier soll noch ein anderes folgen:

*Hei komme mir gegangen,
Mir sen heraus gesant;
Mir hêsche fir dé Krône
Di stét in Gottes Hant.*

*Mir hêschen zu der Krone,
Ist das nicht wolgedon?
Zu N. N. in der Kirche,
Maria soll si dron.*

*Mir danke fir dé Gowen,
Di ir ons werdet don;
Mir werde mit eier Sêle,
For Jesus komme ston.*

(Beim Weggehen):

*Gott sag eich Lob,
Gott sag eich Dank
Maria mit irem liben Son,
Si geben eich den ewigen Lon.*

Den Monat Mai hat die Kirche der Muttergottes gewidmet.

Nach der Volksansicht befördert der Mairegen ganz besonders Wachstum. Selbst auf die Menschen übt er diesen wohlthätigen Einfluß daher singen die Kinder:

*Mêrénche, fal op méch,
Da wuoszen éch!*

Hier und dort bin ich der Ansicht begegnet, daß der Monat Mai eine Unglückszeit zum Heirathen sei. Dieser Aberglaube kommt von den Römern her, welche im Maimonat ein Fest zu Ehren der Geister der Verstorbenen feierten.

Muttergottes-Oktave

Im Jahre 1594 ließen sich die Jesuiten in Luxemburg nieder. Einig Jahre später errichtete ein Mitglied dieses Ordens auf einem Platze, welcher jetzt der südlichen Ecke des städtischen Kirchhofes einbegriffen ist, ein großes Kreuz, auf welches er ein in den Zweigen eines Baumes gefundenes Muttergottesbild, - dasselbe das nun auf dem Hauptaltar unseres Domes steht -, hinstellte. Dies Bild erwies sich bald den Gläubigen als wunderthätig, und Andacht zu demselben wuchs derart, daß man im Jahre 1625 sich veranlaßt sah, das Kreuz in eine Kapelle umzuwandeln, die 1640 schon erweitert werden mußte. Pest, Hungersnoth und Krieg hatten in dieser traurigen Epoche schreckliche Verheerungen in unserm Lande angerichtet. In seiner Verzweiflung wandte das Volk mehr denn je seine Blicke zum Himmel, und 1666

erwählte die Stadt Luxemburg die h. Jungfrau unter der Benennung „Trösterin der Betrübten“ zur besondern Schutzpatronin. Hiermit war der Grund gelegt zu der Luxemburger Muttergottes-Oktave, die noch bis heute blühend fort dauert. Im Jahre 1677 stellten unsere Landstände einstimmig das ganze Herzogthum unter den Schutz der Himmelskönigin.

Die Muttergottes-Oktave beginnt mit dem 4. Sonntag nach Ostern. In der ganzen darauffolgenden Woche ziehen fortwährend von Nah und Fern Prozessionen frommer Wallfahrer, durchschnittlich 46 000 an der Zahl, zu dem Gnadenbilde im Dom. Am darauffolgenden Sonntag wird das Fest mit einer sehenswerthen, von vielen Fremden oft bewunderten Prozession feierlich geschlossen.

An demselben Tage, wo diese Prozession zu Luxemburg stattfindet durchzieht, ebenfalls zu Ehren der Muttergottes, eine ähnliche Prozession die Straßen Diekirch's.

Die Kreuzwoche

Die in den drei ersten Tagen dieser Woche stattfindenden Prozessionen wurden durch den h. M a m e r t u s , Bischof zu Wien (*Vienne*), in Frankreich, gegen das Jahr 469 eingesetzt und bezwecken, Gott möge, durch das Gebet der Gläubigen gerührt, Mißwachs der Feldfrüchte, Verderben der Saaten durch Frost, Verheerung der Äcker und Gärten durch Hagel, theure Zeiten und Pest abwenden. Früher feierte man diese Tage noch durch Fasten und Enthaltung von knechtlicher Arbeit.

Spuren vorchristlicher prozessioneller Flurbegänge finden sich noch häufig in alten deutschen Bräuchen, so wie in unserm Grenzumfang, den ich im zweiten Theile dieses Werkchens besprechen werde. Nach und nach eignete sich die Kirche die aus dem Heidenthum übrig gebliebenen Flurbegänge an, um deren Zweck umzuformen, und so entstanden die Kreuzprozessionen, (s. *Manhardt, Baumkultus, 401.*)

Christi Himmelfahrt

Dieses sehr alte Fest soll apostolischen Ursprungs sein und wird am 40. Tage nach Ostern an einem Donnerstag gefeiert. Mit der Octave von Christi Himmelfahrt schließt der österliche Festkreis, und es beginnt der von Pfingsten, welcher sich bis zum Advent hinzieht.

An diesem Tage fand in dem Städtchen Prüm eine uralte Prozession statt, die mit der Echternacher Springprozession insofern Ähnlichkeit hatte, als die Wallfahrer vor der Klosterkirche und um eine Kapelle tanzten und sprangen. Dieselbe wurde im Jahre 1777 durch bischöfliche Verordnungen untersagt. Eine kurze Beschreibung dieser merkwürdigen religiösen Feier gibt *Schmitz (I., 36)*.

Am Himmelfahrtstage winden in mehreren Gegenden Deutschlands die Mädchen Kränze aus weißen und rothen Blumen und hängen sie in die Stube, oder im Stall über dem Vieh so lange auf, bis sie das nächste Jahr durch frische ersetzt werden. (*Grimm, D. M., 51.*) Spuren dieser Sitte habe ich auch bei uns gefunden.

Pfingsten

Das Pfingstfest, in unserm Dialekt *Péngschten* oder *Peischten*, ist der Gedächtnistag der Herabkunft des h. Geistes über die Apostel. Diese Feier dauerte früher acht Tage. Der Name Pfingsten ist verderbt aus *Pentecoste*, ein griechisches Wort, das der Fünfzigste bedeutet, weil die Pfingsten auf den 50. Tag nach Ostern fallen.

Die Mädchen, die ihren Burschen die Ostereier geschenkt und dagegen ein Flädchen erhielten, sind jetzt verpflichtet, ihren Verehrern ein Backwerk, *Pfingstkränzchen* genannt, zu verabreichen, wodurch sie das Recht erhalten in der Kirmeßzeit zum Tanze geführt zu werden. Diese Sitte wird in folgendem Reim ausgedrückt:

*Kèng Oschterèer,
Kê Fliëtchen;
Kê Peischtkrènzchen.
Kê Kirmesdènzchen.*

Auch erhalten die Kinder solche Backwerke von ihren Eltern, Pathen und Pathinnen und verzehren sie manchmal gemeinschaftlich.

In Lintgen versammeln sich die Kinder des Dorfes an diesem Tage und ziehen zusammen zur Felslei, einer im Gemeindewald dieser Ortschaft gelegenen, von zwei Seiten offenen Grotte, die schon am Tage vorher mit Blumen und grünem Laub auf's schönste geschmückt wurde. Hier essen die Kleinen die eigens dazu gebackenen, runden Pfingstbrödchen und belustigen sich mit verschiedenen Spielen. Das Besitzrecht dieser Grotte gehört den Knaben, denn die Mädchen erhalten erst dann Zulaß, wenn sie als Eintrittspreis eine Stecknadel entrichtet haben. Die Sage über die einst hier laufende Hirschfrau befindet sich in meiner Sammlung der *Luxemburger Sagen und Legenden*, Nr. 115.

Dem Mädchen, welches am Pfingsttage zu lange im Bette liegen bleibt, stellen die Burschen einen Spottmaien von Ginster, Brennesseln, Brombeerstrauch oder Dornestrüpp vor das Fenster der Schlafkammer und begrüßen es nachher mit einer Benennung, die dem Sinne nach dem Ausdruck *Langschläfer* entspricht. *Grimm* berichtet (*D. M.*, 246, 248), daß denjenigen, welche diese hehre Zeit verschlafen, unter andern ein Gebund Nesseln an die Thür gehangen wird, und sie den Namen *Pfingstlümme l* u. dgl. tragen müssen.

Im ganzen Syrthale ist es noch heute Brauch, daß die erwachsenen Mädchen am Vorabend von Pfingsten alle jungen Männer, die sich erwischen lassen, mit Wasser begießen. Das Baden, Untertauchen in Brunnen, Flüssen und Seen, das Benetzen von Menschen, Thieren oder deren leblosen Repräsentanten, ist eine bis zu den wilden Völkern weit verbreitete Sitte, die in unzähligen Formen wiederkehrt. Sie ist ursprünglich ein Zauber, wodurch die unsichtbaren Mächte gezwungen werden, dem Pflanzenwachstum den unentbehrlichen Regen zukommen zu lassen. Der Pfingstsamstag ist die Vigilie und nächste Vorfeier des Pfingstfestes; an diesem Tage fand einst, wie am Charsamstage, feierliche Taufe statt, und noch wird an demselben das Taufwasser geweiht. Daß nun dies Begießen eben am Pfingstsamstag geschieht, ist vielleicht aus der Absicht zu erklären, der heidnischen Vorstellung einen christlichen Sinn, den einer Wasserweihe, unterzuschieben.

Wie zu Ostern erhielten auch zu Pfingsten bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts die Ortspfarrrer Eierlieferungen. Jeder Haushalt gab gewöhnlich drei Eier.

„Am Pfingstdienstage, den Kirmesdienstag, versammelten sich in Esch an der Alzette nach dem Hochamte, der sogenannten Jugendmesse, die Dorfburschen, sattelten ihre jungen Pferde und hielten einen Umzug durch die Ortschaft. Alsdann fuhren sie nach dem nahegelegenen *Weierwüos*, um dort das übliche Wettrennen abzuhalten. Gemäß einer bis noch vor wenigen Jahren herrschenden Tradition wurde derjenige, welcher der Letzte am Zielpunkte angekommen war, rücklings auf einen alten Gaul gesetzt, und statt der Zügel gab man ihm den Schweif der Rosinante in die Hand. Und so mußte er den Ritt durch das ganze Dorf mitmachen, zum großen Gaudium der Dorfschönen und unter dem Hohngelächter der Gassenjungen. Nachdem diese sonderbare Cavalcade beendet war, wurde der Kirmeswein getrunken, den der Ritter von der traurigen Gestalt ebenfalls aus seiner Tasche den Kameraden zum Besten geben mußte. Einer anderen Tradition zufolge soll man dem Helden einen Sack auf den Kopf gestülpt und ihn so im Dorfe umhergeführt haben. Der Gewährsmann, der mir diese Notiz mittheilte, sagt mir nachträglich, der oben genannte *Weierwüos* liege westlich von Esch, unterhalb des *Clair-chêne*, an der Straße nach Beles zu. Derselbe sei früher Eigenthum der Gemeinde gewesen und als Weidgang benutzt worden. Später ging er in den Besitz eines reichen Hüttenherren über, der ihn mit einer Umzäunung umgab und in eine schöne Kunstwiese umwandelte.“ („*Das Luxemburger Land*“, Nr. 11, 1882.)

Die Springprozession in Echternach

Die Springprozession oder die Prozession der springenden Heiligen, die jährlich am Pfingstdienstag in Echternach zu Ehren des h. Willibrord stattfindet, ist wohl heute das merkwürdigste Schauspiel des ganzen Christenthums, und sie verdient im vollsten Maße die Aufmerksamkeit, welche sie sich sowohl von Einheimischen, als von Fremden zugezogen hat und noch immer zuzieht.

Am benannten Tage, Morgens gegen acht Uhr, versammeln sich unzählige Pilgerschaaren, worunter ganze Pfarreien, mit fliegenden Fahnen, auf dem linken Ufer der Sauer, Echternach gegenüber, auf einem Platze, wo früher die Linde des h. Willibrord stand. Nachdem ein Priester - sonst der Abt von Echternach - eine kurze Ansprache an die Menge gehalten, reiht sich der Zug in folgender Ordnung: ein Cruzifix inmitten zweier Fahnen, von Männern getragen, hierauf die Pilger, nach Pfarreien gesondert, und diese wieder nach Alter und Geschlecht gruppirt, so daß die Kinder voran sind, die Erwachsenen folgen, und die Greise die Abtheilung, bei welcher sich ein oder mehrere Dorfmusikanten befinden, schließen. Die Wallfahrer, gewöhnlich zu drei, manchmal bis zu sechs in einer Front, bilden eine Art Kette, indem sie sich vermittelst in den Händen gehaltener Schnupftücher mit einander verbinden. Nun stimmt der Clerus die Litanei des h. Willibrord an, der Chor antwortet: „Bitt für uns!“ und sofort ertönt eine alterthümliche, lustige Weise, die sich immer wiederholt und bei allen Spielenden dieselbe ist; nach dem kadenzirten Takt dieser Melodie hüpfen sämtliche Pilger zwei Schritte vorwärts und einen Schritt rückwärts. Von ihrem Ausgangspunkt bewegt sich, nur langsam fortschreitend, die Prozession über die Sauerbrücke, durchzieht die Hauptstraßen des Städtchens, ersteigt die 60 Stufen zählende Treppe der Pfarrkirche, dringt in das Gotteshaus hinein, und umkreiset immer unter Musik und Springen den Hochaltar, in welchem die Gebeine des h. Willibrord ruhen; hier legen die Pilger ihre Opfergaben nieder, und der Zug endet nach mehrstündiger Dauer auf dem Kirchhof bei einem großen hölzernen Kreuz. Jetzt ist das Gelübde gelöst, und die frommen Waller, schon oft 10 000 an der Zahl, ziehen sich nach und nach, den Rosenkranz betend, schweißtriefend und todtmüde zurück. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts trug man immer einen leeren Sarg hinter der

Prozession, denn damals kam es fast jedesmal vor, daß wenigstens ein Pilger den übergroßen körperlichen Anstrengungen unterlag.

Zu verschiedenen Zeiten wurde diese Feier sowohl von der weltlichen, als auch von der geistlichen Obrigkeit untersagt, allein stets vergeblich.

Die Entstehung dieser seltsamen Prozession ist bis heute in tiefes Dunkel gehüllt. Die Geschichte schweigt vollständig darüber, und alle diejenigen, welche sich bis vor kurzem mit dieser Frage beschäftigt haben, sind stets auf falsche Fährten gerathen, weil sie diese Entstehung niemals ganz dort suchten, wo sie allein zu finden ist, nämlich im Heidenthum. Liefert doch dieses Werkchen den Beweis, und nöthigenfalls würden es andere Werke thun, daß die größte Zahl unserer Sitten und Bräuche aus heidnischer Zeit stammen, ja daß selbst unsere alten und erhabensten Kirchenfeste ihr Vorbild im Heidenthum besitzen; warum sollte nun eine so auffallende Feier, wie die Echternacher Prozession, die sogar in gewisser Hinsicht mit dem Katholicismus im Widerspruch steht, eine Ausnahme machen?

Das erste, was mir bei dieser Untersuchung auffällt, ist, daß nicht allein die Echternacher Prozession im Mai stattfindet, sondern daß auch die einstigen Springprozessionen zu Prüm und zu Lüttich in diesem Monat abgehalten wurden. Diese Zeitbestimmung führt mich ganz natürlich auf die heidnischen Maifeste zurück, und hier findet sich wirklich, meiner Überzeugung nach, der Ursprung unserer, wie aller anderen Springprozessionen.

Vorzüglich im Mai zündeten Kelten wie Germanen große Feuer an, die man *Nothfeuer* nannte, und trieben das Vieh über die erlöschenden Kohlen, um es vor herrschenden Seuchen zu heilen oder vor zukünftigen Krankheiten zu beschützen. Auch wurden zwei Feuer nebeneinander gemacht, zwischen welchen unverletzt hindurch zu gehen, Menschen und Vieh heilsam war. Daher stammt, nach Grimm, die Redensart *Zwischen zwei Feuern*, womit eine große Gefahr bezeichnet wird. Menschen sprangen über die Nothfeuer und tanzten dabei, wie man noch bis heute bei den Burg-, Johannis- und Herbstfeuern springt oder tanzt. Bei fast allen religiösen Festen der Heiden überließ sich das Volk allen Freuden und Vergnügen, denn je fröhlicher und heiterer es dabei zuging, desto angenehmer waren diese Feiern den Göttern. Wie manche andere heidnische Bräuche, verbot die Kirche die Nothfeuer auf's strengste, und in dieser Aufgabe kam ihr der weltliche Arm zu Hülfe. So sehen wir z. B. im Jahre 742 Karlomann diese Feuer, die er mit *illos sacrilegos ignes quod niedfyr vocant* bezeichnet, untersagen (*Grimm, D. M., 570*). Zu welcher Zeit die Nothfeuer aus unserem Lande verschwanden, ist nicht mit Sicherheit anzugeben; ich glaube indessen, daß es der h. Willibrord selbst war, der sie größtentheils unterdrückte; denn das Nothfeuer, welches aus der Reibung zweier Hölzer hervorgelockt wurde, nannte man auch *wildes Feuer*, und bis in die Jetztzeit heilt dieser Heilige ganz besonders eine Krankheit, die unser Volk *wildes Feuer* nennt. Der h. Willibrord unterdrückte diese Feier größtentheils, d. h. nicht gänzlich, denn bis zum heutigen Tage brennt ein solches noch jährlich auf St. Johannis an unserer Grenze in dem früher luxemburgischen, jetzt lothringischen Dorfe Conz, zum Zweck der Erhaltung des Viehes. (S. in diesem Werke den Abschnitt *Johannisfeuer*).

Wenn es der Kirche gelang, einen heidnischen Brauch abzuschaffen, so ermangelte sie niemals den Neubekehrten einen Ersatz dafür zu bieten, und der Ersatz, den sie hier einführte, war das Anrufen der Heiligen als himmlische Fürbitter. Aus diesem Grunde sehen wir noch tagtäglich das Volk zu bestimmten Heiligen wallfahren, um den Segen derselben für die Gesundheit der Pferde, Kühe, Schafe und Schweine zu erflehen, so wie für sich selbst die Befreiung von den verschiedenartigsten Leiden zu erbitten. In meinen *Luxemburger Sagen und Legenden, Nr. 345*, habe ich die Volkstradition über die Entstehung der Echternacher Prozession mitgetheilt. Nach dieser Tradition entstand nicht lange nach dem Ableben des h. Willibrord unter dem Vieh eine Krankheit, welche dasselbe veranlaßte, sich zu Tode zu springen.

Gegen dieses Übel fand man kein anderes Mittel, als die besagte Prozession einzusetzen, in Folge deren diese Springwuth verschwand. Einige Zeit nachher wurde die Prozession eingestellt, und sofort erschien dieselbe Krankheit abermals unter dem Vieh. So weit die Sage, die, wie fast alle Sagen, neben einem wahren Kern, erdichtete Zusätze enthält. Der wahre Kern besteht darin, daß ursprünglich die Bittfahrt nach Echternach hauptsächlich der Gesundheit des Viehes galt, und hierin findet sich eine vollkommene Bestätigung meiner Ableitung derselben von dem Nothfeuer. Man versetze sich in jene Zeiten, wo alles Grundeigenthum der Kirche und dem Adel gehörte, und das ganze Vermögen des Bauern, außer einigen dürftigen Mobiliengegenständen, in seinem Vieh bestand; dann wird es leicht begreiflich, welchen Werth eine ausschließlich Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung auf dieses Vieh legen mußte, und warum einer seiner verehrtesten Heiligen dasselbe beschützen sollte. Der willkürliche Zusatz der Tradition liegt in dem Mittel, welches zur Heilung des sich zu Tode springenden Viehes angewandt wurde, nämlich die Einsetzung der Springprozession, was offenbar sagen will, statt des Viehes sollten zur Sühne die Menschen springen. Hierin sehe ich weiter nichts als ein naiver Versuch, das bei der Prozession vorkommende Springen zu erklären.

Die Nothfeuer waren aber nicht allein dem Vieh, sondern auch, wie ich angedeutet, den Menschen heilsam; für welche Art Leiden, wissen wir leider nicht. Als nun später die Fürbitte des h. Willibrord für das Vieh immer weniger erfleht wurde, so ward immer allgemeiner seine Hülfe für epileptische Krankheiten angerufen, und dies ist heute fast ausschließlich der Zweck der Echternacher Andacht; das wilde Feuer heilt der Heilige in anderen bestimmten Ortschaften, z. B. zu Eisenbach, zu Lipperscheid, zu Pissingen u. s. w. Bis in das vorige Jahrhundert hinein sah die Kirche in den mit der Epilepsie befallenen Menschen meist nichts anders, als vom Teufel besessene und kannte kein anderes Mittel gegen diese Krankheit, als Exorcismen; daher die häufigen Teufelsaustreibungen jener Zeit. Warum wird nun der h. Willibrord gegen die Epilepsie angerufen? Daß er, wie seine Geschichtsschreiber versichern, zu seiner Lebzeit den Teufel ausgetrieben habe, ist kein Grund, denn diese Macht besitzt jeder katholische Priester. Wenn z. B. der h. Celsus die kranken Pferde wieder gesund macht, und der h. Antonius die Schweine kurirt, so rührt das nach dem Volksglauben daher, weil der erste als Attribut ein Pferd und der zweite ein Schwein besitzt. Der h. Celsus wird nämlich mit einem Rosse vorgestellt, und auf dem Bilde des h. Antonius steht neben ihm ein Schwein. Mit demselben kindlichen Gemüth wählte sich der große Haufen zu seinen Zwecken andere Heiligen aus. Wenn nun der h. Willibrord die Epilepsie heilt, so geschieht es nur, weil, nachdem das Vieh zu springen aufgehört hat, es noch immer unter den Menschen eine Springkrankheit gab, d. h. die mit Kontorsionen und Zuckungen aller Art verbundene Epilepsie, und weil zur Bekämpfung derselben es kein besseres Mittel gibt, als in der Prozession selbst zu springen, oder springen zu lassen.

Ob beim Nothfeuer ein Springen, wie das in der Echternacher Prozession, vorkam, ist nicht erweisbar; jedenfalls erscheint mir auch dieser Dreisprung den einstigen Maifesten entlehnt. Wir wissen schon, daß im Mai die Hochzeit des obersten Götterpaares gefeiert wurde, und in manchen Gebräuchen dieses Monats kommt noch der Gott unter dem Namen „M a i g r a f“, „M a i k ö n i g“, „S c h ü t z e n k ö n i g“ und die Göttin unter der Benennung „M a i b r a u t“ vor. Ein beliebtes Schauspiel bestand darin, den Kampf des Gottes mit den Wintermächten um seine Braut, d. h. das Ringen zwischen Sommer und Winter, vorzustellen. Dieses Schauspiel, welches wir bei Gelegenheit der Fastnacht in Grevenmacher besprochen haben, endigte gewöhnlich mit Tanz. *K. Simrock*, der übrigens die Echternacher Prozession nicht eingehender bespricht, schreibt hierüber Folgendes (*D. M.*, 590): „Als Siegesfest scheint auch die triumphierende Kirche die Feste dieser Zeit verstanden zu haben in der

bekannten Echternacher Prozession, wo man einen Schritt rückwärts aber zwei vorwärts thut. Der eine Schritt rückwärts bedeutet das Sträuben des Winters, dem es auf kurze Zeit gelingt, einen Theil der schon verlorenen Herrschaft wiederzugewinnen, was er aber mit desto größeren Verlusten büßen muß; die zwei Schritte vorwärts den unvermeidlichen Sieg des Sommers; denn trotz des einen zurückgethanen Schritts, der den Fortschritt zwar hemmt aber nicht hindert, wird das Ziel erreicht, so daß diese hüpfende und springende Schaustellung den überstandenen Kampf mit den Mächten der Finsterniß und ihre gewisse nun entschiedene Niederlage sehr lebendig veranschaulicht.“ Zeigt uns diese sinnreiche Auslegung Simrocks die Symbolik unseres Dreisprungs, so können wir selbst noch mit Hülfe eines Volksliedes, das auf die bei der Prozession gespielte Weise, welche von einigen späteren Zuthaten befreit, höchst alterthümlich einfach klingt, bis in die Zeiten des Paganismus zurückkehren. Und diese Melodie singt man immer noch:

*Adam hatte sieben Söhn',
Sieben Söhn' hat Adam;
Sieben Töchter muß er han',
Um sie zu bestaden.*

Die Geschichte des biblischen Adams tritt bei manchen Völkern auf, selbst mit Beibehaltung dieses Namens; denn letzterer ist im Allgemeinen nicht der einer bestimmten Person, sondern bedeutet überhaupt Stammvater. Der biblische Adam besaß nur drei Söhne, keine sieben. Aus diesem Umstand allein geht hervor, daß hier Adam mit dem Begriffe von Stammvater steht, und hierhin gesetzt wurde, statt eines andern heidnischen Stammvaters, dessen Name die christliche Scheu nicht mehr auszusprechen wagte. Und wer anders könnte das wohl sein, als der Urvater aller Deutschen, der göttliche *M a n n u s*, dem bald drei, bald sieben Söhne zugeschrieben werden? Bei der hochzeitlichen Feier seines höchsten Götterpaares gedachte ganz natürlich das Volk der Hochzeit seiner sieben Stammhelden, der Stammhelden der gesammten deutschen Nation. Man wundere sich nun nicht mehr über den fröhlichen, lustigen Charakter der Echternacher Springweise, denn sie war bei unseren Vorfahren ein Hochzeitslied, ein Jubelmarsch und eine Siegeshymne.

Daß in christlichen Prozessionen sich heidnische Sitten erhielten, ist durchaus keine Seltenheit. Um ihren Sieg über das Heidenthum jedem stets zu veranschaulichen, ließ die Kirche den Mauern ihrer Gotteshäuser Götzenbilder einverleiben und errichtete sogar christliche Altäre über heidnischen. Derselbe Gedanke leitete sie bei den Prozessionen und, um nur ein nahes Beispiel anzugeben, weise ich auf unsere Nachbarstadt Metz hin. Dort führte man in den Markus- und Rogationsprozessionen den *G r a u l i* um, d. h. die Gestalt eines fürchterlichen Drachens, und das bis zum Jahre 1786. Dieser Drache sinnbildete einst den durch den Sommer überwundenen Winter; die katholische Umdeutung hatte aber daraus das durch das Christenthum besiegte Heidenthum gemacht. Der Ausdruck „*âle Grauli*“ hat sich auch noch in unserm Dialekte erhalten. Er bezeichnet einen häßlichen, finsternen, närrischen Menschen.

Bis jetzt habe ich darzulegen versucht, daß alle Elemente der Echternacher Springprozession in vorchristlicher Zeit wurzeln. Es bleibt nur noch zu ermitteln übrig, durch welche Veranlassung und zu welcher Zeit diese Feier ihre heutige Form erhielt.

Die Geschichtsschreiber des h. Willibrord berichten, daß gleich nach dem Tode des Heiligen, also im Jahre 739, zahlreiche Pilger nach seinem Grabe wallfahrlen. Das ist sehr glaublich und liegt ganz im Geist der damaligen Zeit; daß aber vereinzelt Pilger damals schon bei der Ruhestätte des Verschiedenen den freudigen Dreisprung aufführten, muß ich ganz entschieden verneinen. Der Bittgang ist ein Bußwerk; mit dem nöthigen Ernst vollzogen, kann er die Seele beruhigende, fromme Gefühle erwecken, niemals aber lustige, sich bis zum fröhlichen Tanz steigende Erregungen hervorbringen. Und wenn David vor der Bundeslade

tanzte, so that er dieses sicherlich nicht, um ein Bußwerk zu verrichten. Dieselben Pilger, die nach Echternach zum Grabe des h. Willibrord zogen, begaben sich auch nach Trier zum Grabe des h. Maximin, und niemals haben sie weder dort, noch anderwärts bei dem Leichenstein eines Heiligen in solcher Angelegenheit gesprungen oder getanzt.

Sehr zeitgemäß erschien 1880 unter dem Titel: *De l'origine et du but véritable de la procession dansante d'Echternach, par le docteur A. Neyen*, eine schätzenswerthe Broschüre über den Gegenstand, der uns jetzt beschäftigt. Der Autor vergleicht die Echternacher Springprozession mit einer fast ganz identischen Wallfahrt, welche die Einwohner der Stadt Verviers, während fünf Jahrhunderten bis zur großen französischen Revolution, nach dem Grabe des h. Lambertus in dem Dome zu Lüttich abhielten. Der Zweck dieser Wallfahrt war, dem Bischof, als weltlichen Oberherrn, einen kleinen Tribut zu zahlen, und der Tanz drückte den Jubel des Volkes für erhaltene Freiheiten aus. Auch die Äbte von Echternach und Prüm besaßen weltliche Souveränität, und Herr A. Neyen weist sehr treffend nach, daß die dortigen Springprozessionen keine andere Veranlassung gehabt haben, als das Lütticher Fest, und ungefähr zur selben Zeit entstanden sein müssen. Das Alterthum kannte den Unterschied nicht, welchen wir heute zwischen weltlich und geistlich machen; des Volkes Priester waren zugleich seine Richter, weil Recht und Religion ihm dasselbe bedeuteten; und es gab keine wichtige Handlung im Leben, die nicht eine religiöse Weihe gehabt hätte. Nach dieser Tradition, und zumal Oberherrn gegenüber, die weltliche und geistliche Macht verbanden, mußte sehr natürlich auch diese Tributzahlung eine religiöse Seite erhalten, wie sie eine solche auch wirklich besaß. Nach und nach verwischten sich beim Volke die ursprünglichen Ursachen des Zugs nach Echternach und die Feier nahm den ausschließlich religiösen Charakter an, den sie bis heute bewahrt. Es ist nun auch klar, warum die Äbte von Echternach, welche als Chroniker auftreten, nichts über diese Prozession mittheilen. Zu ihrer Zeit besaß diese Feier ihren religiösen Charakter oder befand sich in dem Übergangsstadium. Die Besprechung dieser Prozession in viel gelesenen Manuscripten oder in gedruckten Schriften hätte die Aufmerksamkeit auf den dabei vorkommenden, von allen Kirchengesetzen streng verbotenen Tanz geleitet, so wie zur Erörterung der Ursachen des Festes geführt. Das alles konnte weder den Zwecken der Äbte, noch dem kindlich frommen Glauben der Menge förderlich sein. Es erschien daher rathsamer, das Ganze todt zu schweigen.

Frohnleichnam

Das Frohnleichnamsfest wird zu Ehren des Leibes des Herrn, wie derselbe im Altarssakramente zugegen ist, gefeiert. Dieses Fest wurde zuerst in dem Bisthum Lüttich in Folge einer Offenbarung, welche einer Nonne zu Theil ward, im Jahre 1246 eingeführt und etwas später durch Rom auf die ganze katholische Welt ausgedehnt. Hierlands findet diese Feier stets am nächsten Sonntag nach dem eigentlichen Festtage statt. Bemerkenswerth ist die durch reichgeschmückte Straßen ziehende, feierliche Prozession, die örtlich eine Octave später wiederholt wird.

Das Schöffeweisthum von Fels vom Jahre 1574 gibt uns über diese Prozession folgende Nachricht: „Man solle auch vom weingelt einem pastor zu Nommern, wanne er das heilig sacrament ahm heiligen sacramentstag umtregt, ein halben sester weins bezahlen. Und da ein spillman vor dem heiligen sacrament spillen oder pfeiffen wourdt, soll man im vom weingelt vier beyer oder ein halben ort eins Gulden geben vor belohnung (*Hardt*, 258.) Es scheint, daß bei der Frohnleichnamsprozession Musikanten niemals fehlen durften, denn noch mehrmals habe ich diesen Umstand erwähnt gefunden.

Über den heidnischen Frohnleichnam s. Sepp, II, 197.

St. Johannis (24. Juni)

Das Fest der Geburt des h. Johannes des Täuflers ist sehr alt und war früher ein gebotener Feiertag.

Wir sind hier wieder an einer Epoche angelangt, wo seit der grauesten Vorzeit bis heute große Feuer, die sogenannten Johannisfeuer angezündet werden. In seiner deutschen Mythologie, S. 586, gibt uns Grimm die Beschreibung eines solchen Feuers, wie es im Jahre 1823 in dem einst luxemburgischen Dorfe Conz bei Sierck vorkam. Da dieses Feuer jetzt noch, wie damals abgebrannt wird, lasse ich Grimms Worte hier folgen: „Jedwedes Haus liefert ein Gebund Stroh auf den Gipfel des Strombergs, wo sich gegen Abend Männer und Burschen versammeln; Frauen und Mädchen sind beim Burbacher Brunnen aufgestellt. Nun wird ein mächtiges Rad dergestalt mit Stroh umwunden, daß gar kein Holz mehr zu sehen ist, und durch die Mitte eine starke, zu beiden Seiten drei Fuß vorstehende Stange gesteckt, welche die Lenker des Rades erfassen; aus dem übrigen Stroh bindet man eine Menge kleiner Fackeln. Auf ein vom Maire zu Sierk (der nach altem Brauche dafür einen Korb Kirschen erhält) gegebenes Zeichen erfolgt mit einer Fackel die Anzündung des Rades, das nun schnell in Bewegung gesetzt wird. Jubelgeschrei erhebt sich, alle schwingen Fackeln in die Luft, ein Theil der Männer bleibt oben, ein Theil folgt dem bergab zur Mosel geleiteten Feuerrad. Oft erlischt es vorher; gelangt es brennend in die Flut, so weissagt man daraus gesegnete Weinernte, und die Conzer haben das Recht von den umliegenden Weinbergen ein Fuder weißen Wein's zu erheben. Während das Rad vor den Frauen und Mädchen vorüberläuft, brechen sie in Freudengeschrei aus, die Männer auf dem Berg antworten; auch die Einwohner benachbarter Dörfer haben sich am Ufer des Flusses eingefunden, und mischen ihre Stimmen in den allgemeinen Jubel“. Diesem Bericht kann ich noch nachstehendes beifügen. Erkundigt man sich bei den Conzern, warum sie das Rad den Berg hinabrollen, so antworten sie: daß einst das Vieh in den Ställen fürchterlich zu brüllen angefangen und sich wie toll gebärdet habe. Eine Abhülfe hätte man in dem Feuerrade gefunden; unterließe man aber diesen alten Brauch, so finge das Unwesen unfehlbar von neuem an. Ein Hauptzweck der Nothfeuer, welche sich mit den Johannisfeuern verschmolzen, war, wie wir gesehen haben, Menschen und Vieh vor Krankheiten zu bewahren, oder ihnen die verlorene Gesundheit wiederzugeben. Hat sich in der Conzer Tradition die Erinnerung an die Nothfeuer in Betreff des Viehes erhalten, so erhielt sich bei der Echternacher Prozession dieselbe Überlieferung schließlich nur in Betreff der Menschen.

Das brennende Rad, welches bei fast allen Jahresfeuern erscheint, sinnbildet die Sonne; in der ersten Hälfte des Jahres, die immer höher steigende, in der zweiten Hälfte, die stets tiefer sinkende feurige Himmelsleuchte. Dieser Versinnbildung gemäß ward das Rad - auch Scheibe genannt, woher in der Eifel der Name Scheibensonntag für Burgsonntag - bald wie auf Johannis den Berg hinabgerollt, bald wie im Frühling hoch im Bogen geworfen.

Wir finden die Johannisfeuer, namentlich in unseren Ardennen, auch ohne Rad, in der Form von einfachen, auf Bergesgipfeln lodernnden Scheiterhaufen. Jubelnd warf das Volk in Säcke oder Körbe eingeschlossene Füchse und Katzen in die Flammen (*Jeantin, Chron. d'Orval, 383*), tanzte singend in Ringelreihen oder paarweise um dieselben und sprang über die Glut. Diese Tänze, die bei den Kelten zu Ehren ihres Sonnengottes Bal oder Belenus aufgeführt wurden, nennt der h. Eligius unter andern *Ballationes*, und von diesem Ausdruck will man das Wort Bal, bei uns Bal, für Tanzvergnügen, ableiten.

Die Johannisfeuer zündete man früher im ganzen Lande an, und man begegnet dieser Sitte zu Luxemburg selbst. Dies bezeugen die städtischen Rechnungen vom Jahre 1430, nach welchen einem besondern Hüter für zwei Nachtwachen beim Johannisfeuer die Summe von 4 Groschen ausgezahlt wurde. (*Publications, XXVI, 57.*)

Auf Johannistag macht die Sonne drei Sprünge; läßt man sie sich in einem Eimer Wasser spiegeln, so sieht man ihr Spiegelbild darin tanzen.

An vielen Orten unserer Heimath wurde an diesem Tage Wein gesegnet und ungefähr damit verfahren, wie mit dem auf St. Johannis nach Weihnacht gesegneten. Während die Johannismine am 27. Dezember allgemein auf einen glücklichen Reiseanfang (des neuen Jahres) gedeutet wird, scheint hier dieser Segenswein auf ein Todtengedächtniß hinzuweisen, sei es das des h. Johannes selbst oder das eines heidnischen Helden oder Gottes. (*Sepp, II, 341.*)

Gewissen Pflanzen, die am 24. Juni, zwischen dem ersten Dämmerchein und Sonnenaufgang gepflückt wurden, schrieb man allerlei heilkräftige Tugenden und geheime Wirkungen zu. So besitzt z. B. die Beräucherung mit einem brennenden, dreijährigen Eichenzweig die Kraft, jedes Geschwulst niederzuschlagen. Auch schützen diese Pflanzen gegen das Einschlagen des Blitzes, gegen Feuersbrunst und jeglichen Zauber. Unter den Kräutern, die an diesem Tage gepflückt oder in das Johannisfeuer geworfen wurden, erscheinen Beifuß, Eisenunkraut, Rittersporn, Wollkraut, Nußbaumlaub, Mutterkraut, Veilchen und Verbena.

In diesem Augenblick muß auch die Wünschelrute, indem man rückwärts darauf zugeht, geschnitten werden. Heimlicher Weise wird sie dann unter ein Altartuch gelegt, und wenn drei Messen darüber gelesen worden sind, ist sie brauchbar. Noch andere Johannisbräuche, die bei uns bereits erloschen sind, haben sich in der Eifel erhalten. *Schmitz* beschreibt sie (*I, 40, f.*), und indem ich auf diesen Autor hinweise, begnüge ich mich, einige derselben hier kurz zu erwähnen. Von Kindern geflochtene Blumenkränze werden zum Schutz gegen Brand und Gewitter auf die Dächer der Häuser geworfen, auch an den Ecken der Straßen angebracht, und an den Hausthüren aufgehängt. Das Stück Vieh, welches des Morgens zuletzt zur Heerde kam, wurde Abends bekränzt heimgetrieben, wobei der Hüter desselben dem Gespötte des ganzen Dorfes ausgesetzt war.

Von diesem Tage haben die den Kindern so wohl schmeckenden Johannisbeeren (*Gehaneskräschelen*) und die in den lauen Sommernächten so lieblich leuchtenden Johannismurmeln (*Gehanesdärerchen*) ihren Namen. Am Johannistage verstummen die herrlichen Lieder der Nachtigall; der lustige Frühlingsbote, der Kuckuck, singt nicht mehr, oder wenn er sich noch hören läßt, so prophezeit sein Sang dann Hungersnoth. Am 24. Juni endlich wallfahret das Volk auf den Gipfel eines sich hoch aus der Ebene aufthürmenden Bergkegels, den Johannes-Berg, und die frommen Pilger rufen alsdann den h. Johannes an auf derselben Stelle, wo einst ihre Altvordern dem Sonnengotte ihre Huldigungen brachten.

Das Thierkreiszeichen des Monats Juni ist der Krebs, womit veranschaulicht wird, daß die Sonne, nachdem sie ihren Höhepunkt erreicht hat, wieder rückwärts geht.

Maria Himmelfahrt (15. August)

Das Fest Maria Himmelfahrt, bei uns ein gebotener Feiertag, wurde zuerst am 18. Januar begangen; im Jahre 582 verlegte die Kirche dasselbe auf den 15. August. Dieses Fest trägt auch den Namen Mariäkrautweihe, weil in gewissen Gegenden, wie hierlands, es Sitte ist, daß an diesem Tage der Priester verschiedene in einen Büschel (*Wesch*) zusammengebundene Kräuter segnet, die von den Gläubigen zu diesem Zweck in die Kirche gebracht werden. Im Volksmund heißt die Assumptio *Léffraweschdâch* oder *Krautweschdâch*.

Die Zahl der in diese Büschel aufgenommenen Kräuter war einst gewiß eine ganz bestimmte, etwa neun, wie jetzt noch am Niederrhein; heute ist diese Zahl unbestimmt und steigt bis zu hundert. Die darin vorkommenden Pflanzenarten bleiben sich nirgends gleich; doch gibt es gewisse Sorten, die womöglich in keiner Zusammensetzung fehlen. So bildet z. B. der Dosten im luxemb. Dialekt *Leffrabéttstré*, wörtlich Liebfrauenbettstroh, sowie Beifuß, luxemb. *Weiwesch*, wörtlich Weihwisch, Dill, Donnerkraut, Hartheu, Kornblume, Liebstöckel, Münze, Osterlucei, Raute, Salbei, Wermuth, Fruchtähren, nebst einer Zwiebel, das Fundament aller solcher Krautbüschel. Ferner findet man darin Bohnenstroh, Kamillen, Eisenhart, Estragun, Klette, Knoblauch, Kümmel, Möhren, Muttergotteshaare, Nachtschatten, Rainfarn, Safran, Sevenbaum, Storchenschnabel, Tausendguldenkraut u.s.w. Die Hauptmerkmale fast aller dieser Pflanzen sind ihre angeblichen oder wirklichen heilkräftigen Eigenschaften, sowie ihr scharfer Geruch.

Sobald der Krautbüschel geweiht ist, wird die Möhre herausgenommen und den Kindern zum Essen gegeben. Die Zwiebel versieht man mit einem Kreuzschnitt und hängt sie in dem Viehstall auf, damit sie alle böartigen Dünste einsauge und Krankheiten und Seuchen verhüte. Treibt diese Zwiebel Keime, so bedeutet das Glück. Die Fruchtähren werden ausgekörnt und dieser Samen in den Kornhaufen gemischt, damit das tägliche Brod und die zukünftige Saat gesegnet sei. Der *Wisch* wird gewöhnlich auf dem Speicher aufbewahrt und der vorjährige verbrannt. Auch hängt man ihn in die Kornkammer, wo er alles schädliche Ungeziefer vertreibt. Bei einem Sterbefall legt man den Krautbüschel unter das Haupt des Todten, und nach dem Begräbniß räuchert man die Leichenstube mit geweihten Kräutern aus. Bei Zahnweh, Geschwulsten, gichtartigen und rheumatischen Leiden werden geweihte Kräuter auf glühende Kohlen gestreut, und das kranke Glied zur Heilung darüber gehalten. Dieselbe Beräucherung findet auch Anwendung beim Vieh, namentlich wenn Kühen das Euter schwillt. Kommt eine neue Kuh in den Stall, oder geht das Vieh zum ersten Mal wieder auf die Weide, so wird ein in Weihwasser getunktes Stückchen Brod, oder etwas vom geweihten Krautbüschel dem Futter beigemischt. Auch verfehlt niemals die Hausfrau beim Herannahen eines Gewitters, zum Schutz gegen das Einschlagen des Blitzes, gesegnete Kräuter, besonders Liebstöckel in das Herdfeuer zu werfen.

Die Krautweihe stammt aus vorchristlicher Zeit, denn der h. Eligius eifert gegen dieselbe in einer Aufzählung heidnischer Gebräuche. Das Fest wurde in den August, dessen Thierkreiszeichen die Jungfrau ist, verlegt, um die Feier einer heidnischen Erntegöttin, die, wie die römische Ceres, Halme als Attribute besaß, in Vergessenheit zu bringen.

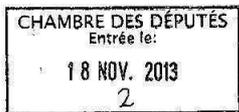
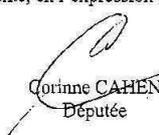
Fast in allen unseren Pfarreien geht am 15. August eine Prozession, in welcher ein Muttergottesbild, ähnlich dem, welches in der Hauptstadt auf dem Hochaltar des Domes steht, auf den Schultern weißgekleideter Jungfrauen getragen wird. Diese Feierlichkeit entstand, nachdem die h. Maria im Jahre 1677 als Schutzpatronin des ganzen luxemburger Landes erwählt worden war.

Fortsetzung folgt.

Josy Bassing

Sind die « Gesänge » des Veiner Miertchen nicht mehr zeitgemäß ?

Am 18. November 2013 reichte die Abgeordnete Corinne Cahen eine parlamentarische Anfrage im luxemburger Parlament ein, begleitet von einer breiten öffentlichen Diskussion in den Medien:

18. Nov. 2013 1:31	Groupe Parlementaire DP GROUPE PARLEMENTAIRE	N° 6893 P. 1/1
		Luxembourg, le 18 novembre 2013
		Madame Anne BRASSEUR Présidente de la Chambre des Députés LUXEMBOURG
<p>Madame la Présidente,</p> <p>Par la présente j'ai l'honneur de vous informer que conformément aux dispositions de notre Règlement interne je souhaite poser la question parlementaire suivante à Monsieur le Ministre d'Etat:</p> <p><i>« La fête de la Saint-Martin est célébrée chaque année la veille du 11 novembre en Allemagne, en Autriche et en Belgique, où les enfants défilent dans la rue en chantant: « Saint Martin -Boit du vin -Dans la rue des Capucins - Il a bu la goutte - Il a pas payé - On l'a mis à la porte avec un - Coup d'balai »</i></p> <p><i>Or, depuis quelques jours, une vidéo circule sur Internet et les réseaux sociaux qui montre un défilé à Vianden dans ce même contexte avec des jeunes qui chantent : «Ho, ho, ho! Der Judd der lag im Stroh, das Stroh fing an zu bremen, der Judd fing an zu remen ...! »</i></p> <p><i>De plus, le 15 novembre RTL a diffusé un reportage sur ce sujet. Le texte du défilé à Vianden qu'on voit dans la vidéo susmentionnée est loin d'être aussi anodin que celui de la fête de Saint-Martin. Il semble se référer à la chasse aux sorcières/juifs au Moyen-âge et aux temps modernes. Ainsi, en 1620 par exemple, une femme de Vianden a été brûlée sur les bûchers.</i></p> <p><i>Le 75^e anniversaire de la Nuit de Cristal vient d'être commémoré et il est choquant d'entendre de telles paroles de nos jours.</i></p> <p><i>Voilà pourquoi j'aimerais poser les questions suivantes à Monsieur le Ministre d'Etat:</i></p> <p><i>Monsieur le Ministre d'Etat n'est-il pas d'avis que les paroles de la chanson précitée se heurtent aux lois en vigueur?</i></p> <p><i>Dans l'affirmative, quelles mesures Monsieur le Ministre entreprendra-t-il pour éviter que cette situation ne se reproduise plus? »</i></p> <p>Veuillez croire, Madame la Présidente, en l'expression de ma très haute considération.</p> <p> Corinne CAHEN Députée</p>		

Darauf antwortete der neue Premierminister Xavier Bettel:



LE GOUVERNEMENT
DU GRAND-DUCHÉ DE LUXEMBOURG
Ministère d'État

Luxembourg, le 21 JAN. 2014

30.98.13.

CHAMBRE DES DÉPUTÉS
Entrée le:
21 JAN. 2014

Monsieur
Fernand ETGEN
Ministre aux Relations avec le
Parlement
LUXEMBOURG

Objet : Réponse à la question parlementaire N° 2 du 18 novembre 2013 de Madame la Députée Corinne CAHEN concernant le texte d'une chanson pour la fête de la Saint-Martin.

Monsieur le Ministre,

J'ai l'honneur de vous faire parvenir en annexe la réponse à la question parlementaire N° 2 du 18 novembre 2013 de Madame la Députée Corinne CAHEN. La version électronique a été transmise à vos services par voie de courriel.

Veillez agréer, Monsieur le Ministre, l'expression de ma haute considération.

Le Premier Ministre

La Ministre aux Relations avec le Parlement	
SERVICE CENTRAL DE LEGISLATION	
N°:	SCL:
Entré le:	21 JAN. 2014
CE:	CHD:
A traiter par:	
Copie à:	

Ministre d'État

4, rue de la Congrégation
L-2910 Luxembourg

Tel (+352) 2478-2478
Fax (+352) 46 17 20

e-mail: ministere.etat@me.etat.lu
www.etat.lu

Réponse de Monsieur le Premier Ministre à la question parlementaire N°2 du 18 novembre 2013 de Madame la Députée Corinne CAHEN concernant le texte d'une chanson pour la fête de la Saint-Martin.

Madame la Députée s'indigne à raison des paroles d'une chanson chantée à l'occasion de la fête de la Saint Martin (« Miertchen ») à Vianden. Ces paroles pourraient en effet heurter la sensibilité d'un grand nombre de personnes en raison de leur caractère antisémite.

Les articles 454 et suivants du Code pénal incriminent un certain nombre de comportements à caractère raciste et révisionniste. Sans me livrer à une analyse détaillée des paroles incriminées, je ne voudrais pas exclure que ces paroles puissent tomber sous le champ d'application des articles en question.

Cependant, tout en exprimant mon regret qu'une telle chanson ait été chantée dans un contexte folklorique et à première vue non suspect, je prends acte des déclarations des responsables politiques de la ville de Vianden, qui, en accord avec le Consistoire Israélite, veilleront à ce que cette chanson ne fasse plus partie du répertoire des chansons de la fête de la Saint Martin.

Dies ist nicht der erste Versuch, die Gebräuche um den „Veiner Miertchen“ zu unterbinden. Bereits 1824 erließ der Viandener Gemeinderat ein Verbot gegen die „feu d’alarmes“ (1). Man darf annehmen, dass diese Tradition auch immer wieder den Herrschenden ein Dorn im Auge war, und wenn entsprechende Massnahmen unter Joseph II und der französischen Republik zwar nicht belegt sind, so wissen wir doch von dem Verbot der Veranstaltung während der deutschen Besatzung im 2. Weltkrieg.

Man darf wohl getrost davon ausgehen dass sich der Brauch des Miertchen-Brennens jetzt wenigstens 2000 Jahre lang gegen alle Widerstände behauptet hat. Der „Miertchen“ geht zweifellos auf ein bedeutendes keltisches Fest zurück (2), und ist damit älter als die Römerherrschaft in unserer Gegend (53 v. Chr. wurden die bei uns heimischen Treverer von Julius Caesar unterworfen).

Nun hat sich der Brauch aber im Lauf der Jahrhunderte stark verändert, und von der ursprünglichen Bedeutung des Festes weiß (von der Überlieferung her) niemand mehr etwas. Es ist eine reine Tradition geworden – jedoch eine lebendige: Die Strohfackeln sind längst robusten Drahtkäfigen mit Lumpenfüllung gewichen, der Stamm in der Mitte des Miertchenfeuers ist eine (früher hier unbekannte) Fichte, usw.

Der Miertchen ist auch eine attraktive Tradition. Während die meisten Gebräuche mehr und mehr verschwinden weil immer weniger Menschen sie aufrechterhalten, erfreut sich der Miertchen eines großen Zulaufs an Mitwirkenden, hauptsächlich junger Leute, und immer mehr auch auswärtigen. Und wenn früher die Gesichter der Teilnehmer durch die Fackeln russgeschwärzt waren, so reisen neuerdings auch junge Damen und Herren gleich mit schwarz geschminkten Wangen und Stirnen an ...

Die „Gesänge“ zeigen auch den fortwährenden Wandel dieses Brauches. Von den heute gebräuchlichen 6 Versen sind drei sehr alt und ihr Ursprung lässt sich nicht mehr bestimmt feststellen, während die drei anderen historisch fassbarer sind, und wohl jüngeren Datums. Allen gemeinsam ist, dass es Spottreime sind ...

*Dir Wiert dir kënnt iis klibberen, haalt dir äer Dieren zou!
Mir drinken nëmmen Waasser, an Mëllich vuan der Kou!*

Es heisst, in diesem Reim offenbare sich der Frust darüber dass die Viandener Wirte die dreckigen und angetrunkenen Fackelträger nicht mehr in ihre Lokale einlassen wollten, weil diese dort die ganze Einrichtung versauten. Aus Sicht der Wirte ein sehr verständlicher Schritt, doch das sahen die durstigen Miertchensänger wohl anders. Ihre Rache: Ein Spottlied auf die Wirte. Und dabei handelten sie nach alter Tradition ...

*Hänes! Hänes! Dën Hänes ass hän Bännes,
a wann ë mol ënt Bëtschel schloacht dann wäss et gléich d’ganz Wëlt*

Dieser Reim wurde vorzugsweise beim Vorbeischreiten an der Metzgerei Haentges gesungen (2). Ob es sich jetzt hier nur um die Person des Metzgermeisters* handelte, auf den der Spott gemünzt war, oder vielleicht auch noch etwas allgemeiner Groll gegen den Vertreter

• Der Metzger Pier Haentges wurde „Riese Pier“ genannt, weil er anscheinend von jenem Ries mit der Katze abstammte. (J.M.)

eines Gewerbes das sich in den Augen der „kleinen Leute“ auf ihre Kosten bereicherte lässt sich mit Bestimmtheit nicht sagen ... und doch deutet einiges in diese Richtung; wir kommen beim 6. Vers darauf zurück.

*„dä Ries dä Ries dä hoppige Ries,
dä Ries dä Ries dä pisst a Stüss!
Ries am Oosch! Ries am Oosch!“*

(heute hört man auch: „dat Ries dat Ries ...“)

Für mich war dies immer der gemeinste und böseste aller Miertchensverse, gibt es doch eine konkrete Geschichte dazu:

Die Katze, welche auf dem Miertchen verbrannt werden sollte (zu der kommen wir noch) rettete sich mit angesengtem Schwanz vom Feuer und flüchtete in die Kalchesbaach, auf das Strohdach des Hauses eines gewissen Herrn Ries. Das Haus fing daraufhin Feuer und brannte ab, worauf der Geschädigte sehr aufgebracht gegen die Miertchensbrenner wurde. Diese jedoch waren sich keiner Schuld bewusst und revanchierten sich mit einem Spottreim ...

Nachgewiesen ist diese Geschichte nicht, doch zeigt sie den Wesenszug der Miertchensteilnehmer: Ihr Benehmen ist das richtige, und wer sich daran stört bekommt ihren Spott zu spüren.

*Ho ho ho! Der Jud der lag im Stroh!
Das Stroh fing an zu brennen, der Jud fing an zu rennen! Ho ho ho!*

Eine Erinnerung an Judenverfolgung? Nein, sicher nicht. Vielmehr scheint dieser Reim, wie auch die vorangegangenen Verse, auf eine konkrete Person bezogen zu sein. Ob es sich dabei um einen fahrenden Händler gehandelt hat wie Joseph Hanck zu berichten weiß (3) ist weder zu be- noch widerlegen. In Vianden gab es jedenfalls keine ansässigen Juden, mit denen man hätte Spott treiben können. Es gibt Berichte (die ich nirgendwo belegt gefunden habe) wonach es den gleichen Reim irgendwo mit einem „Küster“ anstelle des Jud gegeben habe; sollte dies so sein kann man davon ausgehen dass es sich hier um einen allgemeinen Spottreim handelte, den man wahlweise auf den Küster, den Pfaffen, den Jud, den Jupp oder warum nicht auch den Metzger anwenden konnte, wenn einem die betreffende Person gerade nicht passte ...

Den von Guy Schons (4) angegebenen Verweis auf eine „Verbreitung in der Westmark“ des Reimes kann man getrost vergessen. Er bezieht sich auf eine zu NS-Propagandazwecken erstellte Liste, in welcher der Viandener Reim Eingang gefunden hat – aus derselben Ursache weswegen er letztes Jahr ins Gerede kam: Weil eben der „Jud“ drin vorkommt. Unter „Westmark“ verstanden die Nazis unsere Region. Der Zweck der NS-Propaganda war es, in unserer Region Judenfeindlichkeit nachzuweisen.

*Haarig, haarig, haarig ist die Katz!
Und wenn die Katz nicht haarig ist dann fängt sie keine Maus!*

Da ist sie, die Katze die auf dem Miertchen verbrannt werden sollte! Und diese Tierquälerei ist belegt, nicht nur in Vianden, auch anderenorts, u.A. beim Burgbrennen (2).

Als einzigen Reim finden wir diesen auch anderenorts, und zwar seltsamerweise in der allemannischen Fastnacht. Was auf den ersten Blick geographisch unwahrscheinlich erscheint, ist es vom Kalender her weniger: Schließlich beginnt die Fastnacht am 11.11., also St. Martin! Lassen wir uns also von der Distanz nicht abschrecken und sehen es uns näher an, es lohnt sich:

Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz'!
Und wenn die Katz' it hoorig isch,
denn fängt sie keine Mäuse nicht!
Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz'! (5)

Soweit interessant, aber es kommt noch besser:

Borschtig, borschtig, borschtig isch die Sau!
Und wenn die Sau nit borschtig isch,
no giebt se konni Leberwürscht!
Borschtig, borschtig, borschtig isch die Sau!

Dieser letzte Vers ist sehr aufschlussreich. Ist doch der Martinstag früher der traditionelle Schlachtermin gewesen. Und wie harmonisch fügt sich nun, an diesen Vers aus Stockach in Süddeutschland, unser letzter Viandener Reim an:

Lustig, lustig, lustig ist die Welt!
Und wenn die Welt nicht lustig ist dann hat sie auch kein Geld!

Wie bereits Pierre Bassing (2) bemerkt hat bezieht sich der Reim auf die Pachtabgaben und den Verdienst durch das Schlachten am St. Martinstag. Bis heute gilt der 11.11. in Vianden als der fällige Termin für Pachtabgaben.

Und hier finden wir dann auch endlich den Ursprung des ganzen Gegröhle: St. Martin war der Tag der Abrechnung, des Rückblicks auf das Wirtschaftsjahr, der Freude über den erzielten Gewinn, der Reue über die verpassten Möglichkeiten. Aber auch der Tag des Ärgers, wegen der Schufferei die man für andere tun musste: Die „Apperey“ (Fronarbeit) für den Grundherren, die Pachtabgaben an den Landeigentümer, den als zu hoch angesehenen Anteil welchen Müller, Bäcker und Schlachter von der eigenen harten Arbeit einsteckten. Die Zinsen, die die Geldverleiher fürs Nichtstun kassierten (war unser „Jud“ im Reim gar ein solcher Geldverleiher?). All diese empfundenen kleinen Ungerechtigkeiten, über die man sich in der Schänke im Freundeskreis aufregte ... wie viel besser fühlte man sich da doch, wenn man dem Frust im großen Chor Luft geben konnte!

Und was hat unsere arme Katze damit zu tun? Nun, sie muss es büßen, gleich dem Schwein, der Gans, und dies seit sehr langer Zeit. Schwein und Gans werden aufgegessen, die Katze jedoch ist zu Höherem bestimmt:

Julius Caesar berichtete von Menschenopfern, welche die Kelten in ihren Jahresfeuern darbrachten. Dies mag reine Propaganda gewesen sein, jedoch dürfte das Prinzip des Brandopfers (welches die Römer selbst ja auch praktizierten) als sicher gelten. Das Fest, das wir heute als St. Martin kennen, war ja gerade auch das Fest des Dankes für das erfolgreich abgeschlossene Wirtschaftsjahr, und jeder sollte sein Teil davon abbekommen, auch die

Götter. Gerade dieser Teil dürfte der katholischen Kirche in den letzten 1500 Jahren nicht so besonders am Miertchen gefallen haben, dennoch hat sich dieser sehr wichtige ursprüngliche Bestandteil über lange Zeit erhalten. Zuletzt kam das „Opfer“ (gesottene Birnen in Körben (2)) aber keinen höheren Wesen, sondern den Kindern zugute, welche die Früchte auffingen sobald die Körbe in welchen sie am Miertchen hingen durchgebrannt waren.

So wichtig jedoch das Opfer der Katze war, es hielt die Menschen nicht davon ab das arme Geschöpf zu verspotten. Gerade so wie andere Geschädigte verspottet wurden. Das gehört zum Ritual.

Wir schauern heute bei der Vorstellung. Und doch gehört es zu unserem Wesen, unserer Identität. Wir sind keine Tierquäler, wenn wir den Vers von der Katze ausrufen. Und doch erinnert es uns daran, dass unsere Vorfahren es waren. Daran sollten wir uns erinnern.

Und nun zurück zur ursprünglichen Frage: Sind die „Gesänge“ noch zeitgemäss?

„Zeitgemäss“ sind Traditionen meistens nicht, per definitionem. Sie sind eine Erinnerung an eine vergangene Zeit, und zuweilen auch eine Ermahnung. Während Geschichtsschreibung die wissenschaftliche Dokumentierung der Vergangenheit betreibt, sind Traditionen die gelebte, gefühlte Erinnerung. In dem Sinn sind Traditionen oftmals gerade das Gegenteil des gerade herrschenden Zeitgeistes, eine Konstante in den Gezeiten des menschlichen Seins.

Nachbemerkung:

In ihrer parlamentarischen Anfrage hat Frau Cahen einen Zusammenhang zwischen Hexenverfolgung und Miertchen herzustellen versucht.

Im Jahre 1620 wurde Margaretha Knobling aus Vianden wegen Hexerei hingerichtet. Das war eine damals übliche Form der Bestrafung, wegen angeblicher Verbrechen welche die arme Frau begangen haben sollte. Sicher aus heutiger Sicht eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, nichtsdestotrotz damals gängiger Strafvollzug. Margaretha Knobling war nicht das einzige Opfer dieser Justiz in Vianden, und überall im Land brannten zu der Zeit die Scheiterhaufen.

Der Miertchen hat nichts mit Bestrafung oder Verfolgung zu tun. Das Schwein, welches geschlachtet wird, hat nichts verbrochen. Ebenso wenig die Katze die gewährleisten soll, dass höhere Mächte den Menschen gewogen bleiben sollen.

Beides, Feuertod als Strafe und Brandopfer, ist aus heutiger Sicht schwer nachvollziehbar. Es hat trotzdem nichts miteinander zu tun. Beim Miertchen wird niemand verfolgt, niemand verurteilt, niemand bestraft. Das Schlimmste was er hervorbringt, ist Spott ...

- (1) Jos Kremer / Jean Milmeister - Als der Viandener Gemeinderat den „Veiner Miertchen“ verbot – Ous der Veiner Geschicht 2001
- (2) Pierre Bassing / Jean Milmeister – Viandener Gebräuche – Viandensia (Veiner Geschichtsfrënn) 1977
- (3) Joseph Hanck - Nachklänge zum Viandener Miertchen - Tageblatt 12.11.1948
- (4) Facebookseite von Guy Schons – 16.11.2013
- (5) <http://www.narrengericht.de/brauchtum/lieder-und-spruechle.html>

Jean Milmeister

Lili Marleen

Berlin 1915. Eng grouss Kasär mat enger heijer, groer Mauer ronderem. Virun der Tiirkekasär steet eng Gaslanter, dei e schwaacht Liicht op d'Strooss werft. En Zaldot a groer Uniform kennt zou der Paart eraus, kuckt em sech an erbleckt e blond Meedche mat enger Zigarett bei der Lanter. E leeft op d'Meedchen duer a kësst et.

»Ach Hans, ich hab' schon so lange auf dich gewartet!« seet d'Meedchen.

»Gehen wir!«

»Nein Lili ich darf nicht, sie blasen schon Zapfenstreich!«

Den Zaldot huet dem Meedchen nach seier eng Bees gin an ass erem an d'Kasär gelaf.

Uewen an dem grouse Schlofsall, wou drësseg Better zwee an zwee iwwerenee stin, hëlt den Hans Leip e karéiert Schoulheft aus dem Spind a fänkt un ze schreiwen:

»Vor der Kaserne,
vor dem großen Tor,
stand eine Laterne
und steht sie noch davor,
so woll'n wir uns da wiedersehn,
bei der Laterne woll'n wir stehn,
wie einst, Lili Marleen,
wie einst, Lili Marleen...«

Berlin 1938. Am »Kabarett der Komiker« sin d'Dëscher gutt besat. Offizéier mat blénkege Stiwelen a mat der groer Uniform vun der Wehrmacht oder deer schwaarzer vun der SS sëtze mat Meedercher un Dëscher op deene Käerze brennen. Räich Bankieren a wäissem Smoking féiren iwwer gelden Tëléfonen, dei op den Dëscher stin, geheim-nisvoll Gespréicher. Wéi groen Niwwel läit den Zigarettendamp, deen d'Dammen elegant aus laange geldenen Zigarettespützen an d'Luucht blosen, iwwer dem Sall.

Duerch den Zigarettenniwwel liicht eng Lanter op der Bühn. Nieft der Lanter steet eng Sängerin mat enger Zigarett a séngt mat enger däischerer Zigarettstëmm:

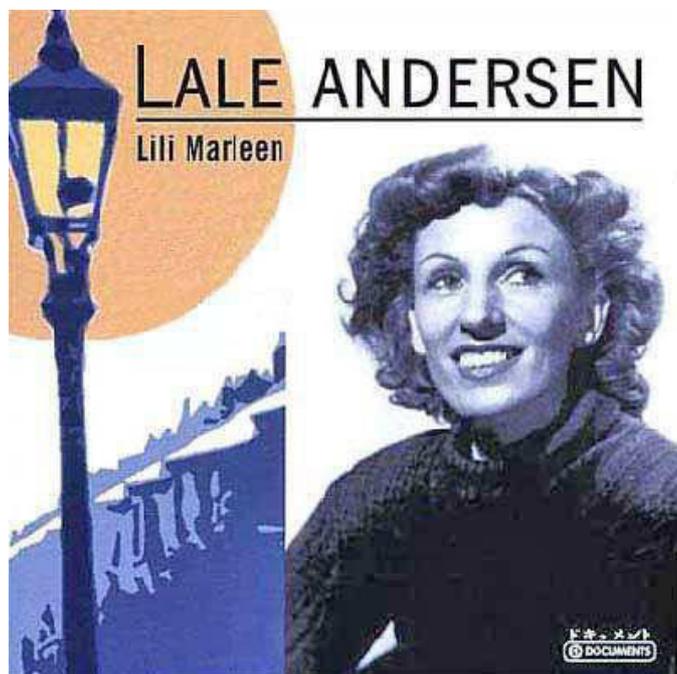
»Unsere beiden Schatten
sah'n wie einer aus.
Daß wir so lieb uns hatten,
das sah man gleich daraus
und alle Leute soll'n es sehn,
wenn wir bei der Laterne stehn
wie einst, Lili Marleen,
wie einst, Lili Marleen...«

't konnt een nët soën, datt d'Sängerin sehéi wir, se war ze goureg an ze rabbleg, ma hir däischer Stemm huet d'Leit begeeschtert, oder war et dat trauregt, melancholescht Lidd? War et villäicht de Kontrast téschent der duusser Melancholie vun dem Lidd an der haarder Realitéit vum Kasäreliewen, déi d'Offizeier begeeschtert huet? Et sief dann, op jiddefall as op eemol e formidaablen Applaus ausgebrach, deen di kleesper Sängerin iwerrascht huet. Se huet geschmunzt wei se hannert d'Bühn gaangen as. Do steet schon de Komponist Norbert Schultze mat engem Bouquet Rousen op se ze waarden.

»Mensch, Liselott, das Lied wird ein Erfolg!« rífft en. De Robert Mendelsohn, deen sech als Manager vun der Sängerin ausgin huet, seet begeeschtert: »Liselott, wir machen eine richtige, große Künstlerin aus dir! Aber dazu brauchst du auch einen richtigen Künstlernamen. Elisabeth Bunnenberg! Wie hört das sich an! Diesen Namen kann sich ja kein Mensch merken! Liselott ist schon besser, aber noch zu lang!

»Als Kind nannte man mich Lala«, seet d'Sängerin.

»Lala, Lale, das klingt gut! Aber Bunnenberg klingt unmöglich!«



»Meine Mutter heißt Andersen«, seet d'Liselott Bunnenberg.

»Lale Andersen! Großartig! Ein Künstlername wie ein Maßanzug!« rífft de Mendelsohn. »Das wird ein Riesenerfolg!«

Veianen 1943. Ëm e grouse Radio sätze fënnef Leit a lauschteren d'Norrichte vun der Front: de Grousspapp, d'Groussmamm, de Papp, d'Mamm an e klenge Bouf. Aus dem Lautsprecher, dee mat Stoff iwwerzun as, kennt teschent Päifen a Kraachen eng däischter Stemm, dei séngt:

»Schon rief der Posten,
sie blasen Zapfenstreich.
es kann drei Tage kosten,
Kamerad, ich komm ja gleich.
Da sagten wir auf Wiedersehn,
wie gerne würd' ich mit dir gehn,
mit dir, Lili Marleen,
mit dir, Lili Marleen...«

Duerno seet eng Männerstimm: »Hier spricht der Soldatensender Belgrad. Zum Abschluß unserer Sendungen hörten sie wie gewohnt das Lied 'Lili Marleen'. gesungen von Lale Andersen.«

Tënten 1972. Aus engem Transistor kënnt bleche Musek. Op eemol hun ech gelauschart.

Do war dach eng Melodie, déi aus enger anerer Zäit koum! Ech dreien den Transistor méi haart:

»Aus dem stillen Räume,
aus der Erde Grund,
hebt mich wie im Traume
dein verliebter Mund.
Wenn sich die späten Nebel drehn,
werd' ich bei der Laterne stehn,
wie einst, Lili Marleen,
wie einst, Lili Marleen...«

Et war e Lidd aus menger Kannerzäit, aus enger Welt voll Krich a Leed. Et war dat eischt Lidd un dat ech mech erënnere kann, deen éischte »Schlager«, deen ech sange konnt.

Et äs mir wéi wann eng Stemm elo soe misst: »Hier spricht der Soldatensender Belgrad...« Ma et äs eng Fraleitsstëmm, dei seet: »Hier ist Radio Luxemburg. Aus Anlaß des Todes von Lale Andersen am 28. August 1972 haben wir das Lied 'Lili Marleen' gehört, das sie zum Welterfolg machte. Das Lied prägte sich einer ganzen Generation ein und wurde in siebzig Sprachen gesungen...«

Et war d'Lidd vun enger Generatioun, déi an enger Welt vu Krich an Doud gedreemt huet vun enger Welt vu Léift a Fridden.

LALE ANDERSEN

Am 28. März 1905 wurde Liese-Lotte Helena Bunnenberg in Lehe, einem Marktflecken der Provinz Hannover, als Tochter eines Schiffstewards geboren. Niemand würde heute sich daran erinnern, wenn sie nicht später als Sängerin des Liedes «Lili Marleen», das zur inoffiziellen Hymne der Soldaten aller Nationen an allen Fronten des Zweiten Weltkriegs wurde, berühmt geworden wäre.

Nachdem Liese-Lotte die höhere Töchterschule in Bremerhaven besucht hatte, heiratete sie am 27. März 1922 mit knapp 17 Jahren den Maler Paul Ernst Wilke. Sie gebar ihm drei Kinder: Björn, (*1924), Carmen-Litta (*1927) und Michael (*1929).

Sechs Wochen nach der Geburt von Michael verlässt sie Mann und Kinder und bricht im Oktober 1929 auf nach Berlin, um Künstlerin zu werden. Die Kinder werden aufgeteilt: Björn blieb bei seinem Vater Paul Ernst-Wilke, Carmen-Litta kam zu Liese-Lottes Schwester Thekla in die Schweiz, Michael lebte in Bremerhaven bei der Großmutter Berta. Liese-Lotte knüpft Kontakt mit dem Kabarettisten Willi Schaefers und tritt in dessen «Kabarett der Komiker» auf. Sie wird von Paul-Ernst Wilke geschieden und gastiert in Zürich im «Cabarett Mascotte». Ihre erste Hauptrolle als Schauspielerin erhält sie in der Komödie «Der Strich durchs Zimmer». Im Spätsommer 1931 kehrt sie nach Berlin zurück. Sie spielt in der Oper «Mahagony» von Brecht. Sie bewarb sich beim Filmstudio der Ufa, wo Marlene Dietrich als Lola in «Der blaue Engel» gespielt hatte. Doch kurz darauf wurde sie wegen einer Auseinandersetzung mit dem Regisseur entlassen. Fest entschlossen, nicht aufzugeben und neu anzufangen, legte sie sich einen neuen Künstlernamen zu: Lale Andersen. Lale nach ihrem dritten Vornamen Helena und Andersen nach ihrer Großmutter.

Anfang 1933 fuhr sie nach Zürich, wo sie in kleineren Kabarets auftrat und sich in den Komponisten Rolf Liebermann verliebte. Sie wurde 1935 von den Schweizer Behörden nach Berlin zurückgeschickt. In Berlin hatte sie Robert Schultze kennengelernt, der später als Nazikomponist «Bomben auf Engelland» wirft.

Der Sänger Jan Behrens hatte Schultze den Gedichtband Hans Leips «Die kleine Hafenorgel» geschenkt. Das Gedicht «Lili Marleen» erregte seine Aufmerksamkeit. Hans Leip hatte das Gedicht 1915 geschrieben, als er als Soldat bei der Laterne vor der Kaserne Wache schieben musste. Er dachte an zwei Frauen, die er geliebt hatte, Lili, die Tochter seiner Vermieterin, der Witwe Stolzenberg, und Marleen, eine Hilfsschwester im Lazarett, das zu Leips Kaserne gehörte, und so gab er dem Gedicht den Titel «Lili Marleen».

Lili Marleen

- | | |
|--|---|
| 1) Vor der Kaserne
vor dem großen Tor
stand eine Laterne,
und steht sie noch davor,
so woll'n wir uns da wiederseh'n,
bei der Laterne wolln wir stehn
wie einst, Lili Marleen. | 2) Unsere beiden Schatten
sah'n wie einer aus.
Daß wir so lieb uns hatten,
das sah man gleich daraus.
Und alle Leute soll'n es sehen,
wenn wir bei der Laterne stehn,
Mit dir, Lili Marleen |
|--|---|

- 3) Schon rief der Posten,
 sie blasen Zapfenstreich,
 es kann drei Tage kosten,
 Kamerad, ich komm ja gleich.
 Da sagten wir auf Wiedersehn,
 wie gerne wollt ich mit dir gehn,
 mit dir, Lili Marleen.
- 4) Deine Schritte kennt sie
 Deinen zieren Gang.
 Alle Abend brennt sie,
 mich vergaß sie lang.
 Und sollte mir ein Leid geschehn
 Wer wird bei der Laterne stehn
 Mit dir, Lili Marleen?
- 5) Aus dem stillen Raume,
 aus der Erde Grund
 hebt mich wie im Träume
 Dein verliebter Mund.
 Wenn sich die späten Nebel drehn
 Werd ich bei der Laterne stehn
 Wie einst Lili Marleen.

Robert Schultze fiel gleich eine Melodie ein und ein paar Tage später präsentierte er Behrens die Komposition, doch dieser fand die Melodie zu schlicht und er lehnte ab. Schultze wollte die Melodie nicht umsonst komponiert haben und suchte nach einem andern Sänger, der das Lied vortragen könnte. Da fiel ihm im letzten Moment Lale Andersen ein. Sie hatte «Lili Marleen» in einer von ihrem Freund Rudolf Zink stammenden Vertonung gesungen, doch Schultzes wehmütige Komposition gefiel ihr gut und sie nahm das Lied in ihr Repertoire auf. Lale und Schultze unterschrieben einen Kontrakt mit der «Electrola», die es, dem Zeitgeist angepasst, als «Lied eines jungen Wachtpostens» auf einer Schallplatte herausgab. Doch die Platte verkaufte sich schlecht. Während des Krieges wurde Lale Andersen für eine Fronttournee gebucht, bei der sie die deutschen Soldaten in Dänemark und Norwegen, die kürzlich erobert worden waren, unterhalten sollte. So konnte Lale ihre Karriere, die ins Stocken geraten war, wieder ankurbeln, da die Unterhaltungsbranche nach Sängerinnen Ausschau hielt, die Marlene Dietrich ersetzen konnten, den hellsten Star am deutschen Unterhaltungshimmel, die in die Vereinigten Staaten ausgewandert war.

Im Jahre 1941 ging in dem von Deutschland eroberten Jugoslawien der Soldatensender Belgrad auf Sendung, um den auf dem Balkan kämpfenden deutschen Soldaten Zerstreuung und Information zu liefern. Doch der Balkanfeldzug wurde im Juni 1941 abgeschlossen und so sendete der starke Sender Belgrad im Sommer 1941 hauptsächlich für die deutschen Truppen in Nordafrika. Am 18. August 1941 wurde das «Lied eines jungen Wachtsoldaten» ins Programm aufgenommen und da der Sender nur wenig Schallplatten hatte, ging es in den folgenden Tagen mehrmals pro Tag über den Äther. In den folgenden Wochen erhielt der Sender Tausende von Briefen von deutschen Soldaten, die um die halbe Welt verstreut kämpften, in denen sie schrieben, das Lied, das sie einfach «Lili Marleen» nannten, sei ihre musikalische Hoffnung in dem freudlosen Soldatendasein.

Obwohl die britischen Soldaten, abgesehen von einigen wenigen, die Deutsch sprachen, den Text nicht verstanden, war irgendetwas in der Melodie das sie ansprach und sie erkoren Lili Marleen zu ihrer Liebsten, die sie an ihre Frauen, die sie zu Hause zurückgelassen hatten, erinnerte. Schließlich erhielt das Lied einen festen Platz im Programm von Radio Belgrad und wurde drei Minuten vor zehn gesendet. In der Wüste stellten die Kämpfer auf beiden Seiten der Front das Feuer ein und spitzten die Ohren.

Goebbels verabscheute «Lili Marleen», das Lied mit dem « Totengeruch », und versuchte, es im Soldatensender zum Schweigen zu bringen, doch die Wehrmachtsführung widersetzte sich erbittert den Versuchen Goebbels, den Soldaten « Lili Marleen » zu entreißen und Rommel persönlich setzte sich dafür ein, da er erkannt hatte, welchen besonderen Platz das Lied in den Herzen seiner Soldaten einnahm.

Die Tatsache, dass britische Soldaten statt der BBC «Lili Marleen» auf dem Feindsender Belgrad lauschten, kam sowohl im Kriegs- als auch im Innenministerium zur Sprache und der Texter Tommie Connor wurde beauftragt, eine englische Version von «Lili Marleen» zu verfassen :

Underneath the lantern
by the barrack gate,
darling, I remember
the way you used to wait.

It was there that you whispered tenderly
that you loved me,
you'd always be
my Lily of the lamp-light,
my own Lili Marleen !

Die vierzehnjährige Anne Shelton sang das Lied und in den USA nahm Marlene Dietrich es in ihr Repertoire, so dass später viele glaubten, der Name «Lili Marleen» sei von ihrem Vornamen abgeleitet. Als Lale Andersen von ihrer Wehrmachtstournee nach Deutschland zurückkehrte, war sie berühmt geworden, und Konzertbühnen aus ganz Europa schickten Anfragen zu Galaauftritten. Zum ersten Mal konnte sie sich es leisten, eine Wohnung auf dem Kurfürstendamm zu kaufen. Doch Goebbels sah mit Bestürzung, wie Andersens Stern immer höher stieg, und zu einer echten Bedrohung der nationalsozialistischen Propagandamaschinerie wurde. Im April 1941 wurde sie wieder mit bekannten Künstlern wie Marika Röck, Greta Weiser, Emmi Leisner und Franz Grothe auf Tournee geschickt, so dass das Kulturministerium sie unter Kontrolle hatte. Ahnungslos freute sie sich über die Tournee zu den Soldaten, die sie mit tosendem Beifall empfingen und nach dem Konzert zu ihr kamen, um von ihrer Liebsten zu erzählen, die sie in der Heimat zurückgelassen hatten. Doch als sie den Avancen des Leiters der Kulturkammer Hinkel eine scharfe Abfuhr erteilte, erlitt ihre Karriere einen Knacks. Sie sah keine Zukunft mehr in Deutschland und versuchte in die Schweiz zu fliehen, doch auf dem Bahnhof von Bozen wurde sie von zwei Gestapomännern verhaftet und zurück nach Berlin gebracht. Sie erhielt Auftrittsverbot in Deutschland und im Rundfunk durften ihre Lieder nicht mehr gespielt werden.

Lale Andersen unternahm einen Selbstmordversuch mit Schlaftabletten, den sie aber überlebte.

Die BBC meldete, man höre «Lili Marleen» nicht mehr, weil Lale Andersen im Konzentrationslager sei. Goebbels erkannte, dass die BBC-Sendung ein Albtraum war, die den Deutschen die Nationalsozialisten als die schlimmsten Schurken darstellte, als Mörder der von allen geliebten Lale Andersen. Das war ein schwerer Schlag für das Propagandaministerium und er kam zu dem Entschluss, dass die Sängerin unbedingt wieder vor deutschen Soldaten auftreten und dabei gesund und glücklich aussehen musste.

Er schrieb jedoch einen Brief an Karl-Heinz Reintgen, den Leiter des Soldatensenders Belgrad, die Ausstrahlung von « Lili Marleen » sei verboten. Doch da Goebbels als Zivilist keine Autorität über den Militärsender hatte und nachdem Reintgen einmal abends «Lili Marleen» in der Fassung einer jungen österreichischen Sängerin gesendet hatte und eine Reihe von Protestbriefen von der Front erhielt, strahlte er unverdrossen allabendlich die Fassung von Lale Andersen aus und hörte nie wieder etwas von Goebbels. Im Februar 1944 zog die arbeitslose, ausgemergelte Lale Andersen mit ihrem Sohn Michael zu Verwandten auf der kleinen Insel Langeoog vor der deutschen Küste. Dort gab es Lebensmittel und Ruhe und sie verbrachte den Rest des Krieges dort.

Nach dem Krieg wurde sie von dem Entnazifizierungsausschuss freigesprochen. Sie wurde wieder zum internationalen Superstar und trat quer durch Europa und Nordamerika in gefüllten Hallen auf. Doch sie litt an einer Entzündung der Leber und der Gallenwege. Sie trat von der Bühne ab mit der Abschiedstournee « Goodbye memories » von 1966 bis 1967. Am 28. August 1972 wartete Lale Andersen mit ihrem ältesten Sohn Björn Wilke am Wiener Flughafen auf das Flugzeug, das sie zurück nach Berlin bringen sollte, als sie sich plötzlich unwohl fühlte. Ihr Sohn brachte sie eilends ins Krankenhaus, wo sie einen Tag später im Alter von 67 Jahren an einem Blutsturz starb.

Ihr Lied «Lili Marleen», das die Soldaten an der Front an ihre Liebsten in der Heimat erinnerte, war zum größten Hit des Zweiten Weltkriegs geworden.

La famille comtale de Vianden et les ordres militaires. (1124-1343)

La généalogie de la famille comtale de Vianden est établie d'une manière non équivoque à partir de Frédéric I^{er} de Vianden mentionné une première fois en 1124. Après son apogée dans la première moitié du treizième siècle, la famille des comtes de Vianden s'éteint, en ligne masculine, avec la mort de Louis de Vianden en 1343¹. Les édifices construits sous cette lignée dominant encore aujourd'hui le paysage architectural de la ville de Vianden, ainsi que celui la vallée de l'Our entre Falkenstein et Roth-sur-Our, sont sans doute les témoignages les plus marquants, du moins les plus visibles, de l'importance de la famille comtale de Vianden et de leurs liens avec les ordres militaires.

La lignée des Vianden était contemporaine de l'époque des grandes croisades en Terre Sainte – qui commence en 1096 pour s'achever avec la perte d'Acre en 1291; de celle de la naissance et du développement des ordres militaires en Terre Sainte; de celle du procès contre l'ordre du Temple; et de celle de l'établissement d'un «Ordensstaat» par l'ordre Teutonique en Prusse et en Livonie, et par l'ordre des Hospitaliers sur l'île de Rhodes.

L'objet du présent article est de mettre en évidence les liens existant entre la dynastie des Comtes de Vianden de 1124 à 1343 et les trois principaux ordres militaires qui sont, à cette époque: l'ordre du Temple, fondé en 1119 et aboli en 1312 par décision papale; l'ordre de Saint-Jean de Jérusalem – dit ordre des Hospitaliers, militarisé à partir de 1130²; et l'ordre de la Maison de Sainte-Marie-des-Teutoniques – dit ordre Teutonique, fondé vers 1190³.



La commanderie et l'église de Roth

1. La province ecclésiastique de Trèves et les pèlerinages pacifiques vers la Terre Sainte.

Le premier lien entre la cité de Trèves et la Terre Sainte daterait de l'antiquité. En effet, selon la légende, Sainte Hélène – à l'origine de la découverte du Saint Sépulcre et de la Vraie Croix en 325 – aurait ramené à Trèves des reliques importantes comme la Sainte Tunique du Christ et les ossements de l'apôtre Mathieu. Suite à ces découvertes, son fils l'empereur Constantin fait construire plusieurs églises en Terre Sainte, dont l'église du Saint Sépulcre qui sera le but principal des futurs pèlerins.

Avant la première croisade, la province ecclésiastique de Trèves est le point de départ de groupes de pèlerins qui se rendent à Jérusalem⁴.

En 997, Frédéric de Verdun fait le pèlerinage en Terre Sainte et rapporte des reliques.

En 1026, sous la conduite de Richard de Saint Vanne, 700 pèlerins quittent Verdun pour se rendre à Jérusalem, qu'ils atteignent le 19 mars 1027. A Antioche, ils rencontrent Saint Siméon qui les accompagne lors de leur retour en Lorraine. Peu de temps après, accompagné de l'archevêque de Trèves, Saint Siméon repart pour la Terre Sainte. A son retour à Trèves, le Saint se fait emmurer dans une cellule dans la «Porta Nigra». Après sa mort en 1035, sa sépulture et ses reliques font l'objet d'un pèlerinage et d'un culte régional qui entraîne la fondation du couvent des chanoines de Saint Siméon dont nous reparlerons plus loin.

En 1039, puis en 1049, deux évêques de Verdun font le pèlerinage en Palestine.

En 1067, le préfet Thierry de Trèves et un certain Marcuart Widerolt partent en direction de la Terre Sainte à la tête d'une centaine de pèlerins. Le groupe est victime d'un naufrage au cours duquel beaucoup périssent.

En 1072, Thierry de Luxembourg effectue un pèlerinage de pénitence à Jérusalem pour expier son fratricide.

En 1086, le comte Conrad de Luxembourg accompagne Pibo, archevêque de Toul en Terre Sainte. Conrad y meurt, tandis que Pibo de Toul ramène un morceau de la Sainte Croix en Lorraine.

S'il n'est aucunement établi qu'un viandenois ait participé à ces pèlerinages pacifiques, ces derniers démontrent l'intérêt de toute une région pour la Terre Sainte.

2. Les comtes de Vianden comme croisés et pèlerins en Terre Sainte.

Ainsi que le mentionne Jean Flori, «les pèlerinages qui se multiplient au cours du XIe siècle, rapportent de Jérusalem des récits qui mettent l'accent sur la précarité de la situation des chrétiens en ces lieux, sur le délabrement du sépulcre et des lieux saints et sur les tracasseries, péages et humiliations, réelles ou supposées, infligées aux pèlerins. Tout cela entretient un climat qui prépare les esprits à une éventuelle intervention, sans que l'on puisse encore en déterminer la nature.»⁵

En 1095 a lieu le concile de Clermont qui s'ouvre le 18 novembre et se clôt le 26 novembre. Le concile réunit le pape Urbain II et deux cents évêques, parmi eux l'évêque de Metz et le légat de l'évêque de Verdun. Le concile traite de la propagation de la réforme grégorienne, des abus du clergé et des relations de l'Eglise avec la société laïque. Le lendemain de la clôture, le Pape s'adresse à la foule et l'exhorte d'aller libérer les Eglises d'Orient et de délivrer Jérusalem des infidèles. C'est le début des pèlerinages armés qu'on appellera plus tard les croisades⁶.

La mobilisation pour la première croisade (1096-1099) rencontre un vif succès dans notre région. D'après Jean Schoetter⁷, un certain Richard de Vianden et les frères Godefroid et Henri d'Esch (-sur-Sûre) y auraient participé⁸.

Un frère du comte Frédéric III de Vianden prend part à la troisième croisade. Selon Jean Milmeister, il s'agirait d'Herman de Vianden mentionné une seule fois en 1187. Il rejoint l'armée de Frédéric Barberousse à Branitschevo en compagnie d'Henri II de Salm-en-Vosges et de citoyens de la ville de Metz⁹.

D'après les annales des Trinitaires de Vianden¹⁰, Frédéric III aurait également participé à une croisade. Son rachat par des membres de l'ordre des Trinitaires suite à son emprisonnement en Terre Sainte serait à l'origine de leur installation à Vianden. Face au silence des archives sur la croisade à laquelle Frédéric III aurait pris part, les historiens locaux, et d'autres, ont avancé différentes hypothèses. A l'analyse de Jean Milmeister¹¹, j'ajouterai seulement les éléments suivants: Jean Milmeister semble exclure une participation de Frédéric III à la quatrième croisade («*Das Heilige Land erreichten sie jedoch nie.*») qui fut déviée par les Vénitiens sur Constantinople. Cependant, certains chevaliers rhénans, flamands et français avaient bel et bien atteint la Terre Sainte. En effet, on sait que le 5 mars 1205, Innocent III nomme, parmi d'autres, Berthold II de Katzenelnbogen arbitre appelé à régler la guerre de succession d'Antioche. N'oublions pas que les comtes de Vianden avaient, en tant qu'avoués de l'abbaye de Prüm, des relations avec les comtes de Katzenelnbogen qui étaient des vassaux de cette abbaye. Dans le cadre de cette même guerre de succession, 80 chevaliers croisés (dont Renard II de Dampierre et Bernard III de Moreuil) avec leurs troupes auxiliaires avaient été tués ou capturés par les troupes du Sultan d'Alep¹². Selon Claverie, seulement une partie de ces croisés capturés fut rachetée par les Templiers ou par les Hospitaliers¹³. Renard de Dampierre devait endurer une captivité de 30 ans ! Si Frédéric III a participé à la quatrième croisade, peut-être a-t-il fait partie de ce groupe de chevaliers.

Selon Bertholet¹⁴, Henri I^{er} de Vianden aurait pris la croix pour se rendre en Palestine. Henri I de Vianden n'est pas mentionné dans les actes du comté entre 1250 et 1252, de sorte que l'on admet généralement qu'il a participé à la croisade du roi Louis IX de France et serait mort en 1252¹⁵.

En 1264, le pape Urbain IV sollicite Henri de Vianden, évêque d'Utrecht, pour qu'il prêche la croisade dans les évêchés d'Utrecht et de Liège afin d'appuyer la principauté d'Achaïe ou de Morée et pour qu'il prenne lui-même la croix afin d'assister son oncle Baudouin II de Constantinople¹⁶. Henri reste cependant dans son évêché.

En 1337, Henri II de Vianden entreprend avec Philippe II de Namur le pèlerinage de Jérusalem – ils n'atteindront jamais leur but. En effet, en escale sur l'île de Chypre, ils font preuve de comportements indignes de pèlerins et ayant provoqué les Chypriotes par leurs excès, ils sont massacrés par les citoyens de Famagouste en septembre 1337.

3. L'ordre des Templiers

Les relations entre la maison comtale de Vianden et l'ordre du Temple ont fait couler beaucoup d'encre. Il est avéré que les templiers avaient une commanderie à Roth-sur-Our à quelques kilomètres du château de Vianden, cependant la date et les circonstances de leur implantation sont inconnues. De nos jours, il est généralement admis que le comte Henri I^{er} de Vianden a établi les templiers à Roth avant 1228. Sur quels éléments cette affirmation se base-t-elle? Analysons d'abord ce que les différents historiens ont écrit au cours des quatre derniers siècles à ce sujet.



Le fameux sceau des templiers

Dans son «*Historia Luxemburgensis*», au chapitre consacré au comté de Vianden, l'abbé Bertels¹⁷ parle des templiers, mais il ne dit rien sur la date de leur établissement à Roth ni sur le fondateur de la commanderie.

En 1674, Alexandre Wiltheim¹⁸ mentionne bien le litige entre les comtes de Vianden et les templiers suite à l'établissement des Trinitaires dans la localité de Vianden, mais il semble ignorer les circonstances de l'établissement de la commanderie de l'ordre à Roth, du moins il n'en souffle mot.

Pour Bertholet¹⁹ les choses sont claires, les Templiers ont été implantés par le comte Philippe I^{er} de Vianden à Roth. Cette affirmation est reprise par Mansuet Lejeune²⁰.

Auguste Neyen²¹ déclare avoir entrepris de vaines démarches auprès des dépositaires des archives de Roth et de Vianden pour retrouver «le Titre de fondation de cette Commanderie» et exprime sa crainte que la charte de fondation «*ne soit perdue à jamais pour l'Histoire Nationale*». Il s'appuie sur Bertholet pour dire: «*Vers la même époque, c'est-à-dire entre les années 1254 et 1256, le Comte Philippe I fonda à Roth près de Vianden, une commanderie des Chevaliers du Temple.*»

Carl Schorn²² dans son ouvrage «*Eiflia Sacra*» de 1889 donne les détails suivants:

«*In einer Urkunde von 1228, welche bei Gelegenheit eines Streites zwischen dem Templerhaus zu Trier und dem dortigen Domcapitel ausgestellt war, heisst es, dass ein Graf Philipp von Vianden (+1272) das Haus der Templer zu Roth gestiftet und dem Orden auch die Kirche daselbst verliehen habe. In welchem Jahre die Stiftung erfolgt war, kann nicht angegeben werden.*»

Ces informations sont reprises par Michael Schüpferling²³ dans son ouvrage de référence. Il affirme que la commanderie de Roth a été fondée avant 1228 par le comte Philippe de Vianden.

Cependant, le comte Philippe comme fondateur avant 1228 pose problème. Il y a bien eu un comte Philippe de Vianden, fils de Henri de Vianden, mais celui est mentionné comme comte de Vianden de 1252 à 1273 et d'après Jean Milmeister, ce Philippe serait né vers 1228. Il est établi qu'en 1228, c'étaient Henri I^{er} et son frère Sigefroid II qui portaient conjointement le titre de comtes de Vianden.

Aussi, les historiens locaux comme König et Bassing connaissant certainement mieux la généalogie des comtes de Vianden que Schorn et Schüpferling sont restés prudents et ont présenté leurs propres conclusions:

Pour Alexander König²⁴, la charte de la fondation de la commanderie de Roth a été perdue et il donne comme période probable de sa fondation les années de 1254 à 1256. Il suit la tradition de Bertholet et désigne le comte Philippe I^{er} de Vianden comme donateur-fondateur.

Théodore Bassing²⁵, dans ses études sur la commanderie de Roth respectivement sur le monastère des Trinitaires à Vianden, conteste la datation de König et affirme que leur implantation était antérieure au règne de Philippe I^{er} de Vianden. Il cite comme preuves deux chartes des années 1248 et 1249.

Pierre Wolter²⁶, après avoir discuté les différentes sources à sa disposition, émet l'hypothèse suivante: les Templiers auraient possédé le droit de patronage de la paroisse de Roth avant 1248, mais n'auraient établi leur commanderie qu'entre 1248 et 1256, donc après l'établissement des Trinitaires. Cette hypothèse sera suivie par Josy Wengler²⁷ et Ernest Theis²⁸.

Selon Peter Neu²⁹, la date de la fondation de la commanderie de Roth est inconnue. Il rejette Philippe I^{er} de Vianden comme fondateur et voit plutôt Frédéric III ou Henri I^{er} comme possibles fondateurs. Selon lui, la présence des templiers à Roth est prouvée dès 1244 par une charte autorisant Henri I^{er} de Vianden, accompagné de dix chevaliers à faire célébrer des messes dans des lieux frappés par l'interdit. D'après lui, ce privilège était réservé à l'ordre du Temple.

Ferdinand Pauly³⁰ par contre, cite de nouveau Schorn, en ajoutant toutefois que la date exacte de la fondation est inconnue, mais ne peut pas être beaucoup de temps antérieure à 1228.

Pour Walter G. Rödel³¹, le comte Philippe de Vianden aurait fondé la commanderie de Roth avant 1228. Il aurait également transmis l'église de Roth aux templiers.

Dans son article paru dans la Bibliographie Nationale, Jules Mersch³² conclut son analyse de ses sources en écrivant que *«si cette date (1228) était exacte, la donation n'aurait pu se faire par Philippe, mais par son père Henri I^{er}»*. Le même article contient encore le passage suivant: *«Le différend (dont nous allons parler) qui opposa en 1248 Templiers et Trinitaires prouve à lui seul qu'à cette date les Templiers se trouvaient déjà depuis 99 ans (!) à Roth.»*

Laurent Dailliez³³ écrit également, *«la commanderie de Roth fut fondée en 1228 par Henri comte de Vianden»*.

Selon Rüdiger Schmit³⁴, la commanderie de Roth aurait été fondée peut-être par le comte Philippe de Vianden avant 1228.

Pierre Bassing³⁵ voit les templiers s'établir à Roth aux alentours de l'an 1230.

Wolfgang Schuler³⁶ cite J. Dreesen³⁷ pour réfuter les données fournies par Schorn. En effet, selon Dreesen, deux chartes de 1228 relatives à un litige entre les Templiers de Trèves et le chapitre de la cathédrale ne mentionnent ni la commanderie de Roth, ni ne désignent Philippe de Vianden comme fondateur.

Jean Milmeister³⁸ s'intéresse dans les années 1990 aux templiers de Roth. Dans deux articles, il conteste Schorn et voit Henri I^{er} comme donateur probable de l'église de Roth aux templiers. Dans son livre relatif aux comtes de Vianden³⁹, il donne comme terminus ante quem de la donation de l'église de Roth l'année 1228, mais ne se prononce pas sur son donateur.

D'après Jan Hosten⁴⁰, les templiers s'établissent au début du treizième siècle à Roth. En 1228, l'archevêque de Trèves leur aurait transmis la paroisse Saint Pierre de Roth.

Jean-Marie Yante⁴¹ écrit: «*L'implantation des Templiers à Roth, dans l'actuel Grand-Duché de Luxembourg, antérieure à 1228, est due au comte de Vianden, Henri I^{er} (..)*».

René Richtscheid⁴² conteste l'existence d'une commanderie à Roth. D'après lui, il n'y avait à Roth qu'une grande concentration de propriétés foncières («*grössere Besitzkonzentrationen*») appartenant aux Templiers à partir de 1228.

Je conclus mes recherches bibliographiques avec Gunther Lehmann et Christian Patzner⁴³ qui relèvent les erreurs de Schorn et de Schüpferling concernant le fondateur de la commanderie en affirmant que le fondateur en 1228 doit être Henri I^{er} de Vianden.

Retournons aux sources et voyons tout d'abord la traduction française des deux chartes citées par J. Dreesen et éditées en 1874 par Beyer⁴⁴:

I.

En l'an du Seigneur 1228, le 14 juillet (veille de la «*divisio apostolorum*»), le chantre C. demanda que l'official T. procédât conformément aux déclarations des témoins dans le procès qui se déroule entre lui-même au nom du chapitre de Trèves et Maître P. frère de la maison des chevaliers du Temple, administrateur de la maison du temple à Trèves, au sujet d'un pré à Wawern. Et comme il demandait avec beaucoup d'insistance que cela se fit, l'official l'interrogea lui-même et obtint difficilement cela de lui. Et le dénommé P. fut également de cet avis et il tomba clairement d'accord sur le fait de différer l'affaire jusqu'au 15e jour. Et si entre temps le dénommé P. produisait certains témoins, qu'ils fussent tous entendus, et ceux qui ne voudraient pas venir, qu'ils y fussent obligés par l'official. Et le jour même qui avait été fixé à l'avance, à savoir le 15e jour, au matin, dès la première heure, que les déclarations des témoins fussent rendues publiques et que l'on procédât dans la mesure où juridiquement il convenait de procéder.

Témoins: le doyen majeur, C. de Noviant. J. de Rodemacher, Th. De Hagene, Hugo de Lapide, Maître Th., chanoines de Trèves, Symon de Franchirmont, H.O.H. et H. prêtres et Otwinus.

II.

Nous, Th., par la grâce de Dieu écolâtre de l'église principale, official de Monseigneur l'Archevêque de Trêves, nous portons à la connaissance de tous ceux qui examineront le présent écrit, le fait suivant: comme un litige opposait le chantre de Trêves, au nom de son chapitre auquel reviennent les biens de Wavern, aux templiers de la même ville au sujet d'un certain pré à Wavern, le chantre a choisi l'abbé de «Vilario», les templiers le chevalier L. «de Ponte», avec l'addition d'une clause stipulant qu'ils aillent sur place et, après avoir reçu des témoins de chacune des deux parties, qu'ils définissent par sentence laquelle des deux parties avait le plus de droit sur le pré.

Mais comme L., en raison d'autres affaires qui le retenaient, avait confié l'audition des témoins à l'abbé et qu'une fois cette audition validée le chantre demandait que le litige fût tranché en conformité avec elle, les templiers ont obtenu que le dit L. ne pouvait pas déléguer [à autrui] la mission de l'audition sans leur accord. Il s'en suivit que les templiers considéraient comme suspects non seulement les faits qui avaient eu lieu, mais les juges eux-mêmes.

Par la suite, le même différend surgissant de nouveau, les susdits chantre et templiers vinrent ensemble par devant nous, en présence du maître de la Lorraine, au sujet de l'affaire précitée; ils ajoutèrent que si nous pouvions peut-être ménager une réconciliation entre les deux parties, ils y consentiraient; mais comme nous ne parvenions pas à engager le chantre à adhérer à cette proposition, nous avons auditionné les témoins du chantre et des templiers.

Or deux témoins des templiers, L. et son frère, furent en désaccord quant au lieu où, selon eux, ce pré avait été attribué au temple, et un troisième était en désaccord avec les mêmes quant aux années où, assurait-il, les templiers avaient été en possession de ce pré, tandis que tous les autres disaient ne rien savoir ou avaient des doutes au sujet de la partie du pré sur laquelle portait le différend; en revanche, comme les témoins du chantre faisaient de meilleures dépositions sur la donation du pré lui-même confié à des fermiers pour servir de pâturage et au sujet de sa propriété, après avoir pris conseil auprès de beaucoup de personnes éclairées, nous avons, par une sentence définitive, adjugé ledit pré au chantre au nom de son chapitre, imposant aux templiers le silence à son sujet.

Fait en l'an du Seigneur 1228, le 23 août (10^e jour des calendes de septembre).

On le voit bien: aucune mention de la commanderie Roth et d'un comte Philippe de Vianden. Comme je l'ai indiqué plus haut, Beyer édite ces deux chartes en 1874. Schorn prétend en 1889 avoir trouvé une charte mentionnant à la fois le comte de Vianden et la commanderie de Roth dans les archives de l'Etat à Coblenche. Il reste évidemment la possibilité qu'une telle charte a été déposée dans ces archives après 1874. Goerz mentionne dans sa compilation de régestes quatre chartes relatives à la maison templière de Trêves⁴⁵ déposées aux archives de Coblenche. Or, selon le Dr. Ausfeld⁴⁶, les archives de Coblenche contenaient en 1903 également quatre chartes se rapportant à la maison templière de Trêves, donc pas une seule de plus.

Oublions donc SCHORN et reprenons l'évolution de l'Ordre du Temple dès ses débuts.

Après la prise de Jérusalem le 15 juillet 1099⁴⁷, Godefroy de Bouillon est désigné par les croisés pour régner sur les territoires conquis. Par humilité, il refuse pourtant de porter le titre royal et gouverne avec le titre d'avoué du Saint-Sépulcre. Il installe les chanoines du Saint-Sépulcre qui s'entourent d'un groupe de chevaliers laïcs formant une «*sorte de confrérie*» dont le but est de protéger le Saint-Sépulcre et ses biens. Le flamand Godefroy de Saint-Omer et le champenois Hugues de Payns font partie de ces «*milites sancti Sepulcri*». Ce groupe de chevaliers est hébergé et nourri à l'Hôpital de Saint Jean de

Jérusalem. Cependant sous l'impulsion de Godefroy et de Hugues, ces chevaliers, insatisfaits de leur oisiveté, décident de s'émanciper des chanoines et de l'Hôpital et de suivre une propre règle qui leur permet de combattre sous la direction d'un maître choisi par eux au service des pèlerins et du royaume de Jérusalem, après avoir prononcé les trois vœux monastiques d'obéissance, de chasteté et de pauvreté⁴⁸. Au courant de l'année 1120, c'est la naissance de l'ordre des pauvres compagnons de combat du Christ. Hugues de Payns, Godefroy de Saint-Omer et un groupe de chevaliers prononcent les vœux monastiques devant le patriarche de Jérusalem. Hugues de Payns devient le premier maître de cette «chevalerie nouvelle». Ils gagnent rapidement l'appui du roi Baudouin II de Jérusalem et de seigneurs occidentaux comme les comtes Foulques d'Anjou et Hugues de Champagne. Le roi Baudouin leur cède une annexe de la mosquée d'Al Aqsa, située sur l'esplanade du Temple, d'où leur nom de l'ordre du Temple ou templiers. Selon Guillaume de Tyr, durant les neuf premières années les templiers ne sont que neuf, mais le récit du chroniqueur Michel le Syrien selon lequel les templiers sont une trentaine est beaucoup plus vraisemblable sur ce point. Mais neuf ou même trente templiers ne suffisent guère pour protéger les saints lieux et les pèlerins. Rapidement, les Templiers se tournent vers l'Europe, il y a des indices que des missions de Templiers itinérants parcourent la Provence en 1124, la Flandre en 1125, ainsi que le Languedoc et la Péninsule ibérique en 1128⁴⁹. En 1127, on voit le maître Hugues de Payns en personne et cinq de ses compagnons, dont Godefroy de Saint-Omer, parcourir la Champagne, l'Anjou, la Normandie, l'Angleterre et l'Ecosse. Ils cherchent à faire connaître leur ordre en Europe, à obtenir des donations, à recruter des frères et surtout à obtenir l'appui du pape. D'après Thierry Leroy⁵⁰, la première commanderie templière sur le sol européen fut établie entre 1127 et 1129 à Payns, village de la seigneurie du premier maître. D'autre part, Hugues réussit à obtenir, après plusieurs tentatives infructueuses, l'appui de Bernard de Clairvaux qui rédige sa célèbre «Eloge de la chevalerie nouvelle (De laude nove militie)» probablement avant le concile de Troyes qui s'ouvre le 13 janvier 1125⁵¹.



„Laude nove militie“
L' »Eloge de la nouvelle milice « rédigée par Bernard de Clairvaux

Qui sont les pères du concile de Troyes? Présidés par le légat du pape, le cardinal Mathieu d'Albano, ce sont les archevêques de Reims et de Sens, leurs dix évêques suffragants dont l'évêque de Laon, Barthélemy de Jur ou de Joux, quatre abbés cisterciens dont Etienne Harding et Bernard de Clairvaux, deux abbés clunisiens, deux chanoines réguliers, les maîtres Albéric et Fouchier de Reims, les comtes Thibaud II de Champagne et Guillaume II d'Auxerre et d'André de Baudement, sénéchal de Thibaud II et ce qui est oublié généralement «*pluisor autres: de quoi seroit grieve chose à raconter*»⁵². D'après Marion Melville⁵³, «*l'assemblée se compose presque entièrement de ses amis, ses disciples, ses correspondants assidus*» (de Bernard de Clairvaux). Les pères du concile élaborent, respectivement, modifient et corrigent la règle présentée par Hugues de Payns, assisté de ses cinq compagnons. Presque immédiatement après la reconnaissance papale de l'ordre, les donations et les recrues affluent. C'est un plein succès. Hugues à la tête de ses nouvelles recrues repart en Terre Sainte au milieu de l'année 1129. Des frères templiers restés en Europe recueillent un nombre croissant de donations, de sorte que les deux premières provinces occidentales virent rapidement le jour: la province de la Provence, allant de l'Italie à l'Espagne et celle de France qui comprenait aussi les possessions en Angleterre.

Cette reconnaissance officielle de l'ordre du Temple à Troyes conduit vite à des donations aux Templiers dans la toute proche province ecclésiastique de Trèves.

Dans chacun des trois évêchés suffragants de Trèves, les Templiers s'établirent dans la première moitié du douzième siècle: en 1133 à Metz⁵⁴, en 1137 à Ruetz⁵⁵ dans l'évêché de Toul, éventuellement déjà avant 1144 à Avillers-Sainte-Croix⁵⁶ dans l'évêché de Verdun. Dans l'archevêché de Trèves⁵⁷, ils sont mentionnés une première fois en 1180. Selon Rüdiger Schmit, il ne peut s'agir que des templiers trévirois, cependant à la lecture du passage correspondant de l'acte «*fratres de templo VIII den.*», je ne peux pas partager la certitude de Schmit. A mon humble avis, rien ne permet de déterminer s'il s'agit de frères templiers établis à la cité de Trèves ou autre part dans l'archevêché de Trèves. La seule chose certaine est que ces frères templiers devaient payer des redevances d'un montant de 8 deniers au chapitre de la cathédrale de Trèves.

Est-ce que l'établissement des Templiers au comté de Vianden au cours du douzième siècle est vraiment impensable?

Analysons d'abord dans la mesure du possible, les relations entre les pères du concile de Troyes et la province ecclésiastique de Trèves.

Commençons par le plus connu de tous, l'abbé cistercien Bernard de Clairvaux qui a sillonné toutes les routes de l'Europe. Il est aussi actif dans notre région: il réforme le monastère d'Orval en y implantant des moines cisterciens, il envoie une délégation de moines cisterciens auprès de l'ermite Schetzel («*Scothelinus*») vivant dans la forêt «*Grünwald*» près de Luxembourg, il prêche la (deuxième) croisade dans l'Empire germanique et il accompagne le Pape Eugène III à Trèves⁵⁸. Rappelons aussi qu'il entretient des relations amicales avec l'archevêque de Trèves, Albéron de Montreuil et qu'il a appuyé ce dernier lors de la fondation du monastère cistercien de Himmerode⁵⁹. Il est fort probable qu'il a soutenu respectivement encouragé la fondation des premiers établissements templiers dans la province ecclésiastique de Trèves⁶⁰.

Continuons par l'un des moins connus, c'est-à-dire le chanoine Ursion, abbé de Saint-Denis à Reims. Sur proposition du cardinal Mathieu d'Albano, Ursion est élu évêque de Verdun en 1129⁶¹. Cependant, il n'a jamais été sacré. En 1131, il démissionne lors du séjour du pape Innocent II à Liège. Il retourne dans son monastère de Reims. A-t-il favorisé durant son séjour à Verdun l'établissement des templiers dans la région de Verdun?

En troisième lieu, Barthélemy de Jur ou de Joux, évêque de Laon, qui favorise les nouveaux ordres. En 1120, il donne Prémontré à (Saint) Norbert de Xanten⁶². En 1121, l'évêque Barthélemy et (Saint) Bernard de Clairvaux établissent les cisterciens à Foigny⁶³. Peu de temps après le concile de Troyes, il favorise l'installation des Templiers dans la ville de Laon en leur octroyant un terrain sis près de la cathédrale. Les Templiers y construisent une chapelle octogonale entre 1130 et 1150⁶⁴. D'après Jules Vannérus, l'évêque Barthélemy se démet de ses fonctions, se retire du monde et devient moine cistercien dans l'abbaye de Foigny, probablement sur les instances de l'abbé Robert d'Esch. Ce Robert d'Esch est le fils de Godefroid II d'Esch et d'Alix de Grandpré, nièce de l'évêque Barthélemy. Toujours selon les développements de Vannérus, l'hypothèse la plus probable est que Godefroid II d'Esch était le petit-fils d'Henri d'Esch, croisé de la première croisade⁶⁵. La qualité des liens familiaux entre les seigneurs d'Esch et l'évêque Barthélemy est encore démontrée par le fait qu'un des frères de l'abbé Robert *«reçut sans doute son prénom de son grand-oncle, l'évêque de Laon»*⁶⁶. Ce Barthélemy d'Esch va poursuivre la lignée de la famille. Il est tout à fait possible que l'évêque Barthélemy ait poussé ses parents originaires d'Esch à s'intéresser aux templiers. Selon mon humble avis, les liens familiaux entre un père du Concile de Troyes, c'est-à-dire un des «parrains» et premiers sympathisants de l'ordre des Templiers et les seigneurs d'Esch pourraient, en approfondissant les recherches, expliquer l'existence de légendes templières, et le nom de certains lieux-dits sur les domaines seigneuriaux de la famille d'Esch. Rappelons également que la commanderie de Roth avait des propriétés ou des rentes sur des biens qui avaient à un moment ou un autre appartenu aux «dynastes» d'Esch⁶⁷. Pour en revenir à notre famille comtale de Vianden, rappelons que les seigneurs eschois n'étaient pas des inconnus pour les comtes de Vianden puis qu'on les retrouve par exemple mentionnés ensemble comme témoins dans deux chartes de 1138 de l'archevêque de Trèves, Albéron de Montreuil⁶⁸.



L'évêque Barthélémy de Laon

Parlons maintenant justement d'Albéron de Montreuil. Originaire de la famille des seigneurs de Thicourt-Montreuil, Albéron est élevé par la mère du chanoine toulouais Hugues Métel (Hugo Metellus)⁶⁹. Ce dernier avait suivi ses études à la fameuse école de

Laon sous l'égide d'Anselme de Laon comme entre autres, Hugues d'Amiens, Norbert de Xanten, Pierre Abélard et Mathieu d'Albano⁷⁰. Si ses relations amicales avec Hugues Métel lui permettent de connaître les derniers enseignements de la «renaissance du XIIe siècle» et des milieux réformateurs, rappelons qu'Albéron avait des liens de parenté lointains avec l'évêque de Laon, Barthélémy de Jur⁷¹. Albéron commence sa brillante carrière ecclésiastique comme chanoine de la cathédrale de Metz⁷². Avant 1103, il est déjà archidiacre messin⁷³. Il continue à grimper les différents échelons de la hiérarchie ecclésiastique et collectionne différentes fonctions dans les évêchés de la province ecclésiastique de Trèves, parmi lesquelles celle d'archidiacre de Metz⁷⁴, celle d'archidiacre de Toul⁷⁵ et celle de primicier de la cathédrale de Metz⁷⁶. Avant 1131, sa renommée dépasse déjà les frontières de la province ecclésiastique de Trèves et du «*regnum Teutonicum*»⁷⁷. Albéron est partisan des milieux réformateurs et comptait parmi ses connaissances Norbert de Xanten, Mathieu d'Albano qu'il connaissait au moins depuis fin mars 1128⁷⁸ et Bernard de Clairvaux. La correspondance de Bernard de Clairvaux dès les années 20 du 12e siècle (au plus tard depuis 1126) est documentée par la lettre XXX non datée adressée par Bernard à Albéron, primicier de l'Eglise de Metz. La lettre parle en des termes assez vagues d'une entreprise entamée par Albéron avec l'appui de Bernard («*dont vous êtes comme le chef et le promoteur, puisque c'est vous qui l'avez formé, qui en avez dressé le plan, qui l'avez sollicité, pressé, avancé et mis en état d'être consommé avec honneur*»). Bernard lui propose d'«*en suspendre l'exécution jusque après la moisson*». La plupart des auteurs mettent cette lettre en relation avec l'établissement des cisterciens dans l'évêché de Metz, certains veulent y voir une tentative de favoriser l'établissement de chanoines augustins en Lorraine⁷⁹. Face à l'érudition de ces auteurs, il est évidemment téméraire de voir dans ce «*projet*» éventuellement l'accueil d'une délégation de templiers avant ou après le concile de Troyes ou encore les préparatifs pour l'établissement des Templiers dans l'évêché ou la ville de Metz... Quoiqu'il en soit, cette lettre prouve deux choses: l'existence d'une correspondance suivie entre Albéron de Montreuil et Bernard de Clairvaux dès les années 20 du 12^e siècle et l'implication d'Albéron par Bernard dans l'implantation de nouvelles communautés religieuses du courant réformateur dans la province ecclésiastique de Trèves.

D'après son biographe Jörg R. Müller, Albéron de Montreuil n'est pas mentionné dans les sources lorraines pendant toutes l'année 1129 et les quatre premiers mois de l'année 1130⁸⁰. À cela, Müller donne trois explications: un simple hasard de tradition des sources, un pèlerinage en Terre Sainte ou des études en France⁸¹. Si la troisième hypothèse était exacte, il ne serait pas inconcevable qu'Albéron ait assisté au fameux concile de Troyes. Comme je l'ai exposé plus haut, il correspond déjà à ce moment avec Bernard de Clairvaux⁸², connaît le cardinal Mathieu d'Albano, est parent de l'évêque de Laon et s'est forgé une réputation de partisan des idéaux réformateurs allant au-delà de la province ecclésiastique de Trèves, en outre limitrophe à celle de Reims dans laquelle se situe Troyes. D'autre part, toujours selon le même auteur, Albéron a éventuellement assisté au synode de Châlons, le 2 février 1129, soit à peine trois semaines après le concile de Troyes. Au cours de ce synode, le cardinal Mathieu d'Albano et Bernard de Clairvaux convainquent l'évêque Henri de Verdun de renoncer à ses fonctions⁸³. C'est à la suite de cette démission que le chanoine Ursion, abbé de Saint-Denis à Reims et un des pères du concile de Troyes, a été élu évêque de Verdun. En 1131, Albéro devient archevêque de Trèves grâce à l'appui du cardinal Mathieu d'Albano.

Les relations entre le comte Frédéric I^{er} de Vianden et Albéron sont d'abord bonnes. Frédéric I^{er} est cité entre 1132 et 1143 une dizaine de fois dans des chartes de l'archevêque⁸⁴. D'après Dominique du Fays, Frédéric I^{er} occupe une position importante à la cour d'Albéron, d'autres prétendent même qu'il est sous-avoué de l'église de Trèves⁸⁵.

Dans le conflit au sujet de la réintégration de l'abbaye royale Saint-Maximin dans la juridiction archiépiscopale, Frédéric I^{er} de Vianden est l'allié d'Albéron dans sa lutte contre le comte Henri IV de Luxembourg, avoué de l'abbaye⁸⁶. Au cours de ce conflit, Conrad III et de Bernard de Clairvaux interviennent en faveur d'Albéron. Pour souligner la qualité des relations amicales existant à ce moment entre Albéron et Bernard, je me réfère à l'article de Klaus Krönert⁸⁷ selon lequel dans le cadre de cette affaire, Bernard n'a agi que partiellement en conformité avec ses propres théories et *«qu'il s'est laissé aveugler par son amitié pour Albéron qui lui avait fait parvenir des informations partielles et partiales sur sa situation personnelle et celle de l'Eglise de Trèves»*. Pour sa part, Albéron remercie Frédéric I^{er} de Vianden de son intervention à ses côtés en lui donnant en fief une partie du château d'Arras, et - ce qui est beaucoup moins sûr - le patronat de l'église de Roth⁸⁸ (la situation de Roth sera analysée dans un des paragraphes suivants). Cependant Frédéric I^{er} occupe tout le château d'Arras et pille la région. Ce n'est qu'en 1148 qu'Albéron récupère le contrôle de ce site stratégique⁸⁹. Au plus tard à partir de 1150, Albéron et Frédéric I^{er} semblent s'être réconciliés.

Entretiens, Albéron a très probablement assisté avec le pape Eugène III et le roi de France Louis VII au chapitre général de l'ordre du Temple à Paris qui eut lieu le 27 avril 1147⁹⁰. D'après Alain Demurger, ce chapitre voit le rassemblement de 130 chevaliers du Temple⁹¹. On est alors en pleine préparation de la deuxième croisade dont la prédication est assurée par Bernard de Clairvaux. Le 5 novembre 1147, le Pape Eugène III bénit la nouvelle cathédrale de Verdun⁹². Le 29 novembre, il est devant les portes de Trèves. Le 30 novembre, le Pontife et dix-sept cardinaux font une entrée impressionnante dans la cité. Le séjour du pape à Trèves durera jusque mi-février 1148⁹³. C'est dans son chapitre concernant cette visite papale que Jörg Müller analyse la possibilité d'un établissement par Albéron des Templiers à Trèves près du Pont Romain⁹⁴. Une telle fondation lors du séjour même du Pape n'aurait-elle pas laissé de traces dans les actes de la chancellerie pontificale? D'autre part son biographe, l'écolâtre Baldéric, ne l'aurait-il pas évoquée dans la «Gesta Alberonis»? Il me semble assez probable qu'il y ait eu des templiers dans la suite papale. N'oublions pas que l'heure est au recrutement pour la deuxième croisade. D'un autre côté, il est surprenant de constater qu'on ne fait guère état (ou l'a-t-on simplement ignoré) du fait que le Pape Eugène III émet pendant son séjour à Trèves trois bulles concernant un litige entre l'ordre du Temple et l'abbaye de Troarn⁹⁵. Ces trois bulles datées du 18 décembre 1147 pourraient constituer une preuve de la présence de Templiers venus pour plaider le litige devant la cour pontificale à Trèves.

Le séjour papal à Trèves et les prédications de Saint Bernard sont-ils restés sans effets en ce qui concerne l'établissement des templiers dans le comté de Vianden? L'archevêque Albéron a-t-il cherché à orienter Frédéric I^{er} de Vianden vers l'ordre du Temple? Le silence des archives ne permet pas de répondre à ces questions. N'oublions cependant pas qu'avec la famille seigneuriale d'Esch et avec Albéron de Montreuil, Frédéric I^{er} avait des relations indirectes avec les pères du concile de Troyes et avec les tout premiers sympathisants et donateurs de l'ordre. Si l'on peut croire Sebastian Norkauer⁹⁶, la chapelle du château de Falkenstein⁹⁷ aurait été fondée par l'ordre du Temple en 1150. Norkauer omet cependant d'indiquer sa source, de sorte que ses dires sont invérifiables. Retenons cependant que la chapelle de Falkenstein a été construite dans la première moitié du 12e siècle⁹⁸, qu'une croix pattée figure sur le tabernacle de la chapelle⁹⁹ et qu'elle présente certaines ressemblances avec la basilique de Roth¹⁰⁰. Ces éléments ne suffisent certainement pas à faire de la chapelle de Falkenstein une fondation de l'ordre du Temple. Rappelons cependant que Falkenstein faisait aux 12e et 13e siècles probablement partie de la paroisse de Roth¹⁰¹ et que, de ce fait, une présence des templiers au château de Falkenstein à un moment ou un autre n'est pas à exclure.

Albéron meurt en 1152 et Frédéric I^{er} n'est plus mentionné après 1156.

En 1154, donc peu de temps après la mort d'Albéron, la collégiale Saint Siméon de Trèves se voit confirmer par le Pape la propriété d'un domaine («predium») à Roth «*Efgenrode*» et Obersgegen «*Gegene*»¹⁰². S'agit-il d'une simple coïncidence? Albéron a été pendant un certain temps avoué de la collégiale Saint Siméon et, en tant que tel, il avait le droit et le pouvoir de disposer partiellement des biens de la collégiale¹⁰³. D'après Wackenroder, Albéron aurait fondé l'église de Roth lorsqu'il était avoué de Saint Siméon et l'aurait transmise à Frédéric I^{er} de Vianden¹⁰⁴. L'administration des biens de la collégiale par Albéron ne semble pas avoir eu l'aval du chapitre, puisqu'après la mort de ce dernier, quatre bulles papales règlent les relations entre le chapitre et le prévôt en déterminant avec précision les pouvoirs du prévôt et les biens de collégiale réservés au prévôt¹⁰⁵. D'après Heyen, la plainte du chapitre a été dirigée en fait contre Albéron et non contre son successeur Baldéric. Il est donc tout à fait possible qu'Albéron ait utilisé les biens de Saint Siméon et plus spécifiquement l'église de Roth pour remercier Frédéric I^{er} de son appui dans le conflit concernant l'abbaye Saint Maximin. En 1179, le pape Alexandre III confirme les privilèges, droits et possessions de la collégiale Saint Siméon. Roth n'y figure plus et ne sera plus jamais mentionné comme bien de Saint Siméon¹⁰⁶. N'y-a-t-il donc pas lieu de croire qu'entre 1155 et 1179, le domaine de Roth a changé de propriétaire? Qui a pu être ce nouveau propriétaire?

Le comte Sigefroid I^{er} de Vianden succède à son père Frédéric I^{er}. Sigefroid I^{er} est mentionné comme comte de Vianden dans les chartes entre les années 1156 et 1171. On ne lui connaît ni d'épouse, ni de descendance. Il s'allie au comte Henri IV de Luxembourg pour lutter contre l'archevêque Hillin de Trèves. Henri IV veut récupérer le château de Manderscheid et Sigefroid I^{er} celui d'Arras¹⁰⁷. Sigefroid I^{er} et Henri IV construisent chacun un château dans l'archevêché servant de base pour leurs pillages au détriment des biens de Trèves. Si Sigefroid I^{er} s'est attaqué aux biens trévirois dans la région mosellane, il me semble assez logique qu'il ait aussi occupé au cours de ce conflit le domaine de Roth/Obersgegen appartenant à la collégiale Saint Siméon et situé à trois kilomètres du château de Vianden. Finalement, l'archevêque Hillin trouve un accord avec ses deux adversaires, Henri IV doit renoncer à Manderscheid, mais reçoit la ville de Grevenmacher. Les sources sont muettes en ce qui concerne Sigefroid. Il semble avoir dû renoncer à Arras. A-t-il reçu des compensations? Si l'on en croit Bertholet, Sigefroid I^{er} aurait reçu «quelques forts»¹⁰⁸. Le domaine de Roth/Obersgegen est-il parmi ces compensations ou Sigefroid n'a-t-il tout simplement pas restitué ce bien éventuellement usurpé?

Ce point n'est certainement pas sans intérêt. D'après Ernest de Bouteiller, un «*comte Siffroy assure son héritage aux frères du Temple à Metz*». Le même auteur dit encore que cette «*pièce*» est non datée et «*probablement la plus ancienne de toutes*»¹⁰⁹. Qui était ce «comte Siffroy»? De Bouteiller ne se prononce pas.

Une trentaine d'années plus tard, H. von Hammerstein donne les précisions suivantes: «*Rhodes (Rodt, Kreis Saarburg). Schenkung des Grafen Sifroy, undatiert. Das Inventar (S.9) erwähnt dieselbe unter Metz an erster Stelle als älteste Urkunde mit den Worten: Donation faite par le Comte Sifroy aux frères du temple de la part et portion de son patrimoine qui est Rhodes, ensuite de laquelle donation sont inscrits les noms de plusieurs tant hommes que femmes qui se sont agrégés aux dits frères du temple et qui ont donné chacun quelque chose de leurs biens, les uns des sommes annuelles de deniers les autres leurs habits, équipages et armes après leurs mort; sans date, écrit en latin sur parchemin, dûment scellé et collé. (Über den Grafen Siegfried ist sonst nichts zu ermitteln gewesen; der Besitz selbst wird, der örtlichen Lage entsprechend, auf die Johanniter-Comturei Gelucourt übergegangen sein)*»¹¹⁰. V. Hammerstein tenait ces informations de «*L'inventaire des titres de la Commanderie magistrale du petit St. Jean de Metz, qui se trouvent déposés*

dans les archives du Grand-Prieuré de Champagne au Château de Voulaines en l'année 1736». Si v. Hammerstein est catégorique pour dire que la localité de Rhodes est située en Lorraine, il n'arrive pas à rattacher ce comte Sifroy avec une des familles comtales lorraines de la région.

Une centaine d'années plus tard, Michel Henry rapporte les détails suivants concernant ce registre de Voulaines: *«Rédigé en 1736 par l'abbé Estienne, archiviste du Grand Prieuré de Champagne de l'ordre de Malte, ce registre contient les analyses de toutes les chartes de la commanderie de Metz déposées au château de Voulaines, classées par établissements dépendant de Metz et par ordre chronologique»*¹¹¹. Michel Henry définit Rhodes comme *«Ar. et c. de Sarrebourg (...) village de la châtellenie de Fribourg, temporel de l'évêché de Metz»*¹¹². Il n'écrit pas un mot sur le *«comte Sifroy»*.

Plus récemment encore Jean Felzinger¹¹³ écrit à ce sujet: *«Les Templiers (...) furent placés sous le contrôle du moine-chapelain, le comte Sifroy de Metz. Ce dernier dressa l'inventaire de tous les biens en nommant les généreux donateurs: hommes, femmes de toute la région qui devaient céder leurs biens, titres de rente annuelle, habits, équipements, argent... Un parchemin, rédigé en latin est déposé et conservé précieusement au château de Voulaines parmi les archives du Grand Prieuré de Champagne: on y mentionne l'existence du Monastère des templiers dès 1205*». D'après le même auteur, les templiers auraient *«érigé leur monastère au lieu-dit Camp chrétien»*.

Les développements de Felzinger ne me paraissent pas convaincants et semblent être le résultat de mauvaises interprétations des données fournies par De Bouteiller, v. Hammerstein et Henry. Je vois mal un *«moine-chapelain»* être comte de Metz. D'autre part, je n'ai trouvé nulle part mention d'un comte de Metz du nom de *«Sifroy»*¹¹⁴. D'ailleurs ce Rhodes n'est selon mes connaissances plus jamais mentionné - ni comme possession templière, ni comme possession hospitalière.

Selon moi, Rhodes désigne Roth-sur-Our près de Vianden. Dans cette hypothèse et vu que cette charte est - d'après De Bouteiller et von Hammerstein - la plus ancienne de toutes et qu'elle date sans doute du 12e siècle, ce comte Sifroy ne serait autre que le comte Sigefroid I^{er} de Vianden. Je crois que l'on peut exclure Sigefroid II de Vianden, frère de Henri I^{er} de Vianden, mentionné comme comte de Vianden entre 1214 et 1242¹¹⁵. Autre constat, selon les données fournies par le registre de Voulaines, il s'agissait d'une donation importante qui tôt au tard allait conduire à la fondation d'une commanderie, or l'existence d'une commanderie templière à Roth est incontestable malgré les dires de René Richtscheid. La donation de Roth aux templiers de Metz pourrait encore expliquer la dépendance de la commanderie de Roth de la baillie de Lorraine, respectivement de la province de France¹¹⁶. Cela pourrait aussi constituer une preuve que l'établissement des templiers à Roth est antérieur à celui à Trèves.

Quels autres indices pourraient conforter mon hypothèse?

D'après Wolfgang Schuler, d'importants travaux d'agrandissement respectivement de transformation furent effectués à la basilique de Roth entre 1160 et 1190¹¹⁷. Ces travaux de construction à Roth ont-ils été effectués suite à l'établissement des templiers à Roth?



Le château de Vianden vers 1170
(peinture réalisée par Josée Gorges)

La chapelle décagonale à deux étages du château de Vianden fut construite vers 1170 et transformée, respectivement agrandie, au début du 13^e siècle¹¹⁸. La première chapelle de 1170 comportait déjà deux étages, l'étage supérieur n'étant cependant pas un lieu de culte proprement dit, mais plutôt une sorte de galerie ou déambulatoire¹¹⁹. Dans ce contexte je tiens à citer l'abbé Bertels: *«Voici ce qui s'y produisit vers l'an 1170. Voilà pourquoi il est manifeste que se trompent ceux qui osent affirmer que le château de Vianden avec toutes ses dépendances, avait appartenu aux Templiers, jusqu'à ce que l'Empereur ait attribué ce château-ci, après l'anéantissement total de cet ordre, à quelque homme noble. (...) il est néanmoins probable que les Templiers ont un jour habité le château de Vianden, non pas en tant que ses maîtres, mais soutenus par le comte (du lieu) en vue de l'accomplissement de leur tâche divine, comme le montrent assez certains tableaux qui se trouvent toujours au même endroit dans les alentours du temple et qui représentent la tenue et certains rites des templiers, et même le réfectoire oblong dont ils se servaient régulièrement»*¹²⁰.

Est-ce que l'existence de fresques représentant des templiers dans ou près de la chapelle du château de Vianden est invraisemblable? Bertels n'est pas le seul à en parler. En 1674, Alexandre Wiltheim écrit qu'il pouvait encore voir dans la chapelle du château de Vianden des fresques représentant des templiers, les uns sur des chevaux et d'autres portant de saints vêtements (*«quod hodieque in caelli arcis Viennensis parietibus vetustae admodum pictae sunt imagines templariorum, aliorum equis vehentium, aliorum sacro habitu convestitorum»*)¹²¹.

Au 18^e siècle, Claude Mansuet Lejeune écrit encore: *«Une sixième (maison des chevaliers de l'ordre du Temple) dans le Luxembourg, où l'on voyait encore du temps de Broverus, des vestiges de vie commune, un réfectoire, une église, des murailles et des marques que l'endroit avait appartenu aux Templiers»*¹²². Mansuet Lejeune semble ici se référer au passage suivant contenu dans les *«Annales et Antiquitates Trevirenses»* de Browerius: *«Regione quoque Lutzelburgica constans fama est, Comitum Viennae munificentia oppidi castrum insedissee, ubi nostra memoria et vitae communis index caenaculum et picturae monstratae circa templum, non sine vestigies ejus ordinis, cui Johannitae successerun»*¹²³.

Auguste Neyen parle cependant seulement «*de peintures à fresque qui décoraient le château, peintures qui ont subsisté jusqu'en 1616, et qui représentaient des chevaliers cuirassés comme au moyen-âge*»¹²⁴. Comment le sait-il, alors que, selon ses propres dires, les fresques ont disparu à ce moment depuis au moins deux siècles? Par contre, Bertels, Brower et Wiltheim, qui étaient tous des hommes d'église érudits, savaient certainement reconnaître la représentation d'un templier et avaient encore pu voir la chapelle avant les dommages qu'elle subit au 17^e siècle à la suite d'incendies provoqués par la foudre en 1640 et 1667.

D'après Jochen Schenk¹²⁵ il n'était pas rare que des nobles croisés fissent peindre les salles ou les chapelles de leurs châteaux avec des scènes de croisade. Colin Morris¹²⁶ écrit: «*(...) there is little doubt that by 1200 the churches and great halls of the West had acquired allusions to the crusades, which would keep the fate of the Holy Land in the minds of military classes, and, indeed of the people as a whole. Enough remains to suggest that such paintings were common. They were originally designed to fulfill a wide range of purposes: to give thanks for a victory or a safe return; to obtain the blessing of God on departure by an ex voto offering; to honour a king by displaying him as a warrior for Christendom; to celebrate the prowess of a Military Order and drum up support for its activities*». Le même auteur écrit encore: «*One aspect of this reverence for the Holy Places was the long-standing fascination of Christians with the actual form of the Holy Sepulchre. (...) It is scarcely surprising that returning crusaders wanted to provide themselves with copies of the Sepulchre. (...) All these, and other such memorials, pointed to Jerusalem.*» La chapelle castrale de Vianden, une copie de l'église du Saint-Sépulcre? D'après Alain Demurger¹²⁷, «*le Saint-Sépulcre, plus encore que la ville même de Jérusalem, attirait les pèlerins*». Les comtes de Vianden ne faisaient certainement pas exception, un fragment du Saint-Sépulcre, un morceau de la Vraie Croix et une pierre du calvaire portant des traces de sang du Christ figuraient parmi leur impressionnante collection de reliques déposées dans leur chapelle castrale¹²⁸. D'après Bernard Hamilton¹²⁹, «*This (church of the Holy Sepulchre), the greatest of all the shrines in the city, included three cult centers: the rock pinnacle of Calvary, scene of the Crucifixion; Christ's burial chamber, scene of the Resurrection; and the cave in which St. Helena found the True Cross*». Rappelons aussi que les templiers sont décrits par Anselme de Havelberg comme «*prêts à défendre le tombeau glorieux du Seigneur contre les Sarrasins (...)*»¹³⁰. D'autre part, selon les conclusions récentes de John Zimmer, certains éléments de la chapelle, à savoir les deux petites chambres atténantes à l'abside de la chapelle supérieure, qu'il a identifiées comme pastophories, trouvent leur origine dans l'architecture sacrée syrienne¹³¹. S'il est vrai que le château de Vianden n'a probablement jamais appartenu aux Templiers et que la présence de fresques représentant des Templiers dans ou dans les alentours de la chapelle castrale n'en font pas une chapelle templière, l'architecture de la chapelle avec ces fresques et ses reliques pourrait cependant être interprétée comme expression de l'attachement de la famille comtale de Vianden à la Terre Sainte respectivement à l'idéologie et l'éthique de croisade en général et à l'ordre du Temple en particulier.

Sigefroid I^{er} de Vianden est mentionné une dernière fois en 1171. N'ayant pas de descendants, c'est son frère, Frédéric, comte de Salm (en Ardenne) qui lui succède¹³².



Détail de la chapelle castrale

La prochaine fois qu'on aura des nouvelles des templiers de Roth est en 1236 au château de Namur. Après la mort d'Henri de Courtenay, Henri I^{er} de Vianden et son épouse Marguerite de Courtenay usurpent le marquisat de Namur. Entre 1229 et 1236, Henri I^{er} de Vianden est désigné dans une trentaine de chartes comme «*Namucensis marchio et Viennensis comes* ¹³³». Le 9 mars 1236 au château de Namur, «*Henri, marquis de Namur, et sa femme Marguerite font savoir, que l'église de Nivelles a le droit de nommer le maire, les échevins et le forestier dans son alleu d'Eghezée et que Baudouin, chevalier, et ses successeurs n'en seront que les avoués*» ¹³⁴. Sur la liste des témoins en quatrième lieu est mentionné un «*frater Hugo preceptor domus militie Templi in Rode*». Pour contredire les dires de René Richtscheid, je laisse ici la parole à Damien Carraz: «*Dans le contexte de la constitution des premières communautés, il faut tenter de cerner l'institution de ce que l'historiographie consacre sous le nom de «commanderie» ou parfois de «préceptorie», mais que les textes ne nomment que domus. Ces termes sont porteurs d'une réalité à la fois matérielle – les bâtiments qui abritent les frères, le patrimoine et les droits attachés à la seigneurie – et institutionnelle – une communauté de frères vivant sous l'autorité de l'un des leurs. Ce n'est qu'à partir du moment où le temporel rassemblé est assez important pour nécessiter l'établissement d'un chef à demeure que l'on peut estimer qu'une commanderie est effectivement constituée.*» ¹³⁵ Selon moi, il n'y a pas de doute, il s'agit bien d'un templier «précepteur» ou «commandeur» d'une commanderie à «Rode». Seulement, s'agit-il de Roth sur Our? «Rode» ne pourrait-il pas désigner une commanderie sise dans le comté de Namur ou autre part sur le territoire actuel de la Belgique? Après avoir consulté les ouvrages de Laurent Dailliez ¹³⁶, de Léopold Devillers ¹³⁷ et de Jan Hosten ¹³⁸, je crois pouvoir répondre par la négative. Les templiers possédaient des biens entre Rhode-Sainte-Agathe (Sint-Agatha-Rode ou Sint Achtenrode en néerlandais) situé actuellement dans la province du Brabant flamand et Wavre, mais il n'y a jamais eu de commanderie dans la localité même de Rhode-Sainte-Agathe. Ces biens dépendaient de la commanderie de Neuve-Court - actuellement dénommée «Ferme des Templiers» - au nord-ouest de Wavre. Il me semble donc que le Hugues, dont il est fait mention, était bien le commandeur de la commanderie de Roth à ce moment. Qu'est-ce qui pourrait expliquer

la présence d'un templier de Roth à la cour namuroise d'Henri I^{er} de Vianden? A quelques kilomètres d'Eghezée se trouve le village de Bruyère, siège d'une maison de l'ordre du Temple. Les templiers avaient-ils des droits ou biens à Eghezée qu'Henri I^{er} faisait examiner par un templier de «sa commanderie familiale»? D'autre part, on sait que les templiers de la Bruyère furent opposés aux Cisterciennes de l'abbaye du Val-Saint-Georges à Salzennes près de Namur au sujet d'une terre sise à Meux. Or la supérieure de cette abbaye est à partir de 1239 Imène de Looz, fille du comte Henri de Looz et de Mathilde de Vianden, sœur de Henri I^{er} de Vianden¹³⁸. Le litige fut finalement réglé par une charte datée du 17 février 1241. Imène remporte le différend. Les arbitres Gilles, vassal de Saint Denis, et Jean, chapelain de l'église Saint Aubain, tranchent en faveur de l'abbaye et attribuent la propriété de la terre litigieuse sise à Meux aux Cisterciennes¹⁴⁰. Les templiers de Bruyère semblent avoir accepté cet arbitrage, puisqu'aucun autre acte concernant ce litige n'est connu. A ce moment-là, Henri I^{er} de Vianden et son épouse Marguerite de Courtenay ont déjà dû abandonner Namur suite à l'intervention militaire de Baudouin de Courtenay et sont retournés dans leur comté de Vianden. Ont-ils suivi ce litige entre un membre de leur famille et l'ordre du Temple? Ceci est assez probable. Ce litige a-t-il influencé leur comportement vis-à-vis des templiers ou a-t-il même été à l'origine de leur éloignement avec l'ordre du temple qui va conduire à une douzaine d'années de procès avec les templiers de Roth et à l'excommunication de la famille comtale?

(A suivre)

Bibliographie :

- ¹ Pour la généalogie de la famille comtale de Vianden, voir: Jean Milmeister: Geschichte der Grafen von Vianden (2003), ci-après GGV.
- ² Pour le problème de la datation de la militarisation de l'ordre des Hospitaliers voir: Alain Demurger: Les Hospitaliers/De Jérusalem à Rhodes 1050-1317 (2013) Chapitre 7 L'Hôpital, ordre militaire, p.99 -104, Demurger voit un commencement de militarisation après 1130, mais il date l'apparition de frères-chevaliers seulement au cours des années 1163-1170. Une législation militaire comparable à celle des templiers ne comparut selon le même auteur qu'en 1204/1206, la militarisation de l'ordre ne faisant cependant plus de doute depuis la bataille de Hattin en 1187. Cependant, même après sa militarisation, l'ordre des Hospitaliers ne délaissa toutefois jamais sa mission hospitalière originale.
- ³ L'ordre teutonique adopta la règle des Hospitaliers pour ses missions hospitalières et celle des templiers pour son rôle militaire et pour le statut des frères chapelains.
- ⁴ Reinhold Röhrich: Die Deutschen im Heiligen Lande 1894, ici reprint 1968, p. 3, 5, 8-9, Paula Giersch-Wolfgang Schmid: Rheinland-Heiliges Land/Pilgerreisen und Kulturkontakte im Mittelalter (2004), p. 1-4, respectivement p.60,
- ⁵ Jean Fiori: Les croisades (Kindle Books) pos. 319
- ⁶ Alain Demurger: Croisades et croisés au Moyen Âge (2006), p. p.15-19, Régine Pernoud: Les hommes de la croisade (1982), ici Editions Tallandier 2013/Collection Texto, p. 31-45
- ⁷ Jean Schoetter: Geschichte des Luxemburger Landes nach den besten Quellen bearbeitet, édité et continué par K.A. Herchen et N. van Werveke (1882), p. 27
- ⁸ Cette information est reprise par Joseph Meyers: Einführung in die Luxemburger Geschichte (1939), p. 28 (éd. 1945), P. Biermann: Geschichte des Mittelalters von Luxemburg aus gesehen (Zweiter Teil) (1939), p. 15, Paul Margue: Luxemburg in Mittelalter und Neuzeit (1974), p. 66, Jean Milmeister: GGV. p. 47. Richard de Vianden ne figure cependant sur aucune des listes (1.Certainties, or nearly so, 2. Probable, 3. Possible) établies par Jonathan Riley Smith, dans «The first crusaders 1095-1131» (1997), p.196-246 (éd. 2002). La participation des frères Henri et Godefroid d'Esch par contre ne fait pas de doute. Pour Henri et Godefroid d'Esch voir: Reinhold Röhrich: Die Deutschen im Heiligen Lande 1894, ici reprint 1968, p 13, Jules Vannérus: Les anciens dynastes d'Esch-sur-la-Sûre, Camille Wampach, UQB I, no 318, p. 473, Jonathan Riley Smith: The first crusaders 1095-1131, p. 209 et 211
- ⁹ Crusade Texts in Translation, vol. 19, The Crusade of Frederick Barbarossa/The History of the Expedition of the Emperor Frederick and Related Texts, Translated by G.A.Loud (2010), p. 52. Milmeister: GGV p. 54. Pour la mention en 1187 voir Camille Wampach: UQB I, no 523, p. 731 et 732
- ¹⁰ Jean Bertels: Historia Luxemburgensis (1605), p. 153-154, Alexander Wiltheim: Vita Venerabilis Yolandae/Latin text with English and German translations by Gerald Newton and Guy Berg (2007), p. 662-663, Jean Bertholet: Histoire ecclésiastique et civile du Duché de Luxembourg et Comté de Chiny, T.V. (1741 à 1747), p. 8-9, Camille Wampach: UQB II, no 81, p. 95-96: «*Henrici comitis Viennensis pater in sacra Palestina loca profectus, cum istic a barbaris captus, diu aerumnoseque in arcta custodia latuisset, denique stipe et benignitate Redemptorum, quos per fidum hominem sollicitaret, servitutum excussit nexuque barbarico solutus, cum assertoribus rediit ad suos salvus, Lytrum inde Ordinis Magistro solvit, et humana aliquot post annos exiit.*»
- ¹¹ Milmeister: GGV, p. 57 et 58, Röhrich, op. cité, p 117, le voit participer à la cinquième croisade, Röhrich est suivi par James M. Powell: Anatomy of a crusade 1213-1221, p.220
- ¹² René Grousset: Histoire des Croisades, t. III, L'anarchie franque (1936), ici Collection tempus, p. 210 et 211, Pierre-Vincent Claverie: L'ordre du Temple en Terre Sainte et à Chypre au XIIIe siècle, T1 (2005), p.41, Benjamin Z. Kedar: The Fourth Crusade's second front, dans Urbs Capta, The Fourth Crusade and its Consequences, Réalités Byzantines, vol 10 (2005), p. 97, Jonathan Riley-Smith: The Hospitaller Commandery of Eterpigny and a Postscript to the Fourth Crusade in Syria, dans In laudem Hierosolymitani/ Studies in Crusades and Medieval Culture in Honour of Benjamin Z. Kedar (2007), p. 386 et 387
- ¹³ Longnon Jean: Sur les croisés de la quatrième croisade dans: Journal des Savants 1977, no 2, p.126
- ¹⁴ Bertholet: Histoire ecclésiastique et civile du duché de Luxembourg (1741-1743), T4, p.333 et T5, p.42
- ¹⁵ John Meier: Bruder Hermanns Leben der Gräfin Iolande von Vianden mit Einleitung und Anmerkungen (1889), p. 100

- ¹⁶ Dominique du Fays: La maison de Vianden des origines à 1337 p. 10, Dr F. Kentner: Oorkondenboek van het sticht Utrecht tot 1301, deel III, 1249-1247 (1949), no 1622, p. 371 et 372 et no 1623, p. 373
- ¹⁷ Jean Bertels: Historia Luxemburgensis (1605), p. 110
- ¹⁸ Alexander Wiltheim: Vita Venerabilis Yolandae/Latin text with English and German translations by Gerald Newton and Guy Berg (2007), p. 720-729
- ¹⁹ Jean Bertholet, Histoire ecclésiastique et civile du Duché de Luxembourg et Comté de Chiny, T.V. 145 (1741 à 1747): («*Philippe animé du même esprit de piété que ses ancêtres, avait fondé à Rodt, près de Vianden, une commanderie des chevaliers du Temple.*»)
- ²⁰ Claude Mansuet Lejeune: Histoire critique et apologétique de l'ordre des chevaliers du Temple de Jérusalem dits Templiers (1789), tome II p. 50, («*(...) la commanderie du Temple, fondée à Rodt, près de Vianden, dans le Duché de Luxembourg, par Philippe, Comte de Vien (...)*»)
- ²¹ Auguste Neyen: Histoire de la Ville de Vianden et de ses Comtes (1851), p. 101
- ²² Carl Schorn: Eiflia Sacra oder Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen der Eifel zugleich Fortsetzung resp. Schluss der Eiflia Illustrat von Schannat-Baersch, p. 495
- ²³ Alexander König: Die Commende des Templerordens zu Roth bei Vianden dans Luxemburger Wort 1890 Nr. 97/98 et Geschichte des Klosters der Trinitarier zu Vianden (1908), p.15
- ²⁴ Michael Schüpferling: Der Tempelherren-Orden in Deutschland (1915), p. 72
- ²⁵ Theodor Bassing: Geschichte der Kommende, Komturei oder Kommanderie der krichlich-militärischen Ritterorden der Tempelherren und der Johanniter zu Roth bei Vianden (1914), p.4 et 5 et Geschichte des ehemaligen Trinitarierklosters zu Vianden (1925), p. 14, note no 20
- ²⁶ Pierre Wolter: L'oeuvre paroissiale des religieux trinitaires du couvent de Vianden (1955), trad. allemande dans Ernest Theis: Die Trinitarier in der Grafschaft Vianden (1999), p. 104
- ²⁷ Josy Wengler: Vianden und die Trinitarier/Jean de Matha und die Gründung des Ordens (1998) dans Ous der Veiner Geschichte, vol. 16, p. 60
- ²⁸ Ernest Theis: Die Trinitarier in der Grafschaft Vianden (1999), p. 23-24
- ²⁹ Peter Neu: Die Tempelherren von Roth bei Vianden dans Heimatkalender für den Kreis Bitburg 1962, p. 135
- ³⁰ Ferdinand Pauly: Siedlung und Pfarrorganisation im alten Erzbistum Trier/Das Landkapitel Mersch (1970), p. 75
- ³¹ Walter G. Rödel: Das Grosspriorat Deutschland des Johanniter-Ordens im Übergang vom Mittelalter zur Reformation (1972), p. 299-300
- ³² Jules Mersch: Les Templiers au Luxembourg manuscrit revu et complété par Jean-Pierre KOLTZ dans Biographie nationale du pays de Luxembourg, Volume 21 (1975), p. 21 et 23
- ³³ Laurent Dailliez: Les Templiers en Flandre - Hainaut – Brabant - Liège- Luxembourg (1978), p. 207
- ³⁴ Rüdiger Schmit: Die Deutschordenskommenden Trier und Beckingen: 1242-1794/Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd.9 (1979), p. 8
- ³⁵ Pierre Bassing: Vianden in seinen Kirchen, Kapellen und sakralen Kunstschatzen, Veiner Geschichtsfrënn, vol. IV (1983), p. 14
- ³⁶ Wolfgang Schuler: Roth an der Our (1984), dans Rheinische Kunststätten, Heft 289, p. 4
- ³⁷ J. Dreesen: Die Templer- und Johanniterordenskirche in Roth a .d. Our, Hausarbeit im Wintersemester 1982/1983 am Kunsthist. Institut der Universität Trier, Ms (37 S.). Malheureusement, je n'ai pas pu consulter le travail de Dreesen.
- ³⁸ Jean Milmeister: Die Tempelritter von Roth, Dichtung und Wahrheit (1996) dans Ous der Veiner Geschichte, vol. 14, p. 18 et Neue Antworten auf alte Fragen zur Gründung des Trinitarierklosters von Vianden (1998) dans Ous der Veiner Geschichte, vol. 16, p. 69
- ³⁹ Jean Milmeister: GGV, p. 85
- ⁴⁰ Jan Hosten: De tempeliers/De tempelorde tijdens de kruistochten en in de Lage Landen (2006) ici édition 2008, p. 228
- ⁴¹ Jean-Marie Yante: «Luxembourg» dans Prier et combattre, Dictionnaire européen des ordres militaires au Moyen Âge sous la direction de Nicole Bériou et Philippe Josserand (2009), p. 566
- ⁴² René Richtscheid, Die Kreuzzüge in der Region Mosel-Eifel-Hunsrück, in: Pro multis beneficiis. Festschrift für Friedhelm Burgard. Forschungen zur Geschichte der Juden und des Trierer Raums, hrsg. v. Sigrid Hirbodian, Christian Jörg, Sabine Klapp und Jörg R. Müller, Trier 2012 (Trierer historische Forschungen 68), p.343 et note 57

- ⁴³ Gunther Lehmann et Christian Patzner: *Die Templer im Westen Deutschlands* (2013),
- ⁴⁴ Beyer H., Eltester L., Görz A: *Urkundenbuch zur Geschichte der jetzt die Preussischen Regierungsbezirke Coblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien (MRUB), Dritter Band, (1874), p. 277-278 nos 277, I. et II. Traduction fournie par Monsieur Paul Bischoff que je remercie vivement.*
- ⁴⁵ Il s'agit des régestes des chartes suivantes: Görz II TI, p. 498 no 1868, Görz II TI, p. 499-500 no 1874, Görz IV TI, p. 258 no 1139 et Görz IV TI p. 634 no 2846 dans Görz A.: *Mittelrheinische Regesten, oder chronologische Zusammenstellung des Quellen-Materials für die Geschichte der beiden Regierungsbezirke Koblenz und Trier (MRR) 1876-1886.* Ces chartes sont également mentionnées par Michael Schüpferling: *Der Tempelherren-Orden in Deutschland* (1915), p. 75 et 76
- ⁴⁶ Dr. Eduard Ausfeld: *Uebersicht über die Bestände des K. Staatsarchivs zu Coblenz* (1903), dans *Mitteilungen des K. Preussischen Archivverwaltung, Heft 6, p.71*
- ⁴⁷ D'après Jules Vannérus, Godefroid d'Esch a vraisemblablement pris part à la prise de Jérusalem, voir Jules Vannérus: *Les anciens dynastes d'Esch-sur-la-Sûre*, p. 39 et note 1. Voir également Jean-Pierre Hippolyte Martin: *Les premiers princes croisés et les Syriens jacobites de Jérusalem* (1889), François Nau: *Le Croisé lorrain Godefroy de Ascha d'après deux documents syriaques du XIIe siècle* (1900) et le livre beaucoup plus récent d'Yvonne Friedmann: *Encounter between Enemies/Captivity and Ransom in the Latin Kingdom of Jerusalem, Cultures, Beliefs and Traditions*, vol. 10 (2002), p.78-81. S'agit-il vraiment de Godefroid d'Esch? Même dans l'affirmative, Godefroid d'Esch n'a joué aucun rôle lors de la fondation de l'ordre. En effet, ce Godefroid (ou Gulfridus, Gunfredus, Gumfridus, Gonfroi, Gonfré ou encore Gauffré) a été fait prisonnier en 1106 et est resté en captivité jusqu'en 1137. On pourrait à la limite spéculer sur une éventuelle rencontre entre Godefroid et le comte Hugues de Champagne accompagné d'Hugues de Payns lors de leur premier voyage en Terre sainte entre 1104 et 1107 (voir Thierry Leroy: *Hugues de Payns, les cisterciens et le comte de Champagne: 1097-1100, les années décisives* dans *Les templiers dans l'Aube/Cycle de conférences organisé dans le cadre de l'exposition «Templiers. Une histoire, notre trésor»*, textes réunis et édités par «La vie en Champagne» (2013), p. 102-103.
- ⁴⁸ A. Luttrell: *The earliest Templars*, dans *Autour de la première croisade. Actes du Colloque de la Society for the Study of the Crusades and the Latin East (Clermont-Ferrand, 22-25 juin 1995)*, éd. Ballard, p. 195-198, Malcolm Barber et Keith Bate: *The Templars/Selected sources translated and annotated* (2002) ici édition paperback 2007, p. 2, Alain Demurger: «*Ordre du temple*» dans *Prier et combattre, Dictionnaire européen des ordres militaires au Moyen Âge* sous la direction de Nicole Bériou et Philippe Josserand, p. 896 et 897,
- ⁴⁹ Damien Carraz: *L'ordre du Temple dans la basse vallée du Rhône (1124-1312)/Ordres militaires, croisades et sociétés méridionales* (2005) dans *Collection d'Histoire et d'Archéologie médiévales*, vol 17, p.87 et Jonathan Riley-Smith, dans «*The first crusaders 1095-1131*» (1997), p. 160 (éd. 2002).
- ⁵⁰ Thierry Leroy: *Hugues de Payns, Chevalier champenois, fondateur de l'Ordre des Templiers* (2001), p. 120, et Thierry Leroy.: *Hugues de Payns/La naissance des templiers* (2011), p. 186, *ibid.*: *La Commanderie et le Trésor des Templiers de Payns* (2012), p. 11-15
- ⁵¹ Dominic Selwood: *Quidem autem dubitaverunt: The Saint, The Sinner, the Temple and a Possible Chronology* dans *Autour de la première croisade. Actes du Colloque de la Society for the Study of the Crusades and the Latin East* (1995), p. 229, Simonetta Cerrini: *La révolution des Templiers* (2007) ici. *Collection Tempus/Ed. Perrin* (2009), p.107.
- ⁵² Laurent Dailliez: *Règle et statuts de l'ordre du temple/Deuxième édition augmentée présentée par Jean Pol Lombard* (1996), p. 100. Comme l'édition de la règle de Dailliez est parfois critiquée, je me réfère également aux traductions anglaises de J.M. Upton-Ward: *The Rule of the Templars* (1992) ici édition paperback 2002, p.21, qui traduit le passage de la manière suivante: «and several others whom it would be tedious to record», et de Malcolm Barber et Keith Bate, *The Templars/Selected sources translated and annotated* (2002) ici édition paperback 2007, p. 33, qui traduisent: «and many others it would be fastidious to name».
- ⁵³ Marion Melville: *La vie des Templiers* (1951) ici éd. Gallimard de 1974, p. 18
- ⁵⁴ Michel Mazerand: *Les Templiers en Lorraine* (1993), p.25-26, Michel Henry: *Les ordres militaires en Lorraine* (2006), p. 39, voir également: Auguste Digot: *Mémoire sur les établissements de l'ordre du Temple en Lorraine* dans *Mémoires de la Société d'archéologie lorraine sér. 2, vol. 10* (1868), p.261-262, M. De Saulcy: *Notice sur l'oratoire des Templiers de Metz* dans *Mémoire de l'Académie Royale de Metz, XVIe année (1834-1835)*, p. 438. La date de 1133 est contestée par Michel Parisse dans *Remarques sur les fondations monastiques à Metz au Moyen Age* dans *Annales de l'Est* (1979), no 1 (5^e série, 31^e année), p. 210 (28),
- ⁵⁵ Michel Henry: *Les ordres militaires en Lorraine* (2006), p. 39
- ⁵⁶ Jörg R. Müller: *Vir religiosus ac strenuus – Albero von Montreuil, Erzbischof von Trier (1132-1152)*, p.683

- 57 Rüdiger Schmit: Die Deutschordenskommenden Trier und Beckingen 1242-1794, p.8 et Beyer H., Eltester L., Görz A: Urkundenbuch zur Geschichte der jetzt die Preussischen Regierungsbezirke Coblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien (MRUB) , Zweiter Band, (1865) , no 11, p.354
- 58 Jean Engling: Der heilige Bernard einst die Zünd- und Leuchtfackel des Luxemburger Landes (1876), Camille Wampach: UQB I, no 401, p. 556-572
- 59 Jörg R. Müller: Vir religiosus ac strenuus/Albero von Montreuil, Erzbischof von Trier (1132-1152) (2006), p. 233
- 60 M. Parisse: Remarques sur les fondations monastiques à Metz au Moyen Age dans Annales de l'Est (1979), no 1 (5^e série, 31^e année), p. 210 (28), Michel Mazerand: Les Templiers en Lorraine (1993), p. 26, Michel Henry: Les ordres militaires en Lorraine (2006), p. 40, voir également Jean Engling: Der heilige Bernard einst die Zünd- und Leuchtfackel des Luxemburger Landes (1876), p. 73
- 61 Simonetta Cerrini: La révolution des Templiers (2007) ici. Collection Tempus/Ed. Perrin (2009), p. 123
- 62 Simonetta Cerrini: *ibid.*, p. 125. Jean-Louis Tétard: Barthélemy, évêque de Laon, moine cistercien de Foigny dans Mémoires de la Fédération des sociétés d'histoire et d'archéologie de l'Aisne, tome XLVI (2001), p. 13
- 63 Jean-Louis Tétard: *ibid.*, p. 14
- 64 Valérie Bessey: Laon dans Prier et combattre, Dictionnaire européen des ordres militaires au Moyen Âge (2009) sous la direction de Nicole Bériou et Philippe Josserand, p. 535
- 65 Jules Vannérus: Les anciens dynastes d'Esch-sur-la-Sûre, p.57. D'après lui, le supposer fils ou petits-fils de Godefroid Ier est une hypothèse moins plausible.
- 66 *Ibid.* p. 60
- 67 Théodore Bassing: Geschichte der Kommende, Komturei oder Kommanderie der krichlich-militärischen Ritterorden der Tempelherren und der Johanniter zu Roth bei Vianden (1914), p.34-46
- 68 Jules Vannérus: Les anciens dynastes d'Esch-sur-la-Sûre, p.51 et 52 («*Fridericus comes de Vianna* respectivement Vienna, *Godefridus de Asche*», Camille Wampach, UQB I, no 393 p. 561 et no 399 p. 561, Beyer H., Eltester L., Görz A.: MRUB I, no 495 p. 550 et 551 et no 504 p. 558 et 559.
- 69 Jörg R. Müller: Vir religiosus ac strenuus/Albero von Montreuil, Erzbischof von Trier (1132-1152) (2006): P. 81 et 82
- 70 *ibid.*: p.88, note no 158
- 71 *ibid.*: p.150 et note no 393
- 72 *ibid.*: p. 90
- 73 *ibid.*: p.84
- 74 *ibid.*: p.92
- 75 *ibid.*: p.140 et note no 362
- 76 *ibid.*: p.136
- 77 *ibid.*: p.85
- 78 *ibid.*: p.194
- 79 *ibid.*: p. 162-164 et notes nos 436, 437, 438 et 439 et Guillaume Le Roy: Les lettres de Saint Bernard traduites en français/Tome premier (1702), p. 107 et 108
- 80 *ibid.*: p.145 et 146
- 81 *ibid.*: p. 146 voir également note 380
- 82 *ibid.*: p.162, 163 et 167, Nikolaus Zimmer: Des heiligen Bernard von Clairvaux Beziehungen zu Trier dans Trierer Theologische Zeitschrift/60. Jahrgang, Heft ½, Januar/Februar 1951, p. 42
- 83 *ibid.*: p.194 note 115
- 84 Jean Milmeister: GGv, p. 49
- 85 Dominique Du Fays: La maison de Vianden, p. 49 et note 127
- 86 Jean Milmeister: GGv, p. 49 et 50, Jörg R. Müller: Vir religiosus ac strenuus, p. 557-560
- 87 Klaus Krönert: Bernard de Clairvaux et l'affaire de Saint-Maximin de Trèves: entre idéaux réformateurs et relations amicales dans Revue du Nord, Tome 93 - nos 391-392, Juillet-Décembre 2011, p. 779-794

- ⁸⁸ Jean Milmeister: GGV, p. 50, Jörg R. Müller: Vir religiosus ac strenuus, p. 561, 562, 593 et 594 et note 152, Ferdinand Pauly: Siedlung und Pfarrorganisation im alten Erzbistum Trier/Das Landkapitel Mersch (1970), p. 74
- ⁸⁹ Jean Milmeister: GGV, p. 50, Jörg R. Müller: Vir religiosus ac strenuus, p. 591
- ⁹⁰ Jörg R. Müller: Vir religiosus ac strenuus, p. 683 note 126
- ⁹¹ Alain Demurger: Les Templiers, Une chevalerie chrétienne au Moyen-Âge, p.199
- ⁹² Jörg R. Müller: Vir religiosus ac strenuus, p. 675
- ⁹³ ibid.: p. 684
- ⁹⁴ ibid.: p. 682 et 683
- ⁹⁵ Marquis d'Albon: Cartulaire général de l'Ordre du Temple 1119 ? - 1150 (1913), ici reprint par Editorial Maxtor/Valladolid (2011), Bullaire du Temple, bulles nos XV, XVI et XVII p. 383-385 et Marquis d'Albon: Cartulaire général de l'Ordre du Temple 1119 ? - 1150, Fascicule complémentaire contenant la table des sommaires des actes et l'identification des noms de lieux (1922), ici reprint par Editorial Maxtor/Valladolid (2011), Bullaire, bulles nos XV, XVI et XVII, p.68
- ⁹⁶ Sebastian Norkauer: Geschichte der Burg Falkenstein an der Our (1987), p. 3 et Sebastian Norkauer: Die Geschichte der Burg Falkenstein an der Our (1999 et 2003), p. 3
- ⁹⁷ Le château de Falkenstein est situé à sept kilomètres de Vianden sur la rive gauche de l'Our.
- ⁹⁸ Jean-Pierre Koltz: Die Burgen des Kreises Bitburg dans Das Bitburger Land/Landschaft, Geschichte und Kultur des Kreises Bitburg, Band 1 (1967), p. 458
- ⁹⁹ K. Arendt: Monographie der Burg Falkenstein a.d. Our, p. 27 dans Ons Hemecht (1901)
- ¹⁰⁰ ibid.: p. 25, note 4
- ¹⁰¹ Ferdinand Pauly: Siedlung und Pfarrorganisation im alten Erzbistum Trier/Das Landkapitel Mersch (1970), p. 76 et p.81. Selon Pauly, l'ancienne paroisse de Roth s'étendait au nord jusqu'au ruisseau « Irsenbach » qui formait la frontière entre l'archevêché de Trèves et l'évêché de Liège. Après l'abolition de l'ordre du Temple, la chapelle castrale de Falkenstein est mentionnée dans la «Taxa generalis» comme chapelle libre (Freie Kapelle). Cette chapelle sera beaucoup plus tard église paroissiale de la paroisse Falkenstein (première mention en 1738).
- ¹⁰² Beyer H., Eltester L., Görz A. : MRUB I, p. 634, no 577
- ¹⁰³ Jörg R. Müller: Vir religiosus ac strenuus, p.439-446, Franz-Josef Heyen: Das Stift St. Simeon in Trier (2002), Band 41 Germania Sacra/Die Bistümer der Kirchenprovinz Trier/Das Erzbistum Trier, p.428 (ci-après St. Simeon)
- ¹⁰⁴ Jörg Müller: ibid. p. 594, note 152
- ¹⁰⁵ Franz-Josef Heye: St. Simeon, p. 627-630, Beyer H., Eltester L., Görz A. : MRUB I, p. 643-646, nos 585-588
- ¹⁰⁶ ibid.: p.449
- ¹⁰⁷ Jean Milmeister: GGV, p. 53, Dominique Du Fays: La maison de Vianden, p. 56-57
- ¹⁰⁸ Bertholet, t.IV, p. 172
- ¹⁰⁹ Ernest de Bouteiller: Notice sur la commanderie de Saint-Jean de Jérusalem à Metz, dans Mémoires de l'Académie Impériale de Metz, XLVIIe année 1865-1866, deuxième série, XIVe année, p. 35
- ¹¹⁰ Freiherr H. v. Hammerstein: Der Besitz der Tempelherren in Lothringen, dans Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde, siebenter Jahrgang, Erste Hälfte, 1895, p. 24
- ¹¹¹ Michel Henry: Itinéraires templiers en Lorraine (1998), p. 225
- ¹¹² ibid.: p. 275
- ¹¹³ Jean Felzinger: Rhodes – La grande histoire d'un petit village, p. 15
- ¹¹⁴ Chatelain Victo: Le comté de Metz et la vouerie épiscopale de Metz du VIIIe au XIIIe siècle dans Jahrbuch der Gesellschaft für Lothringische Geschichte, vol. 13 (1901), p. 245-311
- ¹¹⁵ Jean Milmeister, GGV, p. 59-60
- ¹¹⁶ voir mes développements dans: Baudouin de Luxembourg et l'affaire des templiers/Le procès de l'ordre du temple dans la province ecclésiastique de Trèves dans Ous de veiner Geschicht, vol. 30 (2012), p. 166 et 167
- ¹¹⁷ Wolfgang Schuler: Roth an der Our (1984), dans Rheinische Kunststätten, Heft 289, p. 4
- ¹¹⁸ John Zimmer: Die Burgen des Luxemburger Landes, 3. Band (2010). p. 232 et 236

- ¹¹⁹ John Zimmer: Die Burgen des Luxemburger Landes, 1. Band (1996), p. 394
- ¹²⁰ Jean Bertels: *Historia Luxemburgensis* (1605), p. 110. Traduction fournie par Messieurs Roger Brachmond et Othon Scholer que je remercie vivement.
- ¹²¹ Alexander Wiltheim: *Vita Venerabilis Yolandae/Latin text with English and German translations* by Gerald Newton and Guy Berg (2007), p. 728 et 729
- ¹²² Claude Mansuet Lejeune: *Histoire critique et apologétique de l'ordre des chevaliers du temple de Jérusalem dits Templiers, tome second, (1789), ici Nabu Public Domain Reprints*, p. 43
- ¹²³ Christop Brower et Jacob Masen: *Antiquitates et Annales Trevirenses, tomus secundus, (1670)*, p. 197.
- ¹²⁴ Auguste Neyen: *Histoire de la Ville de Vianden et de ses Comtes (1851)*, p.47-48
- ¹²⁵ Jochen Schenk: *Templar Families/Landowning Families and the Order of the Temple in France, c. 1120-1307/Cambridge studies in medieval life and thought, fourth series (2012)*, p. 203 et 206
- ¹²⁶ Colin Morris: *Picturing the Crusades: The Uses of Visual Propaganda, c. 1095-1250*, dans *The crusades and their sources/Essays presented to Bernard Hamilton/ Edited by John France and William G. Zajac (1998)*, p. 199 et 200
- ¹²⁷ Alain Demurger: *Croisades et croisés au Moyen Âge*, p.27
- ¹²⁸ Theodor Bassing: *Geschichte des ehemaligen Trinitarierklosters zu Vianden (1925)*, p. 38 et 39
- ¹²⁹ Bernard Hamilton: *The Impact of Crusader Jerusalem on Western Christendom* dans *The Catholic Historical Review*, vol. LXXX, no 4 (1994), p. 699
- ¹³⁰ Damien Carraz: *Les templiers et la guerre dans Les templiers dans l'Aube, Cycle de conférences organisé dans le cadre de l'exposition «Templiers. Une histoire, notre trésor», textes réunis et édités par «La vie en Champagne» (2013)*, p.159 et 160
- ¹³¹ John Zimmer: *Die Burgen des Luxemburger Landes, 3. Band (2010)*. p. 238, plan de la chapelle supérieure dans ce volume, p. 189
- ¹³² Jean Milmeister: *GGV*, p.53 et 54
- ¹³³ P.-P. Brouwers: *L'administration et les finances du comté de Namur du XIIIe au Xve siècle/Sources/IV, Chartes et règlements/Tome Ier 1196-1298*, p. 32-57
- ¹³⁴ *ibid.* p. 55 et 56, no 92
- ¹³⁵ Damien Carraz: *L'ordre du Temple dans la basse vallée du Rhône (1124-1312)/Ordres militaires, croisades et sociétés méridionales (2005)* dans *Collection d'Histoire et d'Archéologie médiévales*, vol 17, p.91
- ¹³⁶ Laurent Dailliez: *Les Templiers en Flandre - Hainaut – Brabant - Liège- Luxembourg (1978)*
- ¹³⁷ Léopold Devillers: *Inventaire analytique des archives des commanderies belges de l'ordre de Saint-Jean de Jérusalem ou de Malte (1876)*
- ¹³⁸ Jan Hosten: *De tempeliers/De tempelorde tijdens de kruistochten en in de Lage Landen (2006)* ici édition 2008
- ¹³⁹ Emile Brouette: *Recueil des chartes et documents de l'abbaye du Val-Saint-Georges à Salzennes (Namur) 1196/1197-1300, vol. 1 Commentarii cistercienses studia et documenta*, p. XLIV, Jean Milmeister: *GGV*, p. 50
- ¹⁴⁰ Emile Brouette, *op. cité*, P. 106, charte no 87

Jean-Paul Hoffmann

Der Viandener Hausname „A Brulles“

Eine genealogische Deutung

Vorwort

Ich hatte eigentlich nie die Absicht mich mit der Herkunft des Hausnamen „A Brulles“ auseinander zu setzen. Der Zufall wollte es anders.

Als Anfang der fünfziger Jahre der junge Lehrer Emile Burggraff sowohl das Amt eines Schullehrers als auch die Nebenfunktion eines Organisten im Ourstädtchen übernahm, versuchte er den täglichen Frühgottesdienst gesanglich zu verschönern. Nach dem Ableben von Carl Wilhelmy (Liverches Karel) und dem Ausscheiden von Charles Feyder (Koster Charel), war die Empore gesanglich verwaist. Emile Burggraff berief nun Arthy Vinandy und den Schreiber dieser Zeilen zu frühmorgentlichen Choralsängern. Arthy wanderte etwas später mit seiner Familie nach Canada aus. Ich hielt dem Kirchenchor, bis zu meinem beruflichen Weggang, noch etliche Jahre die Treue. Als Gastsänger durfte ich bis heute zu besonderen, meist traurigen Anlässen, die Empore betreten, um meine Tenorstimme mit einzubringen. So geschah es an einem Freitag im Dezember 2012. Ich war nach Vianden gekommen, um Fiss Bassing, Resistenzlersohn und treuer FC Orania Mitspieler, die letzte Ehre zu erweisen. Auf der Empore stand ich neben Sängerkollege Pierre Scheidweiler (Brullesse Pierre). Auf meine Frage, wo der Hausname „A Brulles“ herstamme, bekam ich die lapidare Antwort: „Ech wäs ët nët“. Ich hatte damals versprochen, den Versuch zu unternehmen, den Ursprung dieses Hausnamens zu erkunden.

Einleitung

Die Schreibweise ein und desselben Namens kann sehr unterschiedlich sein. Hierzu muss man wissen, dass es erst etwa seit den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zu einer einheitlichen Schreibweise der Namen kam. Wer sich dann Meier mit ei schrieb, konnte später nicht seinen Namen Meier mit ai oder ey schreiben oder als Miller angeschrieben werden. Vorher war das ohne weiteres möglich. So finden sich in Kirchenbüchern oft in ein und demselben Eintrag zwei bis drei verschiedene Schreibweisen desselben Namens. Des Weiteren sollte man wachsam sein, wenn ein neuer Pastor die Pfarrstelle des Ortes antrat.

Gerade hier finden sich häufig neue Namensvarianten in den Einträgen. Das ist auch leicht nachzuvollziehen. Kam der Pastor aus einer Gegend, in der ein anderer Dialekt gesprochen wurde, so schrieb er die Namen so in das Kirchenbuch, wie er sie von seinem Gegenüber verstanden hatte. Die meisten Leute konnten ja weder lesen noch schreiben, somit auch nicht ihren Namen buchstabieren.

Ein krasses Beispiel von Namensveränderungen findet sich im alten Viandener Kirchenbuch. Joannes MUTERGÉ aus Wiltz heiratete 1775 die Anna POST und 1799 in 2. Ehe die Theresia THEISSEN, beide aus Vianden. Aus diesen beiden Ehen gingen nicht weniger als 13 Kinder hervor. Zwischen 1755 und 1811 kann man aus dem Pfarrregister und den Zivilakten der Stadt Vianden folgende Schreibweisen für Joannes MUTERGÉ entnehmen: MUTTRIEUX, MUTTERIEUX, MUDRIER, MOUTRIER, MOTRIEUX, MOUDRIEUX, MOUDRIER.

Ähnliches findet man bei der Auswertung des Familiennamens „LIWER“ für den es folgende Schreibweisen gab: LIEWER, LIVER, LIVERS, LIVERGEN, LEVENINGEN.

Auch für die Schreibweise des heutigen Namens ROYER, gibt es in den alten Kirchenbüchern und sogar in den Zivilakten der Viandener Gemeinde die folgenden Namensvarianten: ROYAR, ROUGIER, ROUER, RÖYER, ROUYER, ROGYER, ROUIGER, ROGER.

Bei der Suche nach dem Hausnamen „A BRULLES“ war mir eines sicher. Sollte ich fündig werden, so wird es mit großer Wahrscheinlichkeit eine Abwandlung dieses Namens sein.

Die Familie SCHEIDWEILER

Mein erster Versuch galt den Vorfahren väterlicherseits von Pierre Scheidweiler:

Vater: Johann SCHEIDWEILER (1903-1980) ∞ Theresia LOENERTZ (1904-1999)
Großvater: Heinrich SCHEIDWEILER (1878-1939) ∞ Susanna SIEBENALER (1878-1969)
Urgroßvater: Anton SCHEIDWEILER (1847-1921) ∞ Anna Maria GROBEN (1851-1919)
Ururgroßvater: Gregorius SCHEIDWEYLER (1820-1903) ∞ Margaretha BASSING (1822-1866)
Urururgroßvater: Franciscus Nicolaus SCHEIDWEILER (1774-1861) ∞ Catharina WAGENER (1786-1856)
Ururururgroßvater: Joannes SCHEIDWEILER (1745- ?) ∞ Elisabeth BECKER (1744- ?)



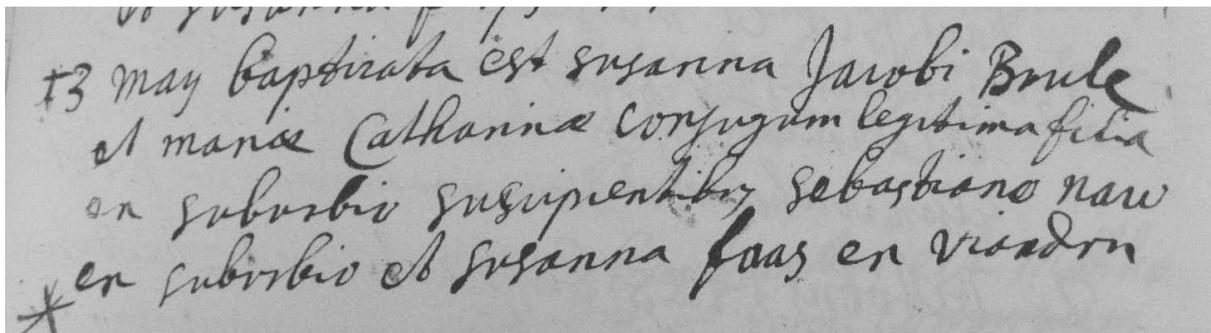
Jeng und Thérèse Scheidweiler-Loenertz (Bruller Jeng an Thérèse) so wie viele sie noch in Erinnerung haben

Die Ahnenreihe SCHEIDWEILER brachte also nicht die erhoffte Aufklärung. Es blieb ein zweiter Versuch mit der Ahnenreihe mütterlicherseits.

Die Familie LOENERTZ

Mutter: Theresia LOENERTZ (1904-1999) ∞ Johann SCHEIDWEILER (1903-1980)
 Großvater: Peter LAENERTZ (1874-1946) ∞ Catharina HAENTGES (1873-1954)
 Urgroßvater: Johann LAENERTZ (1842-1896) ∞ Magdalena BASSING (1845-1901)
 Ururgroßvater: Nicolaus LENERS (1796-1869) ∞ Margaretha WEIS (1798-1847)
 Urururgroßvater: Joannes Wilhelmus LENNERS (1761-1836) ∞ Maria Catharina HANFF (1758-1830)
 Ururururgroßvater: Mathias LENERS (~1726-1776) ∞ Susanna **BRULE** (1728-1781)

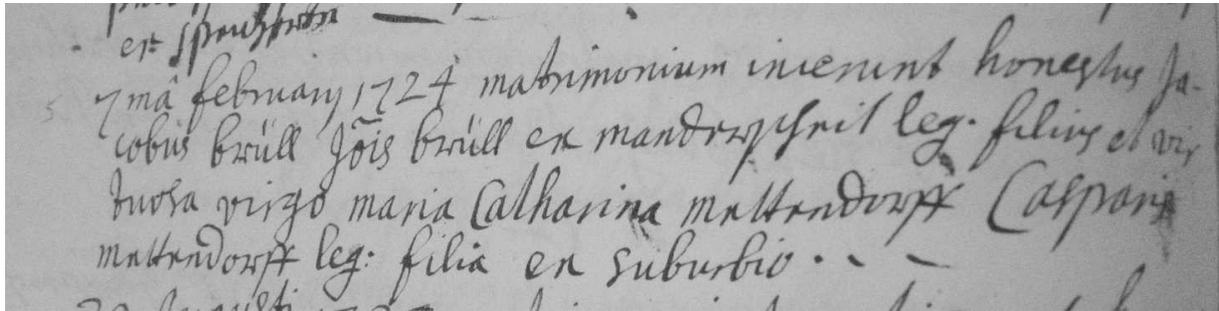
Hier kann man mit großer Sicherheit behaupten, dass der Vater der Susanna BRULE Namensgeber des Hausnamens „A BRULLES“ war.



Geburtsakt der Susanna BRULE. (Auszug aus dem Pfarrbuch Roth-Vianden im Bischöflichen Archiv in Trier)

Die Familie BRULE

Die Familie BRULE (auch BRÜLL oder BRULLO oder BRULO oder BAULER) stammte aus Manderscheid in der Südeifel, welches heute zum Landkreis Bernkastel-Wittlich gehört.



Heiratsakt des Jacobus BRÜLL und der Maria Catharina METTENDORF.
(Auszug aus dem Pfarrbuch Roth-Vianden im Bischöflichen Archiv in Trier)

Jacobus BRÜLL, Sohn des Johann aus Manderscheid, heiratete am 2. Februar 1724 in Roth die Maria Catharina, Tochter des Caspar METTENDORF aus der Viandener Vorstadt (ex suburbio), die damals zur Pfarrei Roth gehörte. Susanna war das zweitälteste von neun Kindern der Familie. Sie wurde am 13. Mai 1728 in der Viandener Unterstadt (ex suburbio) geboren und starb am 29. August 1782 in der Viandener Oberstadt.

Von 1718 bis 1798 wurde die Viandener Oberstadt kirchlich durch den Trinitarierorden verwaltet und die Viandener Vorstadt durch den Rother Johanniterorden.

Jean Milmeister

EVAKUATION 1944

Di däitsch Truppen, déi am September 1944 zrëckgaange sin, hun op dem Noper seng Kellerdir geschriwen : „Wir kommen wieder !" Dunn housch et, d'Brécke géiwe gesprengt gin. Et war den 11. September an d'Leit soten, d'Amerikaner wire schon an der Stad. Mir si kucke gaangen, an op eemol huet ee gesinn ewéi d'Eisebunnsbréck sech an d'Luucht gehuween huet. Du war alles voll Damp a gläich huet een et héiere knuppen. Deen aneren Dag hun se d'Ourbréck och gesprengt. An dunn huet een deem aneren zougeruff, d'Amerikaner kéimen. Mir hun en amerikaneschen, en engleschen, e franséschen an e lëtzebuerger Fändel, déi méng Mamm a méng Groussmamm gebutt haten, ausgehaangen, ech hun e Berri mat engem opgebutte Roude Léif ugedoen, a mir si kucke gaangen. Laanscht d'Our haten di lescht däitsch Zaldote Schützegrief ausgeworf an hun op d'Amerikaner gelauert. Mir si laanscht spadséiert, wéi wann een haut op d'Coureure vum „Tour de Luxembourg" waart. Uewen op der Plank stungen d'Leit ze waarden an hei an do huet ee geruff: „Elo kommen se !" Dann hun d'Zaldoten hir Handgranate prett gemaach an d'Maschinengewierer an d'Hand geholl, ma 't as näischt geschitt. E puer Deg méi spéit souz ech an der Kiche Biller aus alen Zeitungen ze schnëppelen, du koum mäi Papp d'Trap erop gerannt an en huet all Kéier zwéin Träpplecke matenee geholl: „Séier, mir musse fort!" huet e gekäicht. Mir hu séier e puer Saachen op zwéi Weenercher gepaakt, verschidde Saachen an de Keller geschleeft a fest zougespaart.

An der Hoossecht hu mer eng schwéier Ham un enger Dir hänke gelooss wéi mer fortgefaf sin. Iwwer äis hun d'Granate gepaff a mir ware frou, wei mer am grouse verwëllefte Keller vun der Gierwerei en Ënnerdaach fond hun. Herno hun d'Leit erzielt den Zwanke Jang hätt vun enger Granat de Kapp erofgerass kritt. Wéi de Granatbeschoss opgehale huet, si mer aus dem Keller erauskomm an d'Hierdesch Goddi huet äis erageholl. Wéi mer du eist Gezei vum Weenchen ofgelueden hun, gesouche mer, dass mer vergiess haten, genuch Ënnerwäsch matzehuelen. Méng Groussmamm as zrëckgaangen, fir nach Gezei ze huelen. Virun eiser Dir stung e Posten : „Was wollen Sie?" — „In mein Haus!" — „Hier sind wir!"

Se hun se du awer erageloos a se konnt déi néidegst Saachen apaken.

D'Amerikaner sin uewen op den Héichte bliwwen, well den Dall nët sécher genuch war, ma am Do huet sech alt emol eng Patrull bis erof op d'Baach riskéiert. Sou hun ech méng éischt Amerikaner a méng éischt Jeep gesinn. Nuets awer sin d'Granate gefall an däitsch Patroulle sin ëm d'Haiser geschlach. Du op eemol housch et, d'Jongen, déi an de Bëscher verstoppt waren, hätten eng Militz gegrënnt a si géiwen nuets Wuecht halen. Sou koum et zu Schéissereië mat däitsche Patrullen, a mueres hun d'Leit erzielt, 't wieren nuets däitsch Zaldote gefall. Mir gouwen du op Dikrech evakuéiert. Fir d'éischt hu mer am Kolléisch gewunnt. Ënnert alem Gerëmpel hun ech ëm Niklosdag e „Weihnachtsmann" fond, deem d'Studenten aus Sperrholz eraus geschnëtzelt haten. Du war ech glécklech, well ech hat iwwerhaupt keng Spillsaache méi. E bësschen drop koume mer op Ettelbreck an di eidel Wunneng vun engem Parteimann, dee sech mat der Wehrmacht aus dem Stëbs gemaach hat. Un de Wänn hungen Nazibiller an am Bicherschef lougen zwou Handgranaten hannert de Bicher.

Mir si kucke gaangen, wou d'Amerikaner hiirt Lager haten, a mir hu Schokkela, Knätsch a „Candy with the hole in the middle“ vun hinne kritt. Ech hun och gesinn, wéi se Handgranaten an d'Waasser geworf hun, fir Fësch ze fänken. D'Fësch sin dann uewen um Waasser geschwommen an 't konnt een se mat der Hand fänken. Méi spéit eréischt hun ech verstanen, dass duerch d'Explosioun d'Schwammblos gerass as. Een Owend si mir spadséiere gaangen an op eemol huet eppes an der Luucht blablablabb gemaach. D'Sonn as grad ënnergaangen an um Himmel huet eppes wéi e klenge Fliger rout geliicht. Et war eng V1, déi op Antwerpe geschoss gouf.

E puer Deg drop huet eng amerikanesch Jeep mech ugestouss. Ech sin iwwer den Trottoir gelaf an d'Jeep koum beim Hary Pütz aus dem Haff erausgefuer. Ech si gefall, ma 't war mer näischt geschitt. De Chauffeur as awer mat mer bei den Arméidokter gaangen. Deen huet mech ënnersicht an de geschante Knéi mat „Teinture d'lode“ ugestrach. Du huet e mer e Stéck Schokkela gin an ech konnt sprangen.

De 16. Dezember 1944 huet een op eemol erem d'Kanounen schéissen héiren. Deen aneren Dag hu verschidden amerikanesch Zaldoten sech zréckgezunn. Eisen Noper huet säin Auto, deen en de ganze Krich iwwer an der Garage stoen hat, erëm an d'Rei gemat fir fortzefueren. Ma d'Amerikaner an d'Militz hu kee fortgelooss. Den aneren Owend souze mir beim Nuetsiessen. Du huet et op eemol geknuppt an 't si Granate gefall. Well mer kee gudde Keller haten, si mer séier bei den Noper an de Keller gelaf. Mir souzen de ganzen Owend am Keller. Mir waren an Decke gewéckelt an hun de Granaten nogelauschert, déi duurch d'Luucht gepaff sin : ssssss-bumm ! Géint Hallefnuecht as et roueg gin a mir sin heemgaangen. Eng Granat war net wäit dervun an e Gaart gefall an d'Glas vun der Fënster loug an der Zopp, déi mer um Dësch stoe gelooss haten. Op der Kachmaschinn war de Ragout verbrannt, 't huet ee gemengt 't léige Kuelen am Dëppen. Deen aneren Owend gung dee selwechten Zodi nees lass. Mir hun äis Decke geholl a mir si bei den Noper an de Keller gaangen. Méi spéit gouf et roueg a mir si schlofe gaangen. Géint Hallefnuecht huet eisen Noper, de Professor Daubenfeld, un der Dir gerabbelt: „Séier, d'Amerikaner si fort, d'Preise kommen !“ An aller Vitesse hu mer e puer Saachen zesummegeraf, op de Weenche getässelt an äis op de Wee gemaach. D'Strooss war voll mat Leit, déi fortgelaf sin. Se hu gezielt, 't wier eng Fra vun der hëlze Noutbreck an d'Uelzecht gefall an erdröck. Ronderëm hu Kanner gekrasch a Frae gewéimert. Op der Haardt stung d'americanesch Artillerie. Noëneen hun d'Kanounen opgeliicht an e bësschen duerno huet et geknuppt. Mir sin iwwer Schieren op Colmar zou marschéiert, an ech hu mech fest um Weenchen ugepaakt, fir nët verluer ze goen, well mir ware laanscht e Kand gaangen dat um Summerwee ze kräischen stung. E Schong as vum Weenchen erofgefall, an ech hun e séier opgeraf, ma herno hu mer gesinn, dass mer deen anere scho méi laang verluer haten. Mir ware grad aus Schieren eraus, du gouf et eng Explosioun an d'Ettelbrecker Bréck as an d'Luucht geflunn. Bei Miersch dohier hu Scouten äis Biscuiten a waarme Kaffi gin. Zu Gousseldéng hu mer an engem Haus e bësschen um Buedem geschlof. Deen anere Muerge si mir iwwer Nieweweer weider gezu bis op Stroossen.

Zu Stroossen hu mir bei menger Groussmamm hirer Schwëster op der Arelerstrooss gewunnt. Hei sin d'Panzer an d'Camionë vun dem Patton sénger drëtter Arméi an engem Stéck op Baaschtnech zou gerullt. Nuets as et riicht weider gaangen, an ech hun um Plafong de Luuchte vun de Gefirer nogekuckt. Op eemol hun d'Sirenen ugefaangen zu haulen. Dat huet sech grujheleg ugehéiert an 't as engem duerch Muerch a Schank gaangen. Ech hun d'Decken iwwert de Kapp gezunn, ma 't huet näischt gedingt. An eiser Noperschaft stung eng amerikanesch Flak. Eng Kéier nuets hun s'en däitsche Fliger erofgeschoss an deen aneren Dag si mir an de Bësch kucke gaangen, wou en erof gefall war. 't as erzielt gin, 't sollt een oppassen, well se hätte Füllfiederer erofgeworf, déi explodéiere géiwen, soubal een se géif ophiwen.

D'Arelerstrooss war vun dene schwéiere Panzer ganz futti. Se huet hin an hier geklunscht an zu de Säiten as de Leem erausgesprézt. Am Duerf lougen déi schwaarz Chauffeuren, déi mat de Camiönën un d'Front gefuer sin. Ech hun se all kannt: de Ralph, de Paul, de Jim, de Joe a wéi se all geheescht hun. De Ralph war Protestant, ma en hat e Rousekranz em den Hals hänken, deen seng Mamm em matgin hat. Eng Keier koum en aus der Géigend vu Baaschtnech erëm an huet erzielt, en hätt um Rousekranz gebiet. D'Stukaën hun se ugegraff, säi Komerod nieft em as dout ëmgefall, an heen hat sech ënnert de Camion verkroch.

Fir d'Bouwe war dat eng grouss Zäit. Mir hun äis de ganzen Dag bei den Amerikaner eremgedriwwen. Mir hu bei der Feldkichen nogekuckt, Konservebechsen a Schockela kritt, oder schluetwäisst Brout, dat wéi Kuch geschmaacht huet. Mir si mat den Neger an den „G.M.C. Trucks“ duurch d'Duerf gejhaaft an dobäi hu mer äis gutt missen unhalen, fir nët an de Kéieren erauszefalen. Eng Kéier hat ech mech hannen un e Camiön gehaangen a wéi e méi séier gefuer as, hun ech lass gelooss. Ech sin de laange Wee an d'Strooss gefall an ech hat d'Hänn an d'Knieie geschannt. Mir hun och nogekuckt wei de „Storch“, de klengen amerikanesche Fliger, deen d'Artillerie geleet huet, an de Märeler Wisen opgeflunn as. Mëttes hun d'Amerikaner dacks Baseball oder Rugby gespilt a mir hu verwonnert dee komesche längelzeche Ball ënnersicht. Owe kouw alles beim Anny zesummen, d'amerikanesch Zaldoten, d'Noperen an d'Medercher aus dem Duerf.

All fënnf Minutten as d'Dir opgaangen an da koum erem een eran. De Ralph : „Good evening“, de Paul: „How are you ?“, de Joe: „How do you do ?“ An d'Matti aus dem Haus huet sech d'Zong gebracht a gesot: „Hau juduju !“ Heemlech koumen d'Meedercher erageschlach, d'Margréit, d'Anna, d'Guiguite, an se hun den Amerikaner schéin Ae gemat. Géint Hallefnuecht koumen d'Noper, de Jemp, de Pir an den Néckel fir en Handel mat den Amerikaner ze maachen : e puer Schong fir e Liter Fruucht, eng Decke fir e Liter Quetsch, en halleft Zelt fir zwei Liter Kirsch. An d'Meedercher hun d'Amerikaner gefrot, ier se deen aneren Owend eremkéimen. „O.K.“, sot de Paul. „Wat seet en ?“ huet d'Anna gefrot an den Nick huet geäntwert: „E seet: O Kei, a véierzeng Deg si mer enzwousch anescht, wat läit äis dann un Iech Kéi!“

Krëschttag hun d'Amerikaner e Réi geschoss, meng Groussmamm huet et nonee gemaach a mir hun et mat hinne giess. Ee vun hinnen huet mer en hëlzene Camiön kaaft, mat deem ech nach laang gespilt hun. Groussherzoginsgeburtsdag gouf mat engem grouse Fakelzug gefeiert bei deem d'Amerikaner matgemat hun. E bësschen drop sin se weidergeréckt. Mir konnten awer nach nët heemgoen, well doheem nach emmer geschoss gouf. Eréischt am Fréijoer gung mäi Papp hannescht, a mir sin no aacht Méint Evakuatioun am Mee nokomm. Ennerwee huet een iwverall zerschosse Panzer, zerstéiert Haiser a futtis Béische gesinn.

Eist Haus war och getraff gin an een Deel vum Daach war ewechgerass. Am Gäerteche vrun der Dir stung e Schëld „Achtung Minen !“ Am Äerdbier louge Minnen, déi méi spéit erausgeholl gouwen. Am ganzen Haus waren d'Fenstere futti, an d'Amerikaner, déi do gehaust haten, haten se mat Daachpapp zougemaach. Se haten e Lazarett ageriicht an all eis Miwwel zur Fënster erausgeworf an op den Tipp gefeiert. Well d'Heizung net gaangen as, haten se iwverall Päifelächer geschloen an Uewen opgeriicht. Mir hu Kautschefenstere an d'Fenstere gesat, an der Stuff gewunnt an ënnenan, an deem eenzegen Zemmer, dat nach ganz war, geschlof. Iwwert der Trap war den Daach fort a wa mer owes d'Trap of schlofe gaange sin, hu mer missen de Prappli opspanen, wann et gereent huet. Mir hate keng Miwwel, keng Kleider a kee Geschir méi, mee mir waren erëm doheem a mir waren zefridden.

Ronderem eist Haus loug alles voller Minnen. De Sprengkommando huet no dénen Dausende vu Minne gesicht. An dem Sprengkommando ware politesch Gefaangen, déi sech fräiwëlleg gemellt haten, fir een Deel vun der Strof nogeloss ze kréien. Se hun d'Minnen opgehuewen, d'Sprengmeeschteren hun se entschäerft a gesprengt. Da sin se mam Camiön

ronderëm gefuer, hun an eng Troter geblosen a geruff: „Gare la mine !“ E bësschen drop huet et da geknuppt. Et kouv awer och fir, dass et geknuppt huet, ier se Alarm gin hun an da wousste mer, dass der op d'Minne gelaf waren. Et gouf do verschidde verdäiwelt Zorten. Déi meescht waren am Bueden agegruwen a si lass gaangen, wann een drop getrëppelt huet. Auer Minne sin duurch en Drot lassgaange, deen iwwer de Wee gespaant war. An de „Schrappnell“-Minnen ware kleng Eisestécker déi bei der Explosioun duurch d'Luucht geflu sin. „D'Schu-Minnen“ waren aus Holz a konnten net vun den Apparate fond gin. Fir d'Panzer waren „d'Tellerminnen“, déi nemmen duurch e schwéiert Gefier explodeiert sin. Mir si wochelaang iwwert d'Tellerminne Waasser bei d'Quelle bei de Weiere siche gaangen, ouni dass eng lassgaange wier. Méi spéit huet de Sprengkommando se fond. Den Elektriker as grad laanscht gaangen an ee vun de Sprengmeeschter huet gefrot, ier e keng Zaang bei sech hätt. En huet em d'Zaang gin, an se hun sech dru gin d'Tellerminne lasszeschrauwen. „Wann Dir dru kniwwele git, maachen ech mech ewech“, sot den Elektriker an e fänkt un zu lafen. E war nach net ganz wäit fort, du huet et geknuppt. Ee vun de Männer as iwwer déi déck Eech ewechgeflunn an d'Fetzen hungem nach laang un den Äscht. Mat Pabeiertuten hun se herno d'Rechter zesummegeraf. Deen Dag waren op dräi Plazen Onglécker geschitt.

Vum Eerbiereg a vum Gaalgebierg hun se déi Verongleckt op eisen Trottoir bruecht. Deen een hat e Lach an der Stir, zu deem d'Hiren eraus kouv sin, en aneren hat de Bauch operappt an d'Träipe koumen eraus. En huet se mat enger Hand ugehalen an zu ménger Mamm gesot: „Madame, gleeft mer es, ech war kee Preiss !“

Mir hun och Kéip vu Munitioun fond. D'„Leuchtspurmunitioun“ hun ech an d'Feier geluegt, well dat esou eng schéi faarweg Flam gin as. Ma eng Kéier as eng Kugel mir just laanscht de Kapp gejauft, an du hun ech d'Saach opgin, well 't ware schon e puer vu menge Schoukmerode bei enger Explosioun verwonnt gin.

*(Jean Milmeister: Engem Bouf vu Veianen seng Krichsmemoiren.
In: Lëtzebuergesch Texter 1990. Ministère de L'Education Natonale.
S.100-107)*

Die Familie Daleiden im 2. Weltkrieg

Mein Name ist Josefina Elsen, ich bin 87 Jahre alt und wohne seit über 60 Jahren in Mettendorf. Geboren wurde ich als Josefina Daleiden in Roth an der Our.

Stationen zwischen den Kriegen

Unsere Familie stammt von Daudistel bei Neuerburg. Dort betrieb mein Vater, wie schon sein Vater vor ihm, eine Mühle. Im Ersten Weltkrieg wurde er eingezogen und meine Mutter mußte lange Jahre alleine mahlen. Dafür bekam sie eine Auszeichnung, doch was half dies!

Als der Vater heimkehrte, war die alte Mühle an allen Ecken reparaturbedürftig. Ein Onkel aus Köln befand, daß eine Wiederherstellung nicht mehr lohne und riet: "Houpert verkäaf alles, da kaans de da wuaanischt eppes oardentliches opbauen." Mein Vater folgte dem Rat und verkaufte. Die Inflation kam und wir hatten nichts mehr.

Unsere Familie zog in die Rother Mühle, die dem Eigentümer von Schloß Roth gehörte. 1926 wurde ich in der Mühle an der Our geboren. Ich war das vierte von insgesamt sechs Geschwistern: Mariechen, unsere Älteste, war Jahrgang 1913, Anna 1915, Gerhard 1922. Nach mir kamen Jakob 1928 und zuletzt Metti 1930 in Roth zur Welt.

1935 konnten wir auf die gegenüberliegende Seite der Our ziehen. Vater hatte von der Witwe des ehemaligen Landeshauptmannes der Rheinprovinz ein Gärtneriegelände mit Haus günstig erstanden. Meine Schwester Mariechen war kurz zuvor im Haushalt der Familie, die im Zentrum Viandens wohnte, als Köchin eingestellt worden. Das Kochen hatte sie im Gasthaus Klopp gelernt. Auch für Gerhard, unseren "Schier", ergaben sich gute Berufsaussichten. Eine Merscher Schreinerei nahm ihn als Lehrling auf.

Während der Vater drüben weiter arbeitete, zogen Mutter, Anna und ich in unserem weitläufigen Anwesen Trauben, Erdbeeren, alle Arten Stammobst und Gemüse. Wir hielten Kühe, Schweine und allerhand Kleinvieh. Überschüssige Milch lieferten wir an die Familie Weny, die im Gäßchen hinter der Apotheke eine Schreinerei mit einem Geschäft betrieb. Dazu hatten wir noch eine einzelne Abnehmerin in Vianden.

Das Gärtnern brachte kaum Geld, denn die Leute kauften ja nicht viel. Dafür bescherte uns der Bau der Betteler Brücke drei hochwillkommene zahlende Kostgänger.

1940 rückte die deutsche Wehrmacht über Roth ein und besetzte Luxemburg. Übermütig sangen die Soldaten, als sie vorbeimarschierten: "Denn heute gehört uns Vianden und morgen die ganze Welt!" Kämpfen mußten sie bei uns ja nicht. Sie zogen nach Frankreich, das in sechs Wochen niedergerungen war.

Doch damit war der Krieg nicht aus. Es ging weiter auf dem Meer; der Balkan, Rußland, Afrika kamen an die Reihe. Den Deutschen gingen die Soldaten aus und bald zogen sie auch bei uns die jungen Männer ein. Gerhard, der im wehrfähigen Alter war, nahmen sie aber nicht, weil er sich eine schwere Lungenerkrankung zugezogen hatte. Sein jüngerer Bruder Jakob, der mit ihm zusammenlag, hatte sich ebenfalls infiziert. Beide kamen im Viandener Sanatorium unter. Metti, unser Jüngster, blieb gesund. Nicht mehr lange und er hätte als Kanonenfutter herhalten dürfen.

Herbst 1944

Als die Amerikaner in Frankreich landeten, war der Krieg im Westen entschieden. Im Laufschrift zog sich die Wehrmacht aus Luxemburg zurück. Die neue Brücke vor der Haustür wurde im September 1944 von den flüchtenden Truppen gesprengt - und unser schönes Haus wurde dabei mit verwüstet. Es war nicht mehr bewohnbar.

Wir zogen in eines der vier Zollhäuser an der Rother Straße. Gerhard und Jakob kamen mit, denn das Sanatorium war ebenso Hals über Kopf aufgelöst worden. Unsere 3 Kühe konnten wir in einem Stall der Firma Bassing unterbringen.

Stündlich warteten wir auf die Ankunft der Amerikaner. Doch die ließen sich Zeit. Sie waren schon an Vianden vorbei über den Westwall gerückt, hatten sich aber dann nach wenigen Tagen wieder zurückgezogen. Jetzt belauerten sich die feindlichen Heere an der alten Grenze.

Das Ourtal war ein Niemandsland, in dem Spähtrupps beider Seiten umherkreuzten. In der Viandener Oberstadt unterhielten die Amerikaner vorgeschobene Posten, die sich nicht weiter rührten. Nur von den Höhen kam intervallmäßig Granatfeuer.

Dicht hinter uns lagen die Deutschen. Sie krochen durch den Kammerwald desöfteren zu Wenys Laden, wo noch immer heimlich mit Kaffee und anderer Ware gehandelt wurde. Zwischen Beschuß und Gegenbeschuß verlief der Alltag. Doch die Pausen wurden kürzer. Partisanenaktionen forcierten deutsche Schläge nach Vianden hinein. Die Amerikaner flogen Luftangriffe auf das Sanatorium, den Kammerwald und die übrige Umgebung. Ihre Flieger trafen auch den Ort.

Vater wird verwundet

Eines Tages veranstalteten deutsche Soldaten vom Rother Zollhaus herab ein Zielschießen auf unsere kleine Herde. Eine Kuh wurde dabei in den Hals getroffen. Als Vater zu ihr eilte, bekam er einen Streifschuß ab. Unser Nachbar Josef Benz, der im Sanatorium Krankenpfleger war, zog ihn rasch zu sich ins Haus und verband die blutende Wunde. Das entsetzlich schreiende Tier mußten wir notschlachten. Benz hat sich danach mit seiner Familie abgesetzt.

Mittlerweile war ein Großteil der Bewohner aus Vianden geflüchtet. Wir hatten schwerkranke Leute. Wo sollten wir hin? Über die Our? Hinter die deutschen Linien, wo man unsere Kranken nicht versorgen konnte, aber uns das Vieh gleich abnahm?

Ich wollte nicht weg. Vianden war mir Heimat, alle Freundinnen waren doch von hier. Das Kriegsende würden wir auch am ehesten hier überstehen können, meinte ich. Schwester Anna war nach einiger Diskussion derselben Meinung: "Mir gih rischt fort, wenn ä vun ihs erschoss gett." So blieben wir zusammen mit unsern Eltern.

Im November waren wir und Wenys die letzten in der Unterstadt verbliebenen Familien. Dazu kam noch Schengel, ein alter Mann, der neben der Nikolauskirche wohnte. Seine Frau war gestorben, sein einziger Sohn, den die Deutschen eingezogen hatten, war gefallen.

Partisanen

Auf der anderen Ourseite hatten sich schon im September einheimische Burschen, die sich dem Zugriff der Wehrmacht entzogen hatten, zu einer bewaffneten Gruppe formiert. Sie operierten unter dem Deckmantel der Amerikaner. Tagsüber versteckten sie sich in den Wäldern, nachts zogen sie in verschiedene Häuser ein und verwickelten deutsche Kommandos in Schießereien. Meine Schwester Mariechen wurde eines Morgens Zeuge, als drei Viandener Partisanen aus einem Wirtshaus der Unterstadt heraus drei deutsche Patrouillengänger erschossen. Ihre Leichen warfen sie auf den Misthaufen gegenüber der Gendarmerie.

Mariechen kehrte um. Noch vor den Zollhäusern wurde sie von einem Suchkommando abgefangen, das sie nach dem Schicksal der vorausgeschickten Kameraden ausfragte. "Alle drei Soldaten sind tot" antwortete sie. "Wer war es? Amis oder Partisanen?" Wohlwissend, was die wahre Antwort bedeutet hätte, sagte sie: "Amerikaner." Die Reaktion kam nicht unerwartet: "Wenn Heckenschützen das gemacht hätten, wäre Vianden gleich ein Schutthaufen!" Es war eine ihrer ersten Aktionen. Damals ahnten wir nicht, daß die Partisanen auch uns ins Visier nehmen würden:

Der 27. November 1944

Am 26. November wurde ich zum ersten Mal von der Burg herab beschossen, als ich vom Milchabliefern zurückkam. Ich nahm die Beine in die Hand und lief, so schnell ich konnte. Zuhause wollte man es kaum glauben, wußte doch drüben ein jeder, wie uns mitgespielt worden war.

Am Morgen danach ging meine Mutter die zwei verbliebenen Kühe in Bassings Stall füttern und melken. Nach getaner Arbeit kehrte sie heim und schickte mich wieder wie gewohnt zum Hause Weny. Ich aber weigerte mich. Anna pflichtete mir bei: "Bleiw hei, se sollen hätt hir Mellech selwer hollen."

Dann aber ging ich doch. Ich kam nicht weit. Beim Hause Osch wurde ich unter Feuer genommen. Es waren Partisanen, die sich im Glockenturm unterhalb der Burg verschanzt hielten. Links und rechts neben mir schlugen MG-Kugeln ein und spritzten an mir hoch. In Panik flüchtete ich mich in den Hauseingang. Dort stand ich starr. Ich weiß nicht, wie viele Ave Maria ich betete. Da hörte ich ein Händwägelchen klappern- es war Schengel. Der Mann war unterwegs in seinen Gemüsegarten! Ich rief ihm zu: "Oje; gitt Dir an de Goart? Se scheeßen doch!"

Schengel wollte das nicht glauben: "O domm Kand - se scheeße wärsch!", bot mir aber sogleich an: "Gih mat mir bej de Weny, de Weny kaan da mat dir hääm gohn!"

Ich ging auf sein Angebot ein- und tatsächlich beschossen sie uns jetzt nicht. Schengel eskortierte mich bis an die Haustür und bog ab in seinen Garten.

Daheim hatte man die Schießerei auch vernommen. Anna und Mariechen wurden ausgeschickt, nach mir zu suchen. Als sie Schengel im Garten sahen, liefen sie zu ihm, um Auskunft zu erhalten. Dazu kam es nicht: Die Turmschützen ballerten erneut und Mariechen und Anna fielen übereinander in eine Dornenhecke längs des Weges. Anna blieb getroffen

liegen. Schengel und Mariechen zogen sie schnell hinter eine schützende Mauer. Doch sie saßen in ihrem Versteck fest. Auf einmal wurden die Schützen durch einen deutschen Überläufer abgelenkt, der mit hoherhobenen Händen und schnellen Schritten auf ihrer Ourseite am Betteler Waldpfädchen auftauchte. Sie liefen ein Gäßchen hinab zur Wirtschaft "beim Thed" um ihn einzukassieren. Schengel und Mariechen nutzten den Moment, verfrachteten Anna in das Handwägelchen und schafften sie schleunigst heim. Erst spät kam Schengel zurück zu Wenys und brachte auch mich heim. Als ich endlich eintraf, sagte Anna noch zu mir: "Bas de well do", dann verlor sie das Bewußtsein.

Anna hatte zwei Streifschüsse und von einem Querschläger einen Steckschuß abbekommen. Den Steckschuß konnte Mariechen aus ihr herausholen. Mutter machte ihr blutstillende Verbände. Doch sie erkannte, daß die Verbände nichts ausrichteten. Ärztliche Hilfe mußte her. Im Schutz der Dämmerung kroch ich die Schlucht hinter unserem Hause hinauf in Richtung Kammerwald. Dann lief ich im Walde laut hilfeschreiend suchend zur vordersten deutschen Stellung. Mit einem Schuß wurde ich empfangen. Ich erreichte die Stellung unversehrt: "Haben Sie auf mich geschossen?" fragte ich den Landser - "Nein- es war nur ein Warnschuß!"

Ein Soldat führte mich aus dem mit mehreren Männern besetzten Erdloch in eine rückwärtige Stellung - durch vermintes Gelände und unter fortwährendem Granatbeschuß der Amerikaner. Etliche Male ließen wir uns niederfallen - dann Sprung auf und weiter..

Beim Gasthaus Reichert kamen wir aus dem Wald, es ging weiter den Weiherberg hinauf, bis wir einen Bunker erreichten. Hier machte der Soldat seinem Leutnant Meldung, der daraufhin in Obersgegen, wo ein Lazarett eingerichtet war, 4 Mann mit einer Tragbahre telefonisch anforderte. Das geforderte Kommando kam. Kurz darauf kam ein Hauptmann hinzu, dem wieder Meldung gemacht werden mußte. Dieser herrschte mich an: "Sie haben die Verantwortung, wenn einer von meinen Jungen nicht zurückkommt!" Ich sagte ihm, ich würde gerne vorausgehen und so hielten wir es auch. Wir nahmen den Weg über das Rother Zollhaus, vorbei an einem Felsenposten. Als wir in Vianden bei unserer Wohnung ankamen, ging nur einer der Soldaten mit hinein, die anderen sprangen um das Haus und sicherten die Lage.

Als wir eintraten, winkte unsere Mutter schon ab - es war alles umsonst. Anna war verblutet. Die Sanitätssoldaten mußten unverrichteter Dinge abziehen. Vater vereinbarte aber mit ihnen, daß sie vor dem Morgengrauen wiederkehren sollten, um uns alle zusammen mit einem leichten Pferdewagen herauszuholen. Der toten Anna zimmerte er einen Sarg zurecht. Wir warteten, doch es kam und kam keiner. Vater meinte, es wird schon hell, wir müssen gehen. Wir luden ein Handwägelchen, nahmen die kranken Jungen an die Hand und flüchteten auf kürzestem Wege ins Rother Schloß. Anna ließen wir zuhause im Sarg zurück. Unterwegs sahen wir dann, warum die Soldaten nicht zurückkehrt waren. Meine Begleiter waren auf demselben Wege -vom Posten zu spät gewarnt- in ein Minenfeld geraten und allesamt ins Ourtal gestürzt. Keiner hatte überlebt.

Wir blieben noch bis zum Einbruch der Dunkelheit im Schloß, dann machten wir uns mit einigen Soldaten auf nach Oberraden, Mutters Heimatdorf. Erst eine Woche später konnten Vater und Mariechen unsere tote Schwester bei Nacht und Nebel mit dem Handwägelchen aus Vianden zu uns holen. Wir begruben sie auf dem Pfarrfriedhof in Outscheid.

Kriegsende

Nur ein paar Tage darauf gingen die Deutschen in die Offensive und überrumpelten die Amerikaner blutig. Wir aber kehrten nicht zurück nach Vianden, sondern blieben in Mutters Elternhaus. Vater wurde in der Enzener Mühle und in Obersgegen dienstverpflichtet. Hier erlebte er im Februar den Einmarsch der Amerikaner. Als sie zu uns nach Oberraden kamen, trieben sie alle Einwohner in den Lenzhof. Nur Mutter ließen sie bei Gerhard, der im Bette lag; er war so schwach, daß sie dachten, daß er nicht mehr lange durchhalten würde. Sie haben ihm einen Rosenkranz dagelassen... Im Lenzhof war ihr Gebaren nicht so fromm. In der Nacht versuchten sich einige im Mädchenfang. "Nix Mädchen?, nix Mädchen?" riefen sie und leuchteten in das mit Menschen proppenvoll gestopfte Haus. Wir flüchteten uns schnell unter die Stubenbänke, die Männer im Haus preßten die Beine hart gegen uns. Sie fanden uns nicht.

Unser Gerhard verstarb Anfang September. Wenige Monate später folgte ihm Jakob mit nur 16 Jahren. Mit ihm hatten unsere Eltern das dritte Kind verloren.

Metti und ich kamen noch im Frühjahr 1945 nach Muxerath, wo eine kinderlose Schwester unseres Vaters lebte. Nur Mutter und Mariechen blieben in Oberraden. Der Vater arbeitete jetzt in Enzen und Mettendorf.

Mariechen heiratete 1947 nach Lahr. Metti und mich verschlug es nach Mettendorf. Ihn jedoch nur für einige Jahre. Nachdem er das Schmiedehandwerk erlernt und einige Zeit als Geselle gearbeitet hatte, zog er nach Wiesbaden.

Ich heiratete 1953 den Kriegsheimkehrer Josef Elsen. Neben seinem Heimathaus bauten wir und bekamen 2 Kinder. Josef arbeitete viele Jahre "auf dem Bau". 2008 ist er gestorben. Vater und Mutter lebten später auch in Mettendorf. Sie ruhen jetzt alle zusammen auf dem Mettendorfer Friedhof. Auch Schwester Anna und die beiden jung gestorbenen Brüder ruhen heute hier.

Wir waren in jenen Tagen nicht die einzigen, die zu lange zwischen den Fronten ausgeharrt hatten. Später hörten wir, daß Viandens Partisanen einen gebürtigen Deutschen, der mit einer Luxemburgerin verheiratet war, im Haus umgebracht hatten. Die Leute wohnten auf der anderen Seite der Our in der Straße zum Kirchhof hin. Wegen des Beschusses hielt sich die Familie zumeist im Parterre auf.

In der Nacht schlichen Partisanen zum Haus, schlugen ein Fenster ein und feuerten in die Stube, wo der Mann mit einem kleinen Kind im Arm schlief. Der Mann war tot, sein Kind erlitt einen Streifschuß.

Nicht alle Ereignisse von damals sind gerichtlich verfolgt worden. Von Viandener Seite bestand wohl auch wenig Interesse daran. Als Metti 1982 als Jungeselle starb, mußten wir zur Klärung der Erbschaftsangelegenheiten auch eine Bescheinigung über Annas Tod vorlegen. Von Bürgermeister Abens wurden wir freundlich empfangen. Wir erhielten eine Bescheinigung über Annas Tod, aber nicht über die gewaltsame Todesursache.

In den 80ern war ich in Vianden zu einem Jahrgangstreffen eingeladen. Es war eine schöne Feier. Beim nächsten Mal waren auch ältere Jahrgänge mit eingeladen. Dabei waren auch zwei ehemalige "Milizmänner", wie sie sich selber nannten. Zu vorgerückter Stunde kamen sie mit Kriegsgeschichten heraus. Sie prahlten mit ihren Heldentaten auf dem Burggelände und damit, daß sie damals zu dritt eine von Bettel kommende Dreierpatrouille von hinten erschossen hatten. Der dritte in ihrem Bunde war ein bereits verstorbener Bruder einer Klassenkameradin. Ich war wie gelähmt. Eine Freundin aus Vianden, bei der ich übernachtete, sagte nur kurz: "Komm mir ginn". Denn auch nach so vielen Jahren mußte man noch mit Behelligungen durch sie rechnen. Ich bin jetzt alt. Öfter denke ich daran, wie meine Schwester einmal im Scherz sagte, sie werde nie älter als 29 sein. Ihr "Wunsch" hat sich erfüllt.

Die Kämpfer von der Burg hatten nach dem Krieg eine Gedenktafel an der Bildchenkapelle für die Nachwelt aufgehängt. Viandener Leute, die es besser wußten, haben sie wieder abgehängt.

Josy Bassing

Vianden – kein Weltkulturerbe ! Einen Rückschlag als Chance begreifen

Im Juni 2013 verfasste ICOMOS (International Council on Monuments and Sites) ihre Bewertung zum Antrag Burg und Stadt Vianden als Weltkulturerbe aufzunehmen¹⁾. Die Schlussfolgerung lautete:

*„ICOMOS recommends that the Town and the Castle of Vianden, Luxembourg, should **not be inscribed** on the World Heritage List.“*

(Übersetzung: ICOMOS empfiehlt den Ort und die Burg von Vianden **nicht** in die Liste des Weltkulturerbes **einzuschreiben**)

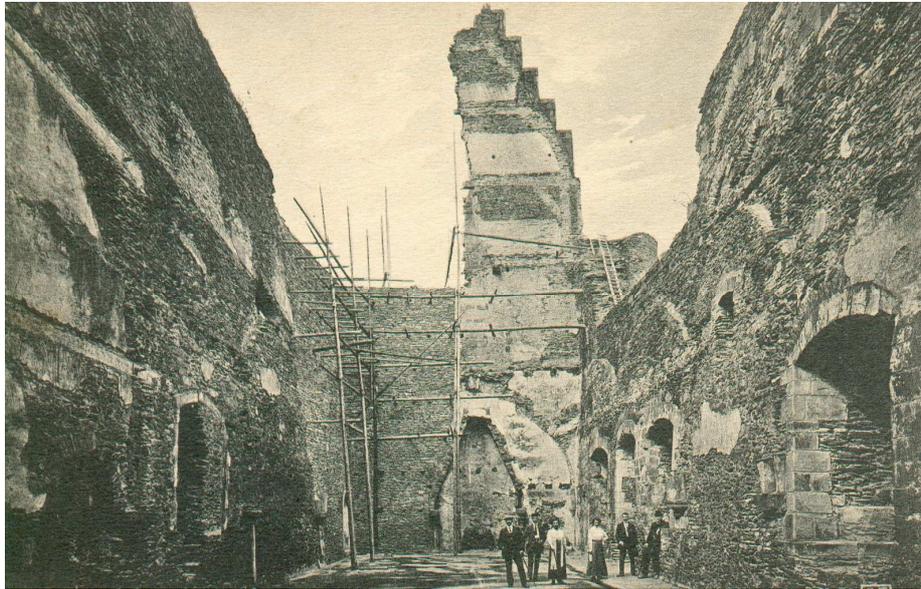
Dies war eine herbe Enttäuschung für die Initiatoren des Antrags. Viel Mühe und Arbeit waren in die Ausarbeitung des Dossiers geflossen ...



Schloss Vianden heute : Märchenschloss mit moderner Architektur

1) Evaluations of nominations of cultural and mixed Properties to the world heritage list ICOMOS report for the world heritage committee, 37th ordinary session, Phnomh Penh, June 2013, WHC-13/37.COM/INF.8B1, Vianden (Luxembourg) No 1420

Nun war die Entscheidung von ICOMOS aber keine auf des Messers Schneide, keine „gerade ungenügend“, nichts wo man noch Hoffnung haben könnte mit Nachbessern doch noch ins Boot zu kommen. Es ist mehr als eindeutig. Vianden wird kaum erneut die Chance erhalten in diese begehrte Liste aufgenommen zu werden, kein „Adelstitel“ der UNESCO, kein werbeträchtiges Label für den Tourismus ... doch in allem Schlechten mag auch etwas Gutes stecken, und ich will versuchen es zu finden ...und vielleicht war dann die ganze Arbeit doch nicht völlig umsonst!



Schloss Vianden : Die « aula regia » vor dem Wiederaufbau
(links erkennt man ein von Bodo Ebhardt rekonstruiertes Teilstück)

ICOMOS hält den Viandenern den Spiegel vor. Auf der einen Seite präsentiert das altehrwürdige Städtchen seine Sicht von sich selbst. Auf der anderen Seite, im ICOMOS-Spiegel, sieht die alte Dame bei weitem nicht so attraktiv aus wie sie es gerne wäre. Das ist ernüchternd – und kann helfen vorwärts zu kommen! Auf der Realität baut sich besser auf als auf Wunschdenken ...

Wunschdenken?

Die Viandener bezeichnen ihre Heimat als „die Perle Luxemburgs“, und verweisen mit Stolz auf die „mittelalterliche“ Bausubstanz. Dabei ist die folgende Beobachtung von ICOMOS doch kein Geheimnis:

„Vianden Castle and Town were significantly transformed in the 20th century. The castle was largely reconstructed through the addition of walls, vaults and roofs. (...) The town has integrated new architectural elements following considerable destruction during World War II.“

(Übersetzung: Der Ort und die Burg Vianden wurden im 20. Jahrhundert bedeutend verändert. Die Burg wurde grossenteils wiederaufgebaut, durch Zufügen von Mauern, Gewölben und Dächern. (...) Im Ort wurden, bedingt durch bedeutende Zerstörungen während dem 2. Weltkrieg, neue architektonische Elemente eingebracht)



Zerstörungen im 2. Weltkrieg

Für luxemburger Verhältnisse mag es tatsächlich noch viel Altes in Vianden geben, nur haben die Luxemburger allgemein keine besondere Wertschätzung für ihr architektonisches Erbe, und es gibt heute landesweit nur noch sehr wenig originalgetreu erhaltene Bausubstanz aus früheren Jahrhunderten. Sogar das nationale Denkmalschutzamt ersetzt die innere Struktur von Gebäuden durch Stahl und Beton, nur die Fassaden bleiben erhalten („Fascadism“). In Vianden wurde noch im Jahr 2010 (während noch am Weltkulturerbeantrag gearbeitet wurde) eines der letzten Fachwerkhäuser mit Genehmigung der Gemeindebehörden abgerissen, um es durch ein modernes Gebäude zu ersetzen.

Nun mag die Altstadt Viandens „pittoresk“ aussehen, doch wirklich alt ist sehr wenig davon.

“the castle is not exempt from criticism of the ways in which the historic site is treated and presented, with aesthetic insensitivity being a particular problem in the entrance area, (...) as well as in recently added architectural structures, such as the new visitor centre.”

(Übersetzung: Die Burg ist, in der Art wie das historische Gebäude behandelt und dargestellt wird, nicht von Kritik ausgeschlossen, mit ästhetischer Unsensibilität als besonderem Problem im Eingangsbereich, (...) wie auch mit kürzlich zugefügten architektonischen Strukturen, wie z.B. das neue Besucherzentrum)

Das ist ein Schlag ins Gesicht des Denkmalschutzamtes, haben die Verantwortlichen doch immer darauf hingewiesen dass alle Projekte gemäss den Vorgaben von ICOMOS erfolgten. Dabei wurde sich oft auf die „Charta von Venedig“ von 1964²⁾ berufen. Viele Besucher von Burg Vianden haben sich, unangenehm berührt von der Optik der neuen Gebäude anhören müssen dass genau dies beabsichtigt sei, vorgeschrieben durch die Charta von Venedig, um kein falsches Bild zu vermitteln ...

²⁾ die „Charta von Venedig“ findet man im Internet unter <http://www.icomos.org/venicecharter2004/german.pdf>

Jetzt ist durch den ICOMOS-Bericht nicht nur die Vorgehensweise des Denkmalschutzamtes, sondern eigentlich überhaupt das ganze Projekt des Wiederaufbaus in Frage gestellt. War der Aufbau ein Erfolg? Sind die Ziele erreicht worden? Welche Ziele hatte man überhaupt?

Besinnen wir uns auf die Anfangszeit, in den 70er Jahren: Die Begeisterung unter den Viandenern für den Wiederaufbau „ihres“ Schlosses hielt sich damals in Grenzen. Es wurde kontrovers darüber diskutiert, dass die schöne Ruine nun „verschass“ werde ... also warum das Ganze?

Bedeutende Teile der Burg waren baufällig und drohten einzustürzen. Dadurch waren manche Viandener direkt in ihrer Sicherheit bedroht, hätten doch die Mauersteine den Schlosshang hinunter rollen können, auf die Dächer der Häuser im Tal. Dass diese Gefahr real war, davon zeugten die bereits eingestürzten Giebel, und andere Gebäudeteile. Nun hiess es (unter anderem) ein Wiederaufbau würde langfristig billiger werden als der permanente Unterhalt der Ruinen. Doch wie baut man ein solches Gebäude wieder auf? Überdeckt man die Ruinen mit einem modernen (und unästhetischen) Dach um sie vor Witterungseinflüssen zu schützen? Oder versucht man alles wieder so herzustellen wie es früher einmal gewesen war? Was auch immer alles an Argumenten auf den Tisch gekommen sein mag, man entschied sich für die Wiederherstellung – in den Augen von COSIMO vielleicht die falsche Wahl ...

Doch wie stellt man ein Gebäude wieder her, das sich über 1000 Jahre lang dauernd verändert hat? Nach dem letzten Ausbau vor der Zerstörung? Schwierig – da damals schon manches in Trümmern lag. Eine bestimmte Epoche? Dann müsste man alles was danach kam zerstören ... und so wurde der Aufbau zum Kompromiss, einer, der das Missfallen der COSIMO erregt. Man sieht Fenster verschiedener Epochen nebeneinander, Schornsteine enden im Nichts ... usw.



„unsensibel“: Das « visitor's center » verstört Besucher

Was sollte dieses zusammengeschusterte Bauwerk nun eigentlich darstellen? Nun, man könnte an den verschiedenen Bauphasen die Entstehungsgeschichte der Burg erkennen ... oder nicht?

Der nächste Kompromiss war der Charta von Venedig geschuldet: Nichts wieder aufbauen, von dem man nicht genau weiss wie es war – mit dem Resultat dass die unkompletten Bauwerke den Betrachter im Dunkeln lassen wie es hätte aussehen können. Neue resp. moderne Materialien zur Abgrenzung von alt (Originalsubstanz) und neu (ergänzt). Auch hier: Der Gesamteindruck leidet. Die wenigsten Besucher von Schloss Vianden sind derart in historischem Bauwesen gebildet, dass sie all dies ermassen, geschweige denn einordnen können.

Und das Resultat: Ein Schloss Vianden das es (früher) so nie gegeben hat. Es hätte es auch nicht geben können, da so vieles was man zum täglichen Leben benötigt einfach nicht da ist: Schlafzimmer, Latrinen, Badestube, funktionelle Küche ... Dabei erfüllt der Aufbau nicht den eigentlichen Zweck: Der Besucher kann sich das Leben früher an diesem Ort nur schwer vorstellen.



Mittelalterfest : Phantasiewelten ziehen Besucher an

Aber das aufgebaute Schloss hat Vianden viel gegeben, vor allem eine Kulisse, wie sie kaum eine mittelalterliche Burg zu bieten hat. Die Silhouette lässt sich ohne weiteres mit Publikumsmagneten wie Neuschwanstein vergleichen, und die Besucher strömen mit grossen Erwartungen diesem „Märchenschloss“ entgegen ... und, einmal dort angekommen, fragen sie ihren Führer nach dem König, der Prinzessin, den Gefängnissen ...

Wenigstens einmal im Jahr, während dem Mittelalterfest, werden diese Erwartungen nicht enttäuscht. Burg Vianden verwandelt sich in ein Märchenschloss, mit Feen, Hexen und Rittern ... und, immerhin, etwas hat der Aufbau gebracht: Eine Belebung des Tourismus, mit Arbeitsplätzen die direkt oder indirekt dem Schloss geschuldet sind.

Also ist das Schloss nun eine rein touristische Installation, ohne musealen Auftrag? In dem Sinne wäre es egal welche Aktivitäten dort abliefen, Hauptsache das Publikum wird weiter angezogen. Aber so ist es nicht, sollte es jedenfalls nicht sein. Das Schloss ist auch als Museum hergerichtet worden, wo der Besucher etwas über frühere Zeiten erfahren soll – mit Ausstellungen von Waffen, Küchengeräten, Ausgrabungsfunden, antiken Möbeln ... funktioniert das? Was erfährt der Besucher vom früheren Leben auf der Burg? Burg Vianden hatte in früheren Zeiten 4 Bestimmungen: Grafenresidenz, Repräsentationsgebäude, adminis-

tratives Zentrum und Festung – was erfährt der Besucher hiervon? Kein Teil der Befestigungen ist dem Besucher zugänglich, was den Mittelpunkt einer mächtigen Grafschaft anbelangt erzählt der Fremdenführer lediglich etwas von „Kornspeichern“, dass es Grafen gab erfährt man (wenn man sich dafür interessiert!) nur im „genealogischen Raum“, lediglich von den Repräsentationsräumen bekommt der Besucher etwas mit, zwangsläufig, da sie einfach zu gross zum Übersehen sind. COSIMO kritisiert (absolut zu Recht) dass die von der „state party“ (Antragstellern) angegebene Yolanda im heutigen Vianden nicht präsent ist, wie sollte sie auch? 7 Strassen und mehrere Plätze in Vianden sind nach Persönlichkeiten benannt, keine davon älter als 200 Jahre, und nirgends tritt in der Öffentlichkeit ein Mitglied der Grafenfamilie, denen Vianden seine Existenz verdankt, in Erscheinung. Der Besucher auf Schloss Vianden erfährt mehr über die massgeblichen Personen welche am Wiederaufbau beteiligt waren als über die eigentlichen Erbauer. Nun mag man argumentieren all dies werde sich mit der Eröffnung des neuen Besucherzentrums ändern ... doch wäre das nicht besser am Originalschauplatz dargestellt? Wenn es ein (modernes!) Besucherzentrum dazu braucht, wozu dann der Wiederaufbau der Burg?

Zusammenfassung:

Der Wiederaufbau von Burg Vianden im Sinne der COSIMO ist als gescheitert anzusehen. Das historische Gebäude kann nur noch bedingt als „schützenswertes Baudenkmal“ angesehen werden, angesichts der massiven modernen Eingriffe in die Bausubstanz. Schloss Vianden ist ein modernes Gebäude, mit wirtschaftlicher Bedeutung, über dessen Nutzung man nachdenken könnte/sollte.

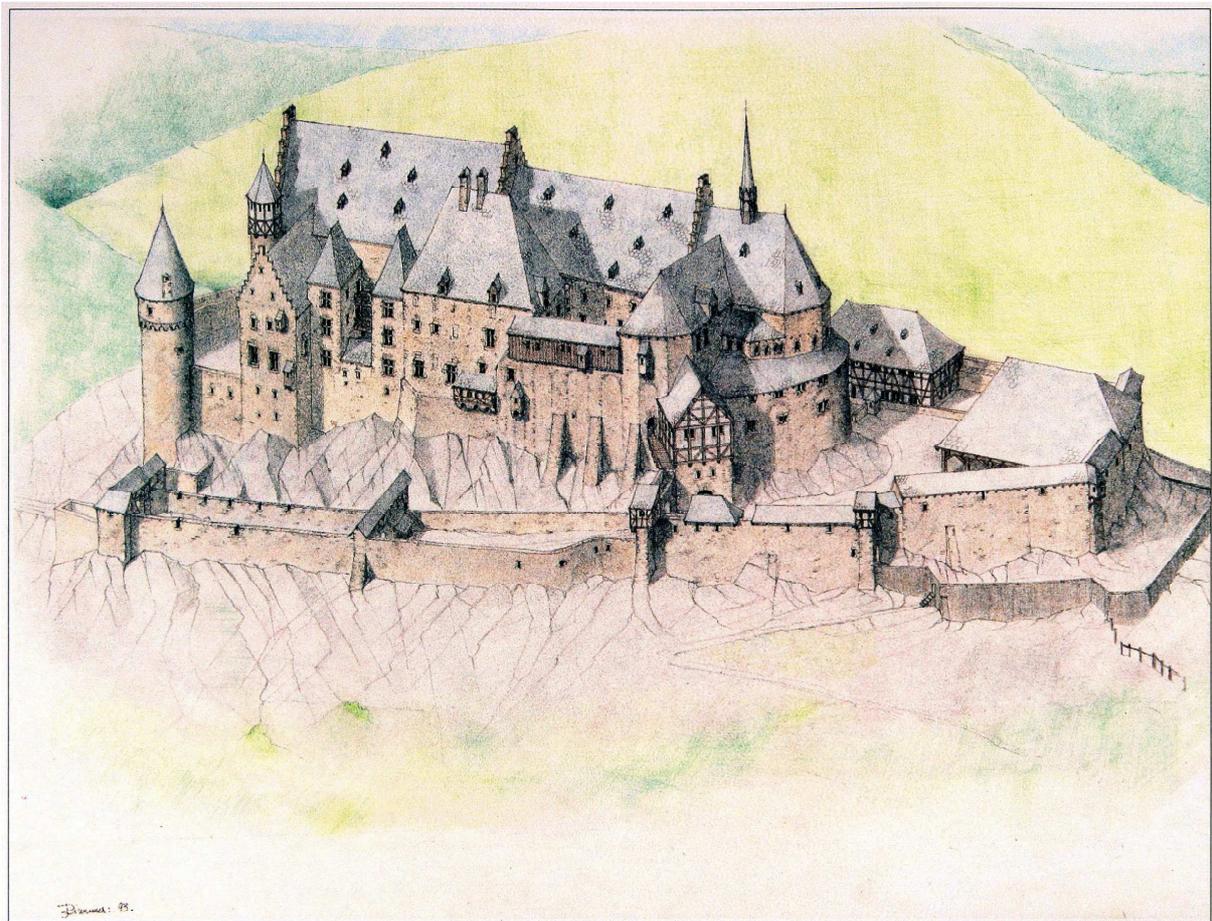
Der Wiederaufbau im Sinne der touristischen Nutzung ist ein grosser Erfolg. Schloss Vianden ist und bleibt (trotz rückläufiger Besucherzahlen) die meistbesuchte Sehenswürdigkeit des Luxemburger Landes. Das „Märchenschloss“ inspiriert und zieht an (trotz störender moderner Elemente) ...

Die kulturelle Nutzung ist dagegen eher dürftig: traditionelle Konzerte und Ausstellungen dümpeln dahin (wenn man vom „Vianden Music Festival“ absieht), der museale Nutzen der Räumlichkeiten ist gering. Der Akzent liegt auf „Romantik“, nicht Geschichtsvermittlung. Man kann sich auch damit begnügen, wenn man will ...

Eine Vision

Wer hat ihn nicht schon gehört, diesen Satz: „Mir hoan jo ëmmer nooch d'Schlooss“ ? Will heissen: Wir brauchen uns nicht anzustrengen, das Schloss reicht aus um Besucher anzulocken!

Man sollte das Schloss aber nie als „Berechtigung“, sondern eher als „Verpflichtung“ sehen: Sind wir es nicht den Erbauern dieses grossartigen Gebäudes schuldig, etwas Grosses, Aussergewöhnliches dort zu vollbringen, und nicht, gleich kleinen Wenzel Kostern, davon zu „profitieren“, dass es da ist?



Könnte Schloss Vianden in 20 Jahren so aussehen ?

Ein erster grosser Schritt ist gemacht, mit dem Wiederaufbau ... nicht im Sinne der COSIMO, und doch etwas Besonderes. Kaum ein Viandener zweifelt heute noch daran, dass es der richtige Weg war, das Schloss wieder aufzubauen. Nun sollte man daran gehen eine neue Vision zu entfalten, und dabei die Fehler der Vergangenheit, begangen wegen fauler Kompromisse (welche sich im Endeffekt doch als nutzlos erwiesen haben) bereinigen.



*Wandbemalung, Vorhänge, Möbel im mächtigen Wohnturm von Dover Castle
 ...wiederhergestellt wie es um 1180 ausgesehen haben mag
<http://www.english-heritage.org.uk/daysout/properties/dover-castle/great-tower/>*

Ich denke das Phantasie-„Märchenschloss“ sollte verschwinden, und einem historisch korrekten Wiederaufbau weichen. Dies ist eine logische Konsequenz; zur Ruine zurückführen kann man das Gebäude nicht mehr. Im jetzigen Zustand eignet sich das Gebäude zwar sehr gut als Kulisse für Filme und Feste, jedoch gibt es keinen konsequenten Bezug zur Geschichte. Die Einschränkungen welche bisher das Denkmalschutzamt auferlegt hat sind obsolet, also kann man loslegen, und das beseitigen was optisch stört, und wiederherstellen was logisch fehlt.



*lebende Geschichte in Hampton Court : Küchenarbeiten im 16. Jahrhundert
<http://www.hrp.org.uk/HamptonCourtPalace/stories/thetudorkitchen>*

Als erstes gilt es den ersten Kompromiss des Wiederaufbaus zu bereinigen: Festlegung der wiederherzustellenden Bauphase. Da bietet sich die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts an: Mit Nassautürmen und grosser Küche wurden die letzten Ausbaurbeiten an den Hauptgebäuden beendet. Die Kapelle war (zu dieser Zeit) noch unversehrt. Alle späteren Bauten (aus dem späten 17. und dem 18. Jahrhundert) im Wirtschaftshof sind längst dem Bagger zum Opfer gefallen, man braucht also keine historische Bausubstanz zu zerstören.

Als nächstes wird der zweite Kompromiss des Wiederaufbaus revidiert: Mit Hilfe von Experten und Anschauungsunterricht an noch bestehenden Gebäuden im Ausland können die fehlenden Gebäude und Einrichtungen rekonstruiert werden. Da die „Charta von Venedig“ nicht länger von Bedeutung ist kann jetzt auch mehr oder weniger interpretiert werden, allerdings immer nach bestem wissenschaftlichem Kenntnisstand (was im Übrigen z.T. auch schon bei den bereits erfolgten Aufbauarbeiten Anwendung fand). So entsteht nach und nach ein Gebäude in welchem der Besucher die vergangene Epoche „erlebt“. Insgesamt wird es nicht „falscher“ sein wie das aktuelle Schloss, und in vielem „richtiger“.



Guédelon : Die Baustelle als Attraktion
<http://www.guedelon.fr/de/>

Die Räume sollten dann auch entsprechend eingerichtet werden, nicht notwendigerweise mit „echten“ Antiquitäten, sondern mit stilgerechten Einrichtungsgegenständen, welche das Leben erahnen lassen. Es ist sogar von Vorteil wenn die Einrichtung „nachgemacht“ ist; man kann sie dann nämlich auch ohne Bedenken benutzen. Allein in den noch aufzubauenden Gebäuden bietet sich viel Platz hierfür (jülicher Bau, 2. Nassauturm, Fallbrückhaus, 5. Torgebäude ...)



Lebende Geschichte auf Schloss Vianden :
Stickerei mit Szenen aus dem Leben der seligen Yolanda

Zum krönenden Abschluss könnten die Räumlichkeiten durch Darsteller „belebt“ werden*. Schon jetzt sind Mitglieder des Vereins Milites Viennenses an einzelnen Wochenenden im Schloss aktiv und zeigen einzelne alltägliche Verrichtungen. Das Spektrum kann hier wesentlich ausgebaut werden, bis hin zu Handwerkerarbeiten und Kleinviehwirtschaft im Hof.

Nach und nach könnten moderne Konstruktionen durch adäquate historische Rekonstruktionen ersetzt werden. Dadurch sollte aber möglichst keine störende Baustellentätigkeit entstehen; das Schloss war während der letzten 30 Jahre permanent Baustelle, was sich sehr negativ auf den Publikumsverkehr ausgewirkt hat.

Vielmehr sollten Aufbauarbeiten ganz gezielt als zusätzliche Animation genutzt werden, wie beispielsweise beim französischen Burgenbauprojekt „Guédelon“ (Dort wird zur Zeit ein Neubau einer Burg ausgeführt, mit den Mitteln von um 1250). Einzig bei der Beseitigung der Riesenmengen Beton (zumindest des sichtbaren) wird man um neuzeitliche Methoden allerdings nicht herum kommen.

Eine Utopie? Eine Spinnerei? Mag sein, aber es gab eine Zeit da galt auch der Wiederaufbau der Burg als Spinnerei!

* Ich bin mir bewusst dass viele Leser keinen Unterschied zwischen „Mittelalterdarstellungen“, wie man sie beispielsweise beim Mittelalterfest sieht, und „lebender Geschichte“ sehen. Bei „lebender Geschichte“ wird die frühere Zeit mit den Mitteln von damals „erlebt“ und dargestellt, bei „Mittelalterfesten“ (so wie diese heute geprägt sind) geht es um reine Phantasiewelten, mit mehr oder weniger Bezug zur Geschichte. Es würde aber zu weit führen dies jetzt hier im Detail auszulegen, ich möchte aber gerne den geneigten Leser einladen sich mit „lebender Geschichte“ vertraut zu machen indem er entsprechende Veranstaltungen besucht, z.B. auf Burg Vianden.

Inhaltsverzeichnis

Jean Milmeister	Virwuert	3
	Foto: Der letzte Scherenschleifer	5
Jean Milmeister	Vor 100 Jahren, am 22. August 1914, besuchte Grossherzogin Marie Adelheid Vianden	7
Joseph Hess	Viandener Weinberge	15
Jean Milmeister	Burgen und Burgherren des Ourtals in den Notizen des französischen Dichters Victor Hugo	19
Jean-Paul Hoffmann	Sieben Viandener in der Königlich-Niederländisch-Indischen Kolonialarmee	25
***	Den Alain Atten iwwer dem Dicks seng wessentschaftlech Aarbecht zu Veianen	29
Edmond de la Fontaine	Luxemburger Sitten und Bräuche	33
Josy Bassing	Sind die « Gesänge » des Veiner Miertchen nicht mehr zeitgemäss ?	77
Jean Milmeister	Lili Marleen	83
Jean Milmeister	Lale Andersen	85
Claude Fox	La famille comtale de Vianden et les ordres militaires	89
Jean-Paul Hoffmann	Der Viandener Hausname "A BRULLES"	113
Jean Milmeister	Evakuatioun 1944	117
Josefine Elsen	Die Familie Daleiden im 2. Weltkrieg	121
Josy Bassing	Vianden – Kein Kulturerbe	127
	Inhaltsverzeichnis	137

UNSERE BUCHREIHE

- | | |
|---|------------|
| 1. Théodore Bassing : Chronik der Stadt Vianden (1815-1925) 1975 | vergriffen |
| 2. Jean Milmeister : Chronik der Stadt Vianden (1926-1950) 1976 | vergriffen |
| 3. Viandensia : Kuriosa, Sagen, Gebräuche und Schnooken. 1977 | vergriffen |
| 4. Pierre Bassing : Vianden in seinen Kirchen, Kapellen und sakralen
Kunstschatzen. 1983 | 30.- EUR |
| 5. Charles Arendt : Monographie du Château de Vianden. 1984 | vergriffen |
| 6. Freed a Leed zu Veinen 1939-1945. 1990 | 25.- EUR |
| 7. Pierre Bassing, Jos Kremer, Jean Milmeister : Veiner Dictionär. 1994 | 15 .- EUR |
| 8. Jean Milmeister, Théodore Bassing : Geschichte der Stadt Vianden
(1780-1815) | 16.- EUR |
| 9. Jean Milmeister : Geschichte der Grafen von Vianden (1090-1795) 2003 | 28.- EUR |
| 10. René Engelmann : Novellen. 2005 | 9,50 EUR |
| 11. Erny Theis : Chronik der Stadt Vianden (1951-1980) | 20,70 EUR |

Notizen

